P. O. germ. 1568 f-5

Weisser.

<36630486650012

<36630486650012

Bayer. Staatsbibliothek

P.O.

Friedrich Weiſſer's
ſämmtliche
proſaiſche Werke.

Fünfter Theil.

Zweyte wohlfeilere Ausgabe.

Stuttgart,
in der J. B. Metzler'ſchen Buchhandlung.
1822.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Seite

1813.

Fünfte Abtheilung.

Johann Grob. 3

1814.

I. Vater und Tochter. 35

II. Sind die Juden in der That witziger als andere Völker? 54

III. Ein alter und ein neuer neunzehnter October. 57

IV. Die neue alt=deutſche Damentracht. . 61

V. Blätter aus einem Gedenkbuche. . . 70

1815.

Erſte Abtheilung.

I. Volkstrachten. 107

II. Armen=Anſtalten. 109

Seite
III. Klingers Werke. 110
IV. Satans Urtheil über weibliches Bücher-ſchreiben. 112
V. Die Heirathen am Sterbebette. . . 115
VI. Ehrlichkeit in Norwegen. . . . 118
VII. Der ſchreibende Pöbel. 120
VIII. Ueber das Verbeſſern fremder Gedichte. 123
IX. Die Armuth. 126
X. Geheime Nachrichten aus einem Schla-raffenlande. 128
XI. Vermiſchte Bemerkungen über das Schau-ſpiel. 137
XII. Der geneckte Mährchen-Erzähler. . 145
XIII. Verdienſt eines großen Philoſophen um die Biertrinker. 148
XIV. Das Buch für Eheleute. 151

1 8 1 5.

Zweyte Abtheilung.

Liebe und kindlicher Gehorſam. 157

1 8 1 5.

Dritte Abtheilung.

I. Blätter aus einem Gedenkbuche. . . 229
II. Erinnerung an Klopſtock. 266

Seite
III. Leyer und Schwert. 267
IV. Der Geizige und ſein Diener. . . 274
V. Ueber eine Anecdote von dem engliſchen Arzt, D. Mead. 279
VI. Die Feder unter den Schwertern. . . 284
VII. Adams Traueranzeige bey Evas Tode. . 288

1 8 1 5.

Vierte Abtheilung.

Der ſeltſame Geizhals. 295

1 8 1 5.

Fünfte Abtheilung.

I. Die Feder im Mund. 381
II. Die Thierpeiniger. 385
III. Flüchtige Bemerkungen eines Sonderlings über Liebe und Ehe. . . . 392
IV. Die Heirath nach des Vaters Willen. . 396
V. Ein Goldonſcher Luſtſpiel=Auftritt. . 416
VI. Der italieniſche Luſtſpiel=Dichter Goldoni als Sachwalter. 422
VII. Poeten=Uebermuth. 427
VIII. Das mißbrauchte Buch. 433

Seite

1 8 1 5.

Sechſte Abtheilung.

I. Der Perſonen=Wechſel. 439
II. Blätter aus einem Gedenkbuche. . . 466
III. Die Rechnung ohne den Wirth. . . 487

1 8 1 3.

Fünfte Abtheilung.

Johann Grob.

Ein Schweizerſcher Dichter des ſiebzehnten Jahrhunderts.

Der Dichter, von deſſen Leben und Schriften ich hier dem Publikum einige Nachrichten mittheile, hatte das Schickſal, eine lange Reihe von Jahren völlig unbekannt zu ſeyn. Die größten Bücherkenner ſchweigen von ihm, oder erwähnen ſeiner, wie Adelung in ſeinen Ergänzungen zu Jöchers Gelehrten=Lexikon, nur flüchtig und unvollſtändig, und ſelbſt in Matthiſſons lyriſcher Anthologie, die mit Recht auf den Ruhm, das Andenken manches ältern Dichters erneuert zu haben, Anſpruch macht, ſucht man ſeinen Nahmen vergebens, und wenn alſo ein immerwährendes Obenſchwimmen auf der Bücher=

ſinth den Werth eines Dichters entſcheidet: ſo verdient das Andenken des unſrigen ſchwerlich erneuert zu werden. Allein ſo nahe auch ſeine Werke ihrem Untergange waren, an ihrem Werthe lag die Schuld gewiß nicht, und ſchon die ſeit Kurzem hin und wieder, beſonders aber in der von Haug und Weiſſer herausgegebenen epigrammatiſchen Anthologie erſchienenen Proben derſelben ſind, wie ich hoffe, hinlänglich, um Männer von unbefangenem Urtheil für einen Dichter zu gewinnen, der in der lyriſchen Gattung neben Opitz, Dach, Flemming und Andern, und in der epigrammatiſchen neben Logau und Wernike, ob er ſich gleich von beyden durch ſeine Eigenthümlichkeit weſentlich unterſcheidet, eine ehrenvolle Stelle behauptet, und der um ſo mehr Aufmerkſamkeit verdient, je ungünſtiger bekanntlich ſein Jahrhundert, und beſonders die letzte Hälfte deſſelben, der deutſchen Poeſie war.

So gewiß ich aber meine Vorliebe für den Dichter bey dem bloß vernünftigen Theil des Publikums durch ihn ſelbſt gerechtfertigt zu ſehen

hoffen darf, ſo wenig Beyfall verſpreche ich ihm auf dem erhabenen, chriſtlich-poetiſchen Capitol unſerer Zeiten, dem bekanntlich zur vollkommenen Aehnlichkeit mit dem weiland heidniſchen auch die wachthabenden Gänſe nicht fehlen. Der arme Grob hat zwar manche Phyllis, aber nicht eine einzige Kalender-Heilige beſungen, und was die ſo beliebten Sonette betrifft: ſo geht ſeine ungeweihte Plattheit bis zum epigrammatiſchen Spott über dieſelben, und ſogar ſo weit, daß man die läſternde Behauptung von ihm liest, ein Pathengeſchenk von vierzehn wohlklingenden Dukaten ſey den vierzehn Zeilen eines Klinggedichts unendlich vorzuziehen. Des großen Carfunkels endlich gedenkt er mit keiner Sylbe, und aus dem Geiſte ſeiner Poeſie ergibt ſich unwiderſprechlich, daß ihm der heilige Myſticismus unſerer Tage ein Aergerniß und eine Thorheit geweſen wäre. Mit Einem Wort. Der arme Dichter hatte nur Geiſt, Verſtand und Wiſſenſchaft, aber er gehörte nicht zu den Eingeweihten, und es iſt alſo beynahe zu fürchten, daß

man noch mehr als hundert Jahre nach ſeinem Tode das furchtbare Wort: Kreuzige ihn! über ihn ausruft, und den Verſuch, ſein Andenken zu erneuern, mit Schmähſchriften belohnt.

Die erſten Gedichte von ihm erſchienen im Jahr 1678 zu Baſel, bey Johann Brandmüller, in Zwölftel-Bogengröße, unter dem Titel:

„Dichteriſche Verſuchgabe, beſtehend in deutſchen und lateiniſchen Aufſchriften, wie auch etlichen Stimmgedichten, oder Liedern, den Liebhabern poetiſcher Früchte aufgetragen von Johann Groben.“

Dieſer Sammlung folgte erſt nach zwey und zwanzig Jahren, da der Verfaſſer bereits nicht mehr lebte, im Jahr 1700, ohne Anzeige des Druckorts, eine zweyte, die er:

„Reinholds von Freyenthal poetiſches Spazierwäldlein, beſtehend in allerhand Ehren- Lehr- Scherz- und Strafgedichten“

betitelte.

Mit vieler Beſcheidenheit erklärt er ſich in beyden Sammlungen über ſeinen Dichter-Beruf, und will nur für einen Mann gelten, der als ein Liebhaber der alten und neuen rechtſchaffenen Poeten und durch den Umgang mit ihnen etwas von ihren Sitten und Gewohnheiten angenommen habe, ohne ſelbſt Einer Ihresgleichen zu werden, wozu, wie er ſagt, mehr gehöre, als Mancher ſich einbilde, und als ihm ſeine Verhältniſſe geſtattet hätten. In der That offenbart ſich aber in ſeinen Gedichten nicht nur eine ſehr vertraute Bekanntſchaft mit den vorzüglichſten ältern und neuern Dichtern, ſondern auch der Mann von Welt, Erfahrung, mannigfaltigen Kenntniſſen und vielſeitiger Bildung. Dem Zoilus vergißt er nach damahliger Weiſe, nach welcher die Schriftſteller dem Tadel mit ihrer Widerlegung deſſelben zuvorkamen, ebenfalls nicht, das Nöthige zu ſagen, und erklärt ihm kurz und bündig, daß er ſein ungutes Benehmen mit ruhigem Gemüth verachten und verlachen werde. Als Herr von Freyenthal, von welchem Nahmen

er bemerkt, daß er ihn nicht aus Furcht, oder Mißtrauen, ſondern aus Beſcheidenheit und wegen der Gleichförmigkeit mit dem Titel ſeines Buchs ſich angedichtet habe, ſagt er von dem Bücherſchreiben, es ſey eine Mittelſache, wie das Heirathen, welches man laſſen, oder nicht laſſen könne, und ſetzt hinzu, im letzten Falle müſſe man es lediglich dem Glück und der Zeit anheimſtellen, ob daraus Vergnügen, oder Verdruß, Lob, oder Tadel, Ehre, oder Verachtung entſtehe. Wer wird dieſe Wahrheit läugnen, und wer wünſcht nicht zugleich, es möchte die Frage, ob man laſſen, oder nicht laſſen ſoll, beym Bücherſchreiben wenigſtens eben ſo ſorgfältig, als beym Heirathen bedacht werden? Der Catoniſchen Brüderſchaft, die ſeine Durchhechlung der fehlbaren und unanſtändigen Lebensſitten allzu ausgelaſſen und ſpöttiſch finden möchte, führt er zu Gemüth, dergleichen Laſter-Beſtrafung ſey zu allen Zeiten üblich geweſen, darum, daß man ſie nützlich und ſehr dienlich befunden habe, das ärgerliche Weſen abzuſchaffen, und

das löbliche zu pflanzen, und wir ſpätern Deutſchen können alſo mit Recht ſtolz ſeyn, weil wir das ärgerliche Weſen längſt, ohne erſt auf juvenaliſche Strafgedichte zu warten, von freyen Stücken abgeſchafft, und das löbliche dagegen gepflanzt haben. Je weniger aber ſeine Pfeile uns ſelbſt treffen, deſto größer muß nothwendig das Vergnügen ſeyn, das wir an ſeinen Schriften finden, und zuverläßig wird man gar nicht ſatt werden können, bey ihm zu leſen, welche verſtockte Sünder und ungeheure Thoren — unſere Väter geweſen ſind.

Indem ich auf die beſondern Lebensumſtände des Dichters, von welchem zuerſt die Züricher Monatsſchrift Iſis, im December-Heft 1807, und nachher Herr Rathsſchreiber Schäffer, in Heriſau, in einem aus Freundſchaft für deſſen angeſehene Nachkommenſchaft verfaßten, auf einem halben Bogen gedruckten Aufſatze Nachricht ertheilte, übergehe, darf ich nicht vergeſſen, der Güte des Herrn Profeſſors Fels, in St. Gallen, dankbar zu erwähnen, welcher mir

aus Veranlaſſung meines frühern Aufſatzes im Morgenblatte von 1811, Nr. 261, drey von ihm einer Verſammlung von Freunden gehaltene, nicht für den Druck beſtimmte Vorleſungen über den ehrenwerthen Sänger zuſchickte, die um ſo ſchätzbarer ſind, da der würdige Herr Verfaſſer bey ſeiner Arbeit, neben einigen ungedruckten Nachrichten des Herrn Actuar Hartmann und andern Quellen, vorzüglich den ihm von dem noch lebenden Urenkel des Dichters, dem Herrn Artillerie-Hauptmann Grob, in St. Gallen, mitgetheilten handſchriftlichen Nachlaß deſſelben, und einige andere noch vorhandene Familien-Papiere mit Fleiß und beurtheilender Auswahl benutzte.

Johann Grob wurde zu Grobenenzenſchwyl, in der Grafſchaft Toggenburg, geboren, und ſein Vater war Hans Grob, Landes-Commiſſarius und Beyſitzer des Toggenburgiſchen evangeliſchen Capitels. Das Jahr ſeiner Geburt iſt ungewiß, fällt aber höchſt wahrſcheinlich zwiſchen die Jahre 1640 — 1645.

Je mehr Verdienſte, nach der Bemerkung des Herrn Profeſſors Fels, das ehrenvolle Amt des Vaters vorausſetzte, deſto ſicherer darf man von den Eigenſchaften deſſelben auf die Sorgfalt ſchließen, welche er der Erziehung und der Bildung des Sohns widmete, der ſich ſchon in der Primar-Schule eben ſo ſehr durch glückliche Anlagen, als durch den Eifer, mit dem er ſie benutzte, auszeichnete, und durch die Hoffnungen, die er erregte, einen vorzüglichen Landgeiſtlichen aufmunterte, ſich ſeinem beſondern Unterricht zu unterziehen, und ihn zu den höhern Studien vorzubereiten. Es darf, ob man gleich in unſern Tagen zuweilen die Würde eines öffentlichen Lehrers erhalten kann, ohne den Donat zu verſtehen, nicht verſchwiegen werden, daß er beſonders in der römiſchen Sprache eine mehr als gewöhnliche Stärke erlangte. Dafür lobten aber auch ſeine deutſchen Gedichte den Meiſter, ohne daß der Meiſter ſelbſt ſie zu loben brauchte, und die lateiniſchen zeugen auch dadurch von ſeiner erworbenen gründlichen

Sprachkenntniß, daß er ſie erſt lange nach den Schuljahren und alſo in einem Alter verfertigte, in welchem man Alles, was man jung nur halb wußte, gewöhnlich gar nicht mehr weiß.

Im Jahr 1661 nahm er Dienſte bey der Schweizer-Garde in Dresden, und dieſer Umſtand rechtfertigt die Vermuthung, daß er nicht ſpäter, aber auch nicht viel früher, als zwiſchen 1640 und 1645 geboren ſey.

Schon im Jahr 1664 hatte ſeine kriegeriſche Laufbahn ein Ende, und er ließ ſich in Lichtenſteig nieder, nicht, um auf ſeinen Lorbern auszuruhen, ſondern um einen Leinwandhandel zu treiben, und alſo der Welt das höchſt ſeltene und kaum glaubliche Beyſpiel einer Vereinigung des Dienſts der Muſen mit dem Dienſt Merkurs zu geben. Man wird es ſehr natürlich finden, daß der kaufmänniſche Dichter, der auch noch zu der Würde eines Commiſſars, die ihm der Fürſt Abt übertrug, gelangte, von dem Gott des Handels auf eine glänzendere Art belohnt wurde, als von den armen neun Kunſt- und Leyermäd-

chen. Er erwarb ſich durch die Waare, aus welcher am Ende das den ſchreibenden Muſen geheiligte Papier entſteht, ein ſehr anſehnliches Vermögen, mußte aber bald auch durch eigene Erfahrung ſich von der Wahrheit überzeugen, daß Verdienſte überhaupt, noch mehr aber belohnte Verdienſte in den Augen des Neids das unverzeihlichſte aller Verbrechen ſind. Er hatte ſich nähmlich bey den damahligen Staats- und Glaubens-Verhältniſſen des Toggenburgs einige freymüthige Aeußerungen erlaubt, und dieſe gaben ſeinen Widerſachern ſo nachdrückliche Waffen gegen ihn in die Hand, daß er im Jahr 1672 oder 1673 ihnen das Feld zu räumen, und ſein Vaterland eilig zu verlaſſen, ſich genöthigt ſah. Er flüchtete nach Heriſau, wo er ſeiner Geſchäfte wegen ſchon vorhin gekannt und geſchätzt war, und theilte von nun an ſeine Zeit in ſeine Handelsgeſchäfte, in die Dichtkunſt, und in das Studium der Geſchichte, und zugleich zählte die Mathematik den Epigrammendichter Grob, wie ein Jahrhundert ſpäter den Epi-

grammendichter Käſtner, unter ihre geweihten Prieſter.

Wer mehr thut, als, gleich dem Greis in Gellerts Erzählung, leben und ein Weib nehmen, in deſſen Lebensbeſchreibung verdient der Umſtand, daß er ein Weib nahm, allerdings auch eine Erwähnung. Unſer Dichter, der, wie man bereits oben geleſen hat, das Heirathen, wie das Bücherſchreiben, unter die Mittelſachen, die man laſſen und nicht laſſen könne, zählte, wollte, da er das Eine nicht ließ, auch das Andere thun. Er ſchwor alſo im Jahr 1680 eben ſo muthvoll zu der Fahne des Hymen, als er neunzehn Jahre früher zu der Fahne des Mars geſchworen hatte, und die Schöne, die ihn dieſer Fahne zuführte, war die Jungfrau Catharina Ziegler, von Gäß. Die Nahmen zweyer andern Jungfrauen, um die er ſich vergebens bewarb, hat die Geſchichte, da ſie ein Dichterherz und eine Dichterhand verſchmähten, von Rechtswegen untergehen laſſen. Die letzte von beyden, die in Kappel lebte, lehnte zwar ſeinen Antrag

nicht geradezu ab, aber ſie ermüdete mit ihren Aeltern ſeine Geduld durch Zögern und Unentſchloſſenheit ſo ſehr, daß er die zaudernde Phyllis plötzlich verließ, und nachdem er zuvor ſich an ihr, wie es einem Dichter geziemt, durch ein Epigramm gerächt hatte, nach dem Ort eilte, wo ein eben ſo ſchneller, als glorreicher Sieg ſeiner wartete. Dieſes Cäſariſche Kommen, Sehen und Siegen beſang der glückliche Ueberwinder ſelbſt in folgenden Verſen:

„Man ſagt, Mercurius ſey an dem blauen Bogen
Der Stern des Unbeſtands, und ſchneller Liſt gewogen;
Der Mond nimmt zu und ab; der Thetis grünes Reich
Iſt auch ſehr wandelbar, und ſteigt den Winden gleich;
Das Spiel verkehrt ſich oft; wie muß doch oft ein Ballen
Bald hoch, bald nieder gehn, bald da, bald dorthin fallen!

Jedoch man rühme mir, was man noch ſonſten kann;
In zweyer Wochen Friſt hab' ich doch mehr gethan.'"

Acht Freunde des Dichters feyerten ſeine Verbindung mit eben ſo viel Gedichten, die zuſammen gedruckt wurden, und erſt das Titelblatt dieſer kürzlich aufgefundenen Sammlung machte den Herrn Hauptmann Grob mit der Abſtammung ſeines Urgroßvaters bekannt.

Auch auf dem Schauplatze der Staatsangelegenheiten ſehen wir unſern Dichter in einer ihm nicht unrühmlichen Thätigkeit, durch die er ſich nicht minder gültige Anſprüche auf die Bürgerkrone, als in ſeiner poetiſchen Laufbahn auf den Lorberkranz erwarb. Während nähmlich im Jahr 1688 ſeinem Vaterlande bey der Stellung der franzöſiſchen und kaiſerlichen Heere an den Gränzen der Schweiz wegen Conſtanz und der vier Waldſtätte große Gefahr drohte, ließ er eine Flugſchrift gegen Frankreich drucken, die ihn nicht nur dem kaiſerlichen Miniſter, Baron von

Landſee, empfahl, ſondern auch nicht ohne Einfluß auf die Landesangelegenheiten blieb. Eben dieſe Schrift, in welcher der Verfaſſer mit Freymüthigkeit und mit der Begeiſterung der Vaterlandsliebe zu dem Volke ſprach, und bey deren ſiegreichen Vertheidigung gegen den Angriff eines nicht unbedeutenden Gegners er nach dem Urtheile des Herrn Profeſſors Fels nicht gemeine geſchichtliche und ſtaatsrechtliche Kenntniſſe entwickelte, war es auch, für die er, nach einer Angabe im fünften Theil der Schweizer-Geſchichte des Herrn von Haller, mit der koſtenfreyen Erhebung in den Adelſtand belohnt wurde, und die ihm zugleich das Vertrauen erwarb, das ihm die Regierung der äußern Rhoden dadurch bewies, daß ſie ihn im Jahr 1690 an den Kaiſer Leopold nach Augſpurg abſchickte, um wegen der ſchon ſeit 1688 dauernden Fruchtſperre Erleichterung nachzuſuchen.

Dieſe Sendung war von dem glücklichſten Erfolge. Der Dichter, der dem Kaiſer ſchon früher einen lateiniſchen Brief, zwey lateiniſche Epi-

gramme und zwey deutſche Gedichte, eines auf den Einzug des Monarchen in Augſpurg, und das zweyte auf die Krönung Joſephs zum König von Ungarn, durch die Schweizerſchen Abgeſandten hatte überreichen laſſen, erhielt ohne Aufenthalt Gehör, und bewirkte durch eine dem Gegenſtand angemeſſene Rede und ſeine weitern zweckmäßigen Unterhandlungen für den Canton Appenzell und für andere Cantone nicht nur überhaupt Erleichterungen, ſondern auch nahmentlich für den erſten einen Freybrief, kraft deſſen ihm eine wöchentliche Zufuhr von 150 Säcken Getreide geſtattet wurde. Nach einem Aufenthalt von nicht mehr als zwanzig Tagen kehrte er mit einem verbindlichen Schreiben, worin ſeines vollzogenen Auftrags ehrenvolle Meldung geſchieht, zurück, und durfte ſich, da zu der ſchon für ſich ſelbſt höchſt drückenden Fruchtſperre noch mehrjähriger Mißwachs und Hagelſchaden hinzukamen, mit Recht rühmen, ſein Vaterland nicht nur von einer beyſpielloſen Theurung, ſondern ſogar von wirklicher Hungersnoth errettet zu ha=

ben. Das Vaterland war aber auch, was das Vaterland gegen ſeine größten und verdienteſten Söhne nicht immer zu ſeyn pflegt, dankbar gegen den glücklichen Geſchäftsführer, indem die Landesgemeinde ihm erſt das Landrecht, und acht Tage ſpäter auch das Gemeinds=Bürgerrecht in Heriſau verlieh. Auch als Dichter erntete er bey dieſer Gelegenheit im eigentlichen Verſtande Lorbern, und empfing während ſeiner Anweſenheit in Augſpurg den Kranz, den die Muſen ihm längſt um die Schläfe gewunden hatten, auch aus kaiſerlichen Händen. In welchem Grade er bey dem ihm anvertrauten Geſchäft und der dadurch veranlaßten Reiſe die Mäßigkeit eines Dichters, und die Sparſamkeit eines guten Bürgers bewies, davon iſt die noch vorhandene Berechnung der ſich mit Inbegriff der Geſchenke an die kaiſerliche Kanzley und der Trinkgelder nicht höher als auf 66 fl. 3 kr. 5 hl. belaufenden Reiſekoſten ein unverdächtiges Denkmahl.

Seiner Erhebung in den Adelſtand gedenkt

der Dichter ſelbſt in folgender Stelle ſeines Gedichts, Geſpräch mit Phöbus:

„Ey, fürwahr ein ſchöner Tritt
In den Handelsorden!
Bringt dieß Schild und Adel mit,
Die durch mich Dir worden?“

und noch umſtändlicher, beſtimmter und unzweydeutiger in folgendem Epigramm an den Caſſian:

„Ich gewahr, o Caſſian! daß Du Stirn und Naſe rümpfeſt,
Und auf mich, den alten Freund, aller Orten giftig ſchimpfeſt,
Nur aus unverdientem Neide, nähmlich weil Dich dieſes kränkt,
Daß mir Leopold gewogen, und mir Schild und Adel ſchenkt,
Wegen meiner Pieris, die ſich mit den Oreaden
Ihn zu ſingen hat erkühnt. Nun, was wird Dir ſolches ſchaden?
Laß mein Glück Dich nicht verdrießen! Gibt mir gleich der Kaiſer Stand,
Läßt er zwey mir doch noch fehlen, nähmlich Gold und Ritterland.“

Nach verlaſſenen Chur=Sächſiſchen Kriegs=dienſten reiste er, wie aus einem Abſchiedsge=dicht an ſeinen Reiſegefährten erhellt, mit die=ſem in Paris lebenden vertrauten Freunde nach Hamburg und Bremen, und von dem letzten Orte begab er ſich nach London, und von dort nach Friesland und Holland, und durch die Spa=niſchen Niederlande nach Paris, wurde aber von ſeinen Aeltern nach einer Abweſenheit von dritt=halb Monaten wieder nach Hauſe berufen. Eine andere, aber wahrſcheinlich von eben dieſer Reiſe nur mit irriger Angabe der Zeit und der bereis=ten Länder ſprechende Nachricht ſagt, er habe nach vollendeten Studien eine Reiſe durch Frankreich, Italien, Deutſchland, die Niederlande und England gemacht. Daß er übrigens auch nur nach dieſem kleinen Ausfluge die von ihm bereiste Welt nicht wenigſtens mit einer kurzen, etwa ein halbes Dutzend Bände füllenden Reiſebeſchreibung beſchenkte, welche Unbegreiflichkeit in den Augen ſo vieler Hohl= und Flachköpfe unſerer Tage, die wie Hand=

werksburſche wandern, und wie Handwerksburſche die Zeichen und Wunder, die ſie ſahen und nicht ſahen, beſchreiben, und deren Gänſekiel ſo wenig ermüdet, als ihre Füße! Doch bey einem Manne von den Fähigkeiten und Kenntniſſen unſers Dichters iſt es in der That zu bedauern, daß er Beobachtungen mit ins Grab nahm, für welche wir ohne Zweifel, mit wenigen Ausnahmen, die Waare von zehn Leipziger Meſſen in dieſem Fache ohne Bedenken hingeben würden.

An der Erhebung des Dichters in den Adelſtand zweifelt Herr Profeſſor Fels aus mehreren Gründen der Wahrſcheinlichkeit, vorzüglich aber darum, weil ſich, wie er ſagt, unter den Familien=Papieren die Ernennungs=Urkunde nicht findet. Allein mag es auch noch ſo unwahrſcheinlich ſeyn, daß unſer Dichter den Adel erhielt, es iſt gewiß, daß er ihn erhalten hat, und dieſe Gewißheit gründet ſich auf ſeine eigenen, oben angeführten Gedichte, indem es ſich ſchlechterdings nicht denken läßt, daß ein Dich=

ter öffentlich der ganzen Welt durch den Druck bekannt macht, ein von ihm beſungener Kaiſer habe ihm Schild und Adel geſchenkt, wenn es — nicht wahr iſt. Wie könnte überdieß, ohne im höchſten Grade lächerlich zu werden, ein Nicht-geadelter vor dem Publikum behaupten, man beneide ihn um ſeinen Adel? Der Dichter, Johann von Grob, hatte übrigens, wie ſich aus mehreren Stellen ſeiner Gedichte ergibt, keine höhere Meinung von ſeinem perſönlichen Werth, als zuvor der Dichter, Johann Grob, und eine nur gar zu ſeltene Beſcheidenheit gehörte alſo ebenfalls unter ſeine rühmlichen Eigenſchaften. Vielleicht machte er ſogar von dem erhaltenen Vorzug, dem, wie er ſelbſt klagt, zwey weſentliche Erforderniſſe des Adels, nähmlich Gold und Ritterland, fehlten, und der ihn zugleich, nach der Bemerkung des Herrn Profeſſors Fels, von dem ihm ertheilten Landrecht ausgeſchloſſen haben würde, wenig oder keinen Gebrauch.

Nachdem von Leu herausgegebenen allge-

meinen Helvetiſchen Lexikon war es das Jahr 1697, welches den Dichter zu ſeinen Vätern, und zu Logau und Wernike und andern ihm verwandten Geiſtern verſammelte. Er kann alſo kaum über ſechzig Jahre alt geworden ſeyn, und lebte weniger lang der Zeit, als dem Gebrauch nach, den er von dem Leben machte. In der Geſchichte dieſes Lebens wird ihm übrigens ohne Zweifel ſein Betragen bey der erlittenen Glaubens-Verfolgung den erhabenſten Geiſtern und den tiefſten Gemüthern unſerer Zeit am wenigſten empfehlen, und es iſt im Ernſt unverzeihlich, daß er dieſe herrliche Gelegenheit nicht benutzte, nicht, um durch ſtandhafte Behauptung ſeines Glaubens die Märterer-Krone, ſondern um durch feyerliches Abſchwören der verhaßten Denk- und Glaubens-Freyheit die ächte Dichterweihe, und mit ihr die Dichter-Krone zu empfangen. Wie würde die heutige junge Welt, die jetzt ſeine Gedichte nicht anders als mit Achſelzucken aufnehmen kann, ſich an ihnen erbauen, wenn er als ein neubekehrter Anhänger

des Glaubens, bey welchem man nach den neueſten Entdeckungen nicht nur allein ſelig, ſondern auch allein ein Poet werden kann, ihre Sylben an einem Roſenkranze abgezählt hätte!

Das erſt nach dem Tode des Dichters erſchienene Poetiſche Spazierwäldlein hatte den Sohn deſſelben, der Doctor der Arzneykunde war, zum Herausgeber. Man wird fragen, was den Verfaſſer abhielt, das Werk ſelbſt ans Licht zu ſtellen, und die wahrſcheinlichſte Antwort liegt in der Geſchichte ſeines Lebens. Die Narren im Jahr 1678 geriethen nähmlich nicht weniger in Wuth, wenn man ein Lied von ihrer Narrheit ſang, als die Narren im Jahr 1813. Der Dichter hatte aber bey dem erſten Gebrauch, den er von den Waffen Juvenals und Martials machte, die Geißel über eine zu große Herde von Opferthieren der unter dem Nahmen Satyre bekannten ſpottenden Nemeſis geſchwungen, als daß er den Folgen des Ingrimms der Gezüchtigten ganz hätte entgehen können, ob es gleich kaum glaublich iſt, daß es auch damahls

ſchon eben ſo verworſene, ſcham- und hirnloſe Läſterſchriftenſudler und ſchmähſüchtige Wochenblättler gegeben habe, als in unſern Tagen. Genug, die Freymüthigkeit des Dichters wurde, wie immer, mit Verleumdungen und pöbelhaften Schmähungen belohnt, und da ein ehrlicher Mann auf alle Fälle beſſer dabey fährt, wenn er, ſeiner Aſche fluchen, als wenn er ſich zu Aſche verbrennen läßt: ſo war es, wenn auch nicht ganz tapfer, doch deſto klüger, daß, der Schweizerſche Tugendeiferer und Sittenzuchtmeiſter mit den Gegenfüßlern des Menſchenverſtands und der Rechtlichkeit einen ſtillſchweigenden, mehr als zwanzigjährigen Waffenſtillſtand einging, bis die undurchdringliche und unbezwingliche Scheidemauer zwiſchen der Welt und dem Menſchen ihm einen ewigen Schutz gegen die Kothſchleudern des Geſindels gewährte. Uebrigens mag auch nach allen Umſtänden der Ertrag ſeiner erſten Sammlung ihn nicht ſonderlich zur Unternehmung einer zweyten angeſpornt haben.

Die nachgelaſſenen, in den Händen ſeines Urenkels befindlichen Papiere des Dichters beſtehen aus ſieben von ihm eigenhändig geſchriebenen Heften, die größtentheils ſeine in beyde Sammlungen aufgenommenen Gedichte enthalten. Die ungedruckten ſind, einige nicht unglückliche Epigramme abgerechnet, Gelegenheitsgedichte, deren Gehalt auf keine Aufbewahrung Anſpruch macht. Uebrigens ſind dieſe Hefte darum ſehr wichtig für den Ruhm des Dichters, weil ſich aus ihnen der vollſtändige Beweis führen läßt, nicht nur, daß er nie müde wurde, ſeine Gedichte zu feilen, ſondern daß er auch noch mehr leiſtete, als die bekannte ſtrenge Regel des Horaz von dem Dichter fordert, indem er ſeine ſogar bis auf die Vorrede völlig zum Druck fertige erſte Sammlung, die Dichteriſche Verſuchgabe, von 1665 bis 1678, alſo eine Ewigkeit von dreyzehn Jahren im Pult behielt. Kann man die Geſchichte ſeines Lebens auf eine für ihn ehrenvollere Art ſchließen, als mit dieſem Beyſpiele einer Selbſtverläugnung, die freylich

Allen und Jeden, die ſich der Poeſie befleißen, ohne daß Apollo und die neun Muſen etwas von ihnen wiſſen, um ſo lächerlicher erſcheinen wird, je unerhörter ſie iſt?

Dieſe Nachrichten waren beſtimmt, einer Sammlung vorgeſetzt zu werden, welche unter dem Titel: Johann Grobs, eines Schweizerſchen Dichters des ſiebzehnten Jahrhunderts, auserleſene Blumen, ans Licht treten, und eine Auswahl der vorzüglichſten lyriſchen und epigrammatiſchen Gedichte des mit Unrecht vergeſſenen fröhlichen Sängers und geiſtreichen Spötters von Toggenburg enthalten ſollte. Allein werden doch gegenwärtig ſelbſt die von unſerem neuen Mittelalter hervorgebrachten, der Gemeinheit des Menſchenverſtands, und der Plattheit des römiſchen und griechiſchen Alterthums mit edler Kühnheit Trotz biethenden Leyerſpieler, ihres Heiligenſcheins um die mit keinem eitlen Wiſſen angefüllten Köpfe ungeachtet, von den großmüthigſten Buchhändlern der Verzweiflung überlaſſen, und wie

könnten alſo die Unglücklichen und Unheiligen, die, wie der arme Grob, zu ſpät und zu früh geboren wurden, ein anderes Schickſal, als ein gänzliches Verſinken in das Meer der Vergeſſenheit erwarten? Das ſtolze Leipzig mit ſeiner Büchermeſſe iſt noch tiefer gefallen, als weiland das ſtolze Babel, und bald werden die Deutſch leſenden Weltbürger ihre Geiſtesnahrung auf Einem Markte und vielleicht aus Einer Bude mit der leiblichen kaufen. Und ſollte man ſich dieſer herbeyeilenden goldenen Zeit nicht vielmehr freuen, ſtatt daß man ihr Klaglieder entgegenſchickt? Findet doch ein kleiner beſcheidener Tragkorb voll ächt-vaterländiſcher Geiſteswerke, nähmlich voll gehörnter Siegfriede und ähnlicher, dem Zahn der Zeit, wenn gleich nicht der Mäuſe trotzenden Denkmahle alt-deutſcher Art und Kunſt ſelbſt auf dem Jahrmarkte zu Plundersweiler Raum genug, und was iſt natürlicher, als daß Bücher, welche für Obſthöckinnen und Krautweiber geſchrieben ſind, auch an der Seite dieſer geiſt- und gemüthvollen Damen feilge-

bothen werden? Oder ſollte man nicht überhaupt aufhören, Bücher zu drucken? Wußte man doch gerade in dem unvergeßlichen Zeitalter, in welchem jeder Ritter ein Poet, und jeder Poet ein Ritter war, Nichts von der unſeligen Kunſt des gottloſen Hexenmeiſters und Teufelsbanners Fauſt, und in unſern Tagen würde es uns in der That zum doppelten Vorwurfe gereichen, wenn wir eine Erfindung nicht untergehen ließen, die den neuen Mönchen, mit welchen wir die alten öden Klöſter ſchlechterdings bevölkert wiſſen wollen, ihren angenehmſten und nützlichſten Zeitvertreib raubt. Daß eben dieſe frommen und emſigen Männer uns nicht nur durch ihren Griffel die Buchdrucker, ſondern auch die vom Staate beſtellten Bücherprüfer und Rügemeiſter erſparen würden, fällt von ſelbſt in die Augen, und welches Volk wird es mit unſern Geiſtes-Erzeugniſſen aufnehmen, wenn die von den Mönchsköpfen außerhalb der Kloſtermauern ausgebrüteten Meiſterwerke erſt noch durch die Mönchsköpfe innerhalb derſelben geläutert wer-

den, ehe ſie ſich ans Licht wagen dürfen? Es liegt des Troſtes zu viel in dieſen Ausſichten, als daß das Schickſal meines kleinen Hefts mich noch zu bekümmern vermöchte. Mag es alſo im Pulte vermodern, und mag der Schatten des Schweizerſchen Opitz und Logau ſich an dem Opfer begnügen, das ich ihm durch dieſe wenigen Blätter zu bringen mich bemühte.

1 8 1 4.

I.

Vater und Tochter.

Vater.

Alſo es bleibt dabey? Mein Tōchterchen ſagt nein? Die Unerbittliche gibt dem wackerſten aller Freyer den Korb? Es ſoll nicht von der Kanzel herabgerufen werden: In den heiligen Eheſtand wollen ſich begeben: Herr Philipp Gottlob Frank, angeſehener Kaufmann allhier, und Jungfer Sara Catharina, oder wie ſie ſich ſelbſt eigenmächtig zu taufen beliebte, Mamſell Hyacinthe Heß?

Tochter.

O mein Vater! zu Ihren Füßen flehe ich um

Erbarmen. Machen Sie Ihr einziges Kind nicht unglücklich!

ater.

Was meine Füße anbelangt, ſo bleibe nur weg von ihnen, und Deine Bitte, daß ich ſo gut ſeyn möchte, Dich nicht unglücklich zu machen, finde ich gar ſehr unverſchämt. Warum bitteſt Du nicht lieber Deinen Vater, er möchte Dich nicht wie ein Wolf zerreißen? Wer mein Kind unglücklich macht, iſt nicht der Vater, es iſt das Kind ſelbſt. Dein Unglück, meine Tochter! heißt Narrheit, eigene Narrheit, die Du Dir in Büchern angeleſen, und im müßig gehenden Wachen erträumt haſt.

Tochter.

Iſt es Thorheit, dem Manne ſeine Hand nicht geben wollen, dem man das Herz nicht geben kann?

Vater.

Hohlte doch der Henker, möchte ich faſt ſagen, hohlte doch der Henker jedes Mädchenherz! Aber ein frommer Wunſch iſt es gewiß, daß

man Euch das alberne und unnütze Ding, das Ihr Euer Herz nennt, in Gehirn verwandeln, und aus der Bruſt in den Kopf verſetzen könnte. Wenn Du, wie Du in Deiner Verkehrtheit Dir einbildeſt, dem Ehrenmanne, den ich zu Deinem Gatten beſtimmte, Dein Herz nicht geben kannſt, woher kommt es, als weil Dein Kopf nicht klug iſt?

Tochter.

Wenn hat die Liebe ſich gebiethen laſſen?

Vater.

Deſto ſchlimmer, wenn ſie ein ſo widerſpenſtiges, ungeberdiges Ding iſt, das ſchlechterdings keine Vernunft annehmen will. Aber es iſt nicht wahr. Auch die Liebe, die ächte nähmlich, erkennt den einzigen Gebiether, der blinden Gehorſam verdient, ich meine den geſunden Menſchenverſtand, für den ihrigen, und der Beyſpiele, daß ſie ſich gegen dieſes Oberhaupt empört, findet man, dem Himmel ſey Dank! mehr in der Romanenwelt, als in der wirklichen.

Tochter.

Es gibt nur Eine Liebe, und wehe der Liebe in der wirklichen Welt, wenn ſie eine andere iſt, als die, welche Sie die Liebe in der Romanenwelt nennen!

Vater.

Um Verzeihung, meine zartfühlende Jungfer Romanenheldinn! Tag und Nacht ſind nicht verſchiedener, als die Liebe, der ich das Wort rede, und die, welche ich verdamme. Kurz, liebe Keinen, als der Liebe verdient, und verſage Keinem die verdiente Liebe! Dieſer Ruf ergeht von mir an Dein Herz und an Deinen Verſtand,

Tochter.

Ach! ich weiß es längſt, daß Sie eigentlich von gar keiner Liebe hören wollen. Wie könnten Sie ſonſt verlangen, daß man, ſtatt ihr alles Irdiſche aufzuopfern, ſie ſelbſt dem irdiſchen Moloch opfere?

Vater.

Dem irdiſchen Moloch! Man höre doch, welche

derbe Belehrungen ſich in unſern Tagen die Väter von den Töchtern geben laſſen müſſen! In der That, man ſuche nur keine Weisheit mehr, wo man ſie ſonſt am meiſten fand, da, wo ein Bart, ſondern gerade da, wo keiner iſt, und alſo nirgends, als bey Weibern, und zwanzigjährigen Laffen.

Tochter.

Vergeben Sie mir! Aber ſoll das warme Herz der Jugend nicht bluten, wenn es ſich ewig von dem kalten Verſtand des Alters verdammt ſieht?

Vater.

Spare doch Deine albernen Gemeinſprüche, durch die Du mich nur ärgern, aber nicht überzeugen kannſt! Es iſt eine gar feine Zumuthung, daß der Verſtand das Herz ungeſchoren laſſen ſoll. Aber mein kalter Verſtand nimmt ſich Nichts deſto weniger die Freyheit, Dir, meine ſchmelzende Sara, oder Catharina, oder Hyacinthe, zuzumuthen, daß Du jeden Augenblick bereit ſeyeſt, jedem vernünftigen, heirathsfähigen und rechtſchaffenen Manne in unſerer ganzen

großen Stadt, inſofern nur ſein Stand nicht zu hoch über, oder zu tief unter dem Deinigen iſt, Deine Hand ſammt Deinem warmen Jugendherzen zu geben. Wie die Menſchen in einem gewiſſen Sinne vor Gott, ſo ſollen vor den Mädchen die Liebhaber alle gleich ſeyn. Aber ich ſehe Dein Näschen ſich rümpfen, und ohne Zweifel will es mir ſein Mitleid über ein Lehrgebäude der Liebe und des Heirathens zu erkennen geben, in welchem eine Seele, wie die Deinige, auch nicht ein Fünkchen Poeſie, wie Ihr Euren Unſinn zu nennen pflegt, entdecken kann.

Tochter.

Ich bin gewiß, Ihr Herz mißbilligt Grundſätze, durch welche Sie nur Unglückliche machen würden.

Vater.

Mein Herz verbittet ſich ein für alle Mahl Schmeicheleyen dieſer Art. Es iſt immer einig mit meinem Verſtand, und nie wird es verdammen, was dieſer gut heißt. Unglückliche, glaubt Deine Hochweisheit, würden meine Grund-

ſätze machen, und ich ſage Dir, es gibt gar keine glückliche Ehe, die nicht nach dieſen Grundſätzen geſchloſſen worden wäre. Es ſind die Grundſätze jedes vernünftigen Frauenzimmers, und weit entfernt, irgend ein Mädchen unglücklich zu machen, wollen ſie ſogar die Närrinnen zu ihrem Glück zwingen.

Tochter.

Aber Sie vergeſſen, mein Vater, daß ich nicht mehr im Falle bin zu wählen, weil ich ſchon längſt gewählt habe.

Vater.

Es iſt wahr, Du haſt gewählt, und biſt allerdings nicht mehr im Falle, eine erſte, ſondern nur eine zweyte Wahl zu treffen, oder beſſer, es ſteht in Deiner Gewalt, eine begangene Thorheit durch einen vernünftigen Entſchluß wieder gut zu machen.

Tochter.

Der arme Adolph! Werden Sie ihm nie Gerechtigkeit widerfahren laſſen?

Vater.

Ja wohl der arme Adolph! Er iſt arm genug dazu, um noch heute als ein zweyter Diogenes Aufſehen zu machen, wenn ihm nur ein guter Freund eine Tonne und einen zerriſſenen Mantel, und der Himmel den Geiſt des Philoſophen ſchenken wollte.

Tochter.

Sie werden ihm doch ſeine Armuth nicht zum Verbrechen machen?

Vater.

Die Armuth nicht, aber daß eine Frau ihn reich machen ſoll, dieſe Niederträchtigkeit iſt es, die ich ihm nie verzeihe. Er mag Dir meinetwegen tief in die Augen gegnckt haben, aber noch viel tiefer hat er in den väterlichen Geldbeutel geguckt.

Tochter.

Ich weiß, daß Sie ihn des Eigennutzes bey ſeiner Bewerbung um mich beſchuldigen. Aber wäre nur jede Liebe von niedrigen Abſichten ſo fern, als die ſeinige!

Vater.

Der Menſch muß doch ſchlechterdings die Abſicht haben, daß weder er noch ſein Weib Hungers ſtirbt, und wovon will er, da er ſelbſt kein Geld hat, wovon will er leben, als von dem Deinigen? Oder ſollſt Du ihm etwa betteln helfen, oder ihn und Dich mit Spinnen ernähren?

Tochter.

Hat er nicht Ausſichten, ein Amt zu bekommen?

Vater.

Eben, weil er nur Ausſichten hat, ſollſt Du ihn laufen laſſen. Ausſichten ſind kein Heirathgut, und ein mannbares Mädchen, wie Du, darf mit gutem Gewiſſen ſo wenig einen Augenblick verlieren, in den Stand zu treten, zu welchem die Natur ſie beſtimmt hat, daß ſie vielmehr von zwey Freyern, deren Einer ſie heute ſchon, und der Andere erſt morgen heirathen kann, bloß wegen dieſes Umſtands, bey übrigens gleichen Verdienſten, dem Erſten den Vorzug geben muß. Uebrigens laß auch Deinen Adolph

wirklich ein Amt bekommen, ſo iſt noch ſehr die Frage, ob er es auch mit Ehren bekleiden wird.

Tochter.

O gewiß wird er bey den Fähigkeiten, die ihm Niemand abſprechen kann, ſich jedem Geſchäft gewachſen zeigen.

Vater.

Um Verzeihung! Ein ſolcher an ſeinen Fähigkeiten zweifelnder Niemand bin ich. Oder zählſt Du es etwa unter die Fähigkeiten des Menſchen, daß er nothdürftig liest und ſchreibt, daß er weiß, daß zwey Mahl zwey nicht fünf iſt, und Dir in Voltaires und Rouſſeaus Mutterſprache eine geſegnete Mahlzeit wünſchen kann? Doch ich beſinne mich. Der Wundermann iſt ja gar ein Poet. Aber, lieber Himmel, welch ein Poet! Bey den neun Muſen, ihrem Berg und ihrer Quelle, beym Apollo und bey dem Meſſer, womit er den Marſyas geſchunden hat! nirgends iſt Dein eigener Ausruf: Der arme Adolph! beſſer angebracht, als wenn man Verſe von ihm liest. Ich weiß nicht, ob ein guter Poet immer

auch ein guter Geſchäftsmann iſt, aber das Gegentheil von jenem iſt zuverläßig auch das Gegentheil von dieſem. Und damit ich Dir Alles ſage, bey dem armen Adolph macht mir der Poet auch den Menſchen verdächtig. Es iſt kein Einklang in ſeinen Verſen, und alſo zuverläßig auch keiner in ſeiner Seele. Doch wofür ſtreite ich mit einem unklugen Mädchen über das, was der Geck iſt, und nicht iſt, in den ſie ſich vergafft hat? Genug, er wird entweder nicht Dein Mann, oder wenn er Dein Mann iſt, ſo höre ich auf, Dein Vater zu ſeyn.

Tochter.

O ich bin die Unglücklichſte meines Geſchlechts!

Vater.

Die Unſinnigſte willſt Du ſagen.

Tochter.

Erbarmen Sie ſich! Trennen Sie mich nicht von dem Manne, ohne den ich nicht glücklich ſeyn, ohne den ich gar nicht ſeyn kann.

Vater.

Du weißt die Bedingung, unter welcher Du ihm Dich noch heute an den Hals werfen kannſt. Es iſt ja eine Kleinigkeit, einen Vater aufzugeben, wenn man einen Mann, wie Deinen Auserwählten, dafür gewinnt.

Tochter.

Grauſamer Hohn, der mir das Herz bricht!

Vater.

Freylich bricht man Euch das Herz, wenn man Euch den Eigenſinn brechen will. Mit Recht hat man von jeher das Weib für das widerſprechendſte aller Geſchöpfe erklärt. Wie leicht iſt, wenn Ihr einmahl Weiber ſeyd, der rechtſchaffenſte Mann von Euch vergeſſen, wenn das Grab ihn bedeckt? Aber für den jämmerlichſten Liebhaber ſeyd Ihr jeden Augenblick bereit, Euch ſelbſt lebendig begraben zu laſſen. Denke Dir einmahl, der arme Adolph ſey vier Wochen lang Dein Mann geweſen, und nicht Dein unerbittlicher Vater, ſondern der eben ſo unerbittliche Tod habe ihn Dir geraubt.

Tochter.

Wollen Sie, will der biederſte Mann der Stadt, daß ſeine Tochter, indem ſie einem zweyten Antrage Gehör gibt, eine Treuloſigkeit an ihrem erſten Liebhaber, dem ſie Nichts vorzuwerfen hat, begeht?

Vater.

Beſitzt denn der Menſch Dein Herz mit Recht? Doch was hilft alle Vernunft gegen eine Verkehrtheit, wie die Deinige? Höre alſo mein letztes Wort. Die Thorheit, einen Mann, wie Frank, auszuſchlagen, will ich Dir, ſo unverzeihlich ſie auch iſt, verzeihen, und was noch unendlich mehr heißt, ich will ſogar den Verdruß zu überwinden ſuchen, ein ſo verächtliches Geſchöpf, als eine Unvermählte durch eigene Schuld iſt, täglich vor Augen zu haben, und meine Tochter nennen zu müſſen. Aber die Vermählte dieſes armen Adolphs zu werden, dieſe noch zehn Mahl größere Thorheit kannſt Du nur begehen, wenn Du allen Anſprüchen, die ein Kind an ſeinen Vater macht, entſagen willſt. Entſchließe Dich

alſo kurz. Willſt Du mit dem Manne ziehen: ſo ziehe! Es bedarf weder einer Flucht, noch einer Entführung. Man ſoll Dir das große Thor im Hauſe öffnen. Alles, was Du Dein nennſt, ſollſt Du mitnehmen, und ſelbſt Dein mütterliches Erbe ſoll Dir bis zum letzten Heller ausgezahlt werden. Mit Einem Worte. Es wird Dir bey Deiner Vermählung Nichts fehlen, als der väterliche Segen.

Tochter.

O ſchonen Sie mich, mein Vater! Meine Thränen mögen Ihnen ſagen, wie tief Ihr Unwille mich beugt.

Vater.

Wie? Du beklagſt Dich noch, wenn ich meinen liebſten Wünſchen entſage, wenn ich Dir erlaube, die Hand eines der würdigſten Männer der Stadt zu verwerfen, und Dich nicht hindere, einem der unwürdigſten die Arme zu öffnen? Freylich könnte ich noch mehr thun, wenn ich mir das Lob verdienen wollte, der ganz gehorſame Vater einer ungehorſamen Tochter zu ſeyn. Ich

könnte Deinen armen Adolph gerade ſo reich machen, als ich ſelbſt bin. Ich könnte auf Deiner Hochzeit tanzen, oder was das Klügſte wäre, ich könnte ganz aus der Welt hinauswandern, um Dir alle Umſtände, die Du Ehren halber mit mir bey Deinem Liebeshandel machen mußt, zu erſparen.

Tochter.

Ich habe bey Allem, was Sie mir Schreckliches ſagen, nur den einzigen Troſt, daß ich Ihre Härte nicht verdiene.

Vater.

Freylich verdienſt Du es nicht, daß ich auch durch bittere Arzneyen Deine Krankheit zu heilen ſuche. Aber habe die Güte, den harten Vater ausreden zu laſſen. Es könnte, muß ich Dir noch ſagen, der Frau des armen Adolphs, wenn ſie es einmahl recht fühlt, daß ſie die Frau des armen Adolphs iſt, einfallen, einen Sturm auf das väterliche Herz verſuchen zu wollen. Man hat ein hübſches Töchterchen, das man, weil es recht artig plaudern, und eben ſo artig

weinen kann, an den Großvater ſchickt, um auf den Knieen Verzeihung für die Mutter zu erbitten, oder man verſucht ſonſt einen Auftritt aus einer rührenden Komödie mit ihm, und was iſt leichter zu bewegen, als das Herz eines halbkindiſchen Graukopfs? Wiſſe alſo, meinen heutigen Entſchluß wirſt Du weder in Ein Mahl, noch in zwey Mahl zwanzig Jahren, wirſt Du weder durch eigenes, noch durch Kinder-Gewinſel erſchüttern. Ich bin allzunachſichtigen Vätern ein Beyſpiel ſchuldig, und damit ich mich ſelbſt gegen jede Schwäche verwahre, werde ich an Deinem Hochzeittage für immer über mein Vermögen verfügen. Sechs Mädchen, die ſich ihre Männer nicht bloß mit den Augen, oder welches nicht viel beſſer iſt, mit dem Herzen allein, ſondern auch zugleich mit dem Verſtand wählen, und bey dem wichtigſten aller Schritte das vierte Geboth nicht aus den Augen ſetzen, dieſe ſechs klugen und tugendſamen Jungfrauen ſollen von mir reichlich ausgeſtattet werden, und wenn ich ſterbe, meine Erbinnen ſeyn.

Tochter.

Entziehen Sie mir immer Ihr Vermögen, aber verwunden Sie mein Herz nicht durch die Meinung, ich ſey fähig, über mein Schickſal ohne Ihre väterliche Beyſtimmung, ohne Ihren väterlichen Segen zu gebiethen. Iſt Ihr Widerwille gegen meine Liebe unüberwindlich, ſo ſoll Adolph noch heute erfahren, daß ich dieſe Liebe dem kindlichen Gehorſam zum Opfer bringe.

Vater.

Höre ich recht? Du biſt entſchloſſen, dem treuen Schäfer den Abſchied zu geben, ihm feyerlich und förmlich zu entſagen? Wunderbares Zuſammenſtimmen! An dem nähmlichen Tage entſagſt Du ihm, an welchem auch er Dir, wenn nicht förmlich, doch beynahe entſagt. Lies hier den Brief, den ich dieſen Morgen von ihm empfing. Wenn ich nur noch Einen Tag mit meiner Einwilligung zaudere, ſo heirathet er, wie er mir ſchreibt, die Tochter des Geheimenraths Lindner, weil der Vater durch ſeinen Einfluß

dem hungernden Adolph zu einem Stückchen Brot verhelfen will. Du kannſt nun nicht länger zweifeln, wie er Dich liebt, und was er an Dir liebt, und hoffentlich hältſt Du einen Menſchen, der Dich dem lächerlichſten und verächtlichſten Geſchöpf der Stadt aufopfert, keiner Thräne, und noch weniger einer Ohnmacht werth. Oder willſt Du etwa, daß ich ihm ſchreibe, ich wolle ihm doppelt ſo viel Brot geben, als der Staat, wenn er die Barmherzigkeit habe, ſtatt der Tochter des Geheimenraths die meinige zu heirathen?

Tochter.

Verzeihen Sie, mein Vater, wenn ich in dieſem Augenblicke meinem Schmerz nicht zu gebiethen vermag! Aber ich hoffe, er wird Empfindungen weichen, die mir die ganze väterliche Liebe wieder gewinnen.

Vater.

Sage mir jetzt Nichts. Auch ich hoffe, daß mein liebes, gutes, verſtändiges Särchen ihren

Roman, den ſie in dieſem Augenblicke für höchſt kläglich hält, in wenigen Wochen, wenn gleich mit einiger Schamröthe, vollkommen luſtig findet, und wer wird dann glücklicher ſeyn, als ich? Höchſtens Herr Philipp Gottlob Frank, angeſehener Kaufmann allhier.

II.

Sind die Juden in der That witziger, als andere Völker?

Man erzeigt den Juden die Ehre, ſie für witziger zu halten, als die Leute, die nicht ihres Glaubens ſind, und hat ſogar die Frage aufgeworfen, wie dieſer Reichthum an einer ſonſt ziemlich ſeltenen Gabe ſich erklären laſſe. Ich meines Orts hätte den Fragenden kurz geantwortet: Die Erſcheinung, deren Grund Ihr erforſchen wollt, iſt — nicht wahr, und die Lichtenberge und Ihresgleichen ſind unter den Juden wenigſtens ſo ſelten, als unter den Bekennern der chriſtlichen Lehre. Man zeige mir doch einmahl die jüdiſchen Witzproben! Will man ſich

etwa auf die Einfälle, die man hin und wieder von Juden erzählt, berufen: ſo braucht man wahrlich nur ein wenig Beleſenheit, um zu wiſſen, daß eben dieſe, obendrein nicht immer glücklichen Einfälle zum Theil ſchon hundert Jahre und länger auf Rechnung chriſtlicher Witzlinge im Umlauf waren. Ueberhaupt möchten wohl die Unterdrückten es am wenigſten ſeyn, bey denen man die Gabe des Witzes vorzugsweiſe zu ſuchen hätte, und ich finde daher gegen die den Juden beygelegte Meiſterſchaft in dieſem Stücke, ob ſie ihnen gleich zuweilen als Waffe gegen ihre unbilligen Verächter ſehr zu gönnen wäre, ſchon in ihrer Lage einen Zweifelsgrund.

Bey dieſer Gelegenheit iſt es Pflicht, einer Sammlung, die vor Kurzem unter der Aufſchrift Judenkirſchen erſchienen iſt, mit verdienter Unehre zu gedenken. Man kann ſich nichts Platteres und Abgeſchmackteres denken, als den größten Theil der Späſſe, die man in dieſem armſeligen Buche, deſſen Titel ſchon eine Albern=

heit iſt, zuſammengeſtoppelt findet, und wenn die elenden Einfälle in der That jüdiſchen Urſprungs wären, ſo würden ſie nicht den Witz, ſondern die Witzloſigkeit der Nachkommen Abrahams beweiſen.

Sonderbar iſt es übrigens, daß die gegen die Juden in der Regel immer noch zu wenig gerechten Chriſten ihnen von dieſer Seite zuviel Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Oder wollen vielleicht Manche von ihnen ſie bloß darum mit einem vorzüglichen Grade des Witzes ausgeſtattet wiſſen, weil der Witz in manchem Betracht eine Gabe iſt, die man nur ſeinem ärgſten Feinde wünſchen ſollte?

III.

Ein alter und ein neuer neunzehnter October.

Magiſter Stifel, Prediger zu Lochau, in Sachſen, prophezeyte auf den 19. October 1533 den Eintritt des jüngſten Tags. Ohne Zweifel würde ſich der ehrliche, obgleich wie mehrere Seinesgleichen zu Schanden gewordene Prophet nicht wenig freuen, wenn die Geſchichte unſerer Zeit ihn belehrte, daß der 19. October des Jahrs 1813 der letzte der berühmten drey Leipziger Schlachttage, und alſo auch eine Art von jüngſtem Tage war. Bey der Kindheit, in welcher die Kunſt zu prophezeyen offenbar noch liegt, iſt Nichts leichter, als ein Welt-Ende und

das Ende einer Weltherrſchaft mit einander zu verwechſeln, und ſich zugleich in der Zeit um eine Kleinigkeit von nicht vollen drey Jahrhunderten zu irren.

Uebrigens gründete ſich die Weiſſagung unſers Magiſters auf eine Rechnung, zu welcher ihm neben der Offenbarung Johannis die beyden bibliſchen Propheten Daniel und Heſekiel den Stoff geliefert hatten.

Einen mächtigen Gegner fand er an — Luther, der, ob er gleich ſelbſt den jüngſten Tag nicht mehr weit entfernt glaubte, doch den prophezeyenden Stifel ausdrücklich ermahnte, wenn nicht ſeine Prophezeyung ſelbſt, doch wenigſtens den Tag ihrer vermeinten Erfüllung geheim zu halten. Vermuthlich ſah der unſterbliche Kirchenverbeſſerer die Verwirrung voraus, die eine ſo allgemeinen Antheil erregende Nachricht, wie die Nachricht von dem Eintritt des jüngſten Tags iſt, in den Köpfen des großen Haufens anrichten würde. In der That führte auch ſchon die bloße Prophezeyung eine Art von jüngſtem Tage her-

bey. Zwar ſtiegen die Todten noch nicht aus ihren Gräbern, aber viele Lebendige ſtürzte die Angſt hinein. Hatte gleich vor der Hand noch nicht die Welt, ſo hatten doch die Geſchäfte auf ihr ein Ende. Man hörte auf zu kaufen und zu verkaufen, zu ſäen und zu pflügen, und die letzten Tage vor dem vermeinten allerletzten waren bey dem Erſterben aller Thätigkeit ſo gut als gar keine. Die kleine Zahl der Menſchen, welchen die Furcht vor den Dingen, die kommen ſollten, nicht alle Beſinnung geraubt hatte, bekehrte ſich übrigens in vollem Ernſt, und Leute, die ſonſt am wenigſten nach dem Himmel fragten, gaben ihm jetzt die beſten Worte.

So vielen Glauben aber auch die Prophezeyung fand, ſo dient doch der Umſtand, daß Manche Alles, was ſie hatten, verſchenkten, zum Beweiſe, daß der Glaube, die Dauer der Welt und mit ihr der Werth der irdiſchen Dinge könnte ſich auch noch über den 19. October hinaus erſtrecken, noch nicht allgemein erloſchen war.

Wie hätten ſich ſonſt Leute finden können, die ſich noch beſchenken ließen?

Gewiß ſtimmt jeder Leſer dieſer Nachricht mit dem Verfaſſer derſelben in dem frommen Wunſch überein, der Himmel möchte die Welt bis zu ihrem nahen oder fernen ſeligen Ende vor jeder Weltherrſchaft bewahren, oder ihr wenigſtens, wie im Jahr 1813, jedesmahl, wenn die Noth am größten iſt, einen neunzehnten October zuſchicken.

IV.

Die neue alt=deutſche Damentracht.

Entzückungsrede einer Dame.

Triumph, Ihr edlen deutſchen Frauen, Triumph und abermahl Triumph! Die Gewalt eines Götzen, dem wir zu lange huldigten, um nicht bey der nächſten Gelegenheit von ihm abzufallen, iſt endlich zernichtet. Nicht nur der Mächtige, auch die Mächtigen, nicht nur der weltbeherrſchende Kaiſer, auch die weltbeherrſchenden Moden ſind zugleich mit ihm von dem angemaßten Throne geſtürzt. Nicht der heilloſe Krieg, nach ſeiner alten wilden Art, ſondern der göttliche Friede hat uns bis aufs Hemd ausgezogen. Er entkleidet uns, aber nur, um

uns deſto herrlicher wieder zu bekleiden. Die Trachten unſerer ehrlichen Ur=Ur=Aeltermütter ſteigen aus den Flammen von Moskau, gleich dem Phönix, mit verjüngter Pracht hervor. Wahrlich, theure Schweſtern! wenn Ihr auch nur Einen bärtigen Koſaken ungeküßt in ſeine kalte Zone habt zurückkehren laſſen, ſo ſeyd ehrlich, und klagt Euch ſelbſt des Undanks an. Wer fragt jetzt noch, wofür deutſche Männer mit ſtarkem Arm kämpften, und deutſche Frauen mit ſchwachen Fingern Wundleinwand zupften? Errungen iſt die weibliche Freyheit — neue Gewänder zu fordern. Die Sieger, die kaum, geſchmückt mit grünen Reiſern, heim zu ihren Häuſern kehrten, kratzen im lorbergekrönten Kopfe, und ſchleichen ſeufzend in den Kaufladen, um den Stoff einzukaufen, der ihre Weiber und Töchter in lebendige Denkmahle der Leipziger Schlacht verwandeln ſoll. Ach! der friedlichſte Kaufmann und der ſchwächlichſte Schneider macht ihnen jetzt heißer, als zuvor der mächtige und erbitterte Feind, und mancher ſonſt muthige

Landwehrmann iſt muthlos genug, heimlich zu klagen: Gütiger Himmel, hätten wir doch nur Paris nicht eingenommen! Die Mode, dieſe ächte Franzmänninn, rächt, indem unſere Weiber, als ob ſie der Teufel ſelbſt, und nicht ihre bisherige Lieblingsgöttinn wäre, ihren Dienſt abſchwören, ihr auserwähltes Volk an uns. Was iſt, fährt das klägliche Klaglied fort, was iſt Eure altdeutſche Tracht, Ihr Weiber, was iſt ſie anders, als eine neue Mode mehr, und wird es nicht, trotz dieſer neuen Mode, beym Alten bleiben, daß man nähmlich, um ein ächtes deutſches Weib zu ſeyn, mehr franzöſiſchen Sammt und Tafft, mehr engliſchen Cattun, mehr brabantiſche Spitzen, mehr holländiſche Leinwand, mehr italieniſche Blumen, und mehr türkiſchen Kaſimir nöthig hat, als ein indiſcher Nabob bezahlen kann?

Was kann, meine edlen Schweſtern! tröſtlicher für uns ſeyn, als daß wir die Männer jetzt ſchon dieſe Sprache führen hören? Es iſt die

Sprache der Entſagung, die ihnen allein in weiblichen Angelegenheiten geziemt. In der That, es wäre zum Verzweifeln, wenn ſie in den Fall der franzöſiſchen Moden die Moden überhaupt zu verwickeln, ſich anmaßten. Lieber wollte ich mit unſerem ganzen Geſchlecht in den Stand der völlig kleiderloſen Unſchuld zurückkehren, als dem Wechſel entſagen, der die Seele aller Kleidung und aller Weiblichkeit iſt. Und dürfen wir, wenn wir auch dieſen Kleider-Selbſtmord an unſern Perſonen begehen wollten, dürfen wir, frage ich, in die Seelen unſerer noch ungebornen Töchter das heiligſte Recht, das Recht, ſich heute ſo, und morgen anders zu tragen, abſchwören? O unnatürliche Mutter, die fähig wäre, ein ſolches unerhörtes Gelübde der Armuth für ein Kind abzulegen, das noch gar keines iſt! Die gelindeſte Strafe, die ihrer wartete, wäre zuverläßig, daß ſie, andern Frauen zur ernſten Warnung, ſtatt der Mädchen lauter Knaben zur Welt brächte. Man frage das kleinſte und unmündigſte weibliche Geſchöpf, ſobald es

nur Nein ſagen kann, ob es nicht lieber ungeboren geblieben, als zu dem ſchrecklichen Schickſal geboren worden wäre, in einem achtzigjährigen Leben voll Mühe und Arbeit ſich nicht anders zu kleiden, als weiland Frau Catharina, geborene von Bore, verehlichte Luther, oder als das nicht fromme Gemahl des nürnbergiſchen Mahlers, Albrecht Dürer, oder als die Gräfinn von Gleichen, oder als eine der Weiber des Ritters Blaubart, oder gar als die treuen Weiber von Weinsperg, zur Zeit Kaiſers Conrad, des Dritten. Man frage es, und man wird die Antwort hören.

Weg alſo mit den ſtehenden Buchſtaben einer Volkstracht! Die Zeit der deutſchen Trachten iſt gekommen, aber nicht die Zeit Einer deutſchen Tracht, und ſollen wir ſelbſt der Vielheit getreu bleiben, ſo muß vor allen Dingen das Wörterbuch deutſcher Moden Adelungs und Campes Wörterbücher der deutſchen Sprache wenigſtens um das Doppelte an Umfang übertreffen. Und wie wäre es, wenn wir, um die

Franzoſen auf die ſinnreichſte Weiſe zu demüthigen, jede unſerer künftigen deutſchen Trachten durch franzöſiſche Schneider und Putzmacherinnen nicht etwa nur verfertigen, ſondern ſogar erfinden ließen? Könnte das ſtolze Volk auf eine für uns ehrenvollere Art gezwungen werden, endlich einmahl der ächten Deutſchheit dienſtbar zu seyn?

Was die Männer betrifft, um auch über dieſe noch ein Wort zu verlieren, ſo verweiſe ich ſie mit ihrer übrigens feigen Furcht vor den Koſten der zur neuen gemachten altdeutſchen Mode geradezu an die Großmuth des brittiſchen Parlaments. Hat dieſes nicht durch ſeine Verwilligungen bereits ſchon aufs freygebigſte für die durch den Krieg verunglückten Deutſchen geſorgt, und wenn man in dieſe Reihe nahmentlich die deutſchen Männer ſetzt, die unter den Koſten der jetzigen und künftigen weiblichen deutſchen Volkstracht erliegen, welche deutſche Frau kann etwas dagegen haben?

Sollte indeſſen wider Vermuthen von dieſer Seite die Hülfe etwas zu ſchwach erfunden werden: ſo laßt mich zeigen, daß es dem weiblichen Scharfſinn eine Kleinigkeit iſt, den Vermögensumſtänden wieder aufzuhelfen, die der weibliche Leichtſinn zerrüttete. Muß man ſich z. B., da die Männer bey jeder Gelegenheit ihre Galle gegen Alles ergießen, was man um ſeine Blöße zu decken nöthig hat, muß man, ſage ich, ſich nicht wundern, daß ſie nicht längſt für ihre Perſonen ſich eines in ihren Augen ſo überflüßigen Unraths, als die Kleider ſind, gänzlich entledigten, oder wenigſtens, um das Kind nicht mit dem Bade auszuſchütten, auf Einſchränkungen bedacht waren, die ihnen die Pflicht, für unſere Kleider zu ſorgen, unendlich erleichtern würden? Trägt z. B. der Mann gar keinen Hut, ſo kann er der Frau deſto leichter zwey anſchaffen. Um ferner wenigſtens den größern Theil des Jahrs Schuhe und Strümpfe entbehren zu können, was gehört mehr dazu, als daß man ein Mann iſt? Wie oft wirft endlich nicht Mancher freywillig

den Rock von ſich? Und würde im Nothfalle ein altdeutſches Bärenfell den neudeutſchen Mann nicht beſſer kleiden, als die ſpaniſch-ſybaritiſche Lämmerwolle? Doch was halte ich mich bey guten Mitteln auf, ſtatt von dem beſten zu reden? Wenn das ganze deutſche weibliche Geſchlecht in dieſem Augenblicke mit dem frommen Vorſatze ſchwanger geht, den franzöſiſch-engliſch-griechiſch-römiſch-türkiſchen alten Adam auszuziehen, um ſich mit dem rein-altdeutſchen zu bekleiden, und von nun an, wenn nicht in einem neuen Leben, doch in einer neuen Tracht zu wandeln, müßten die Männer nicht die ſchlechteſten Wirthſchafter von der Welt, und zugleich wahre Gegenfüßler des Herkules ſeyn, wenn ſie bloß um der für Philoſophen ſo gleichgültigen Geſtalt willen ſich weigerten, ſich in unſere zwar abgelegte, aber wie ſie ſelbſt am Beſten wiſſen, noch gar nicht abgetragene Seide und köſtliche Leinwand zu kleiden?

Tauſend Gründe zur Empfehlung dieſes Wechſels erſpare ich für eine andere Gelegenheit,

und gedenke jeßt nur des einzigen, daß, da ein Weib eher ihres Kinds, als ihres Kleids vergißt, jeder Mann, den ſeine Frau künftig in dem ihrigen erblickt, von ihr nicht viel weniger als ihr eigenes Ich geliebt zu werden, gewiß ſeyn darf.

V.

Blätter aus einem Gedenkbuche.

1.

Der Selbſtmord.

Ein Menſch muß bis zur unterſten Stufe der Erniedrigung herabgeſtürzt ſeyn, wenn ſelbſt die Beſſern ihm das Verbrechen der Selbſtentleibung gleichſam als Pflicht zumuthen.

2.

Der Schmähſüchtige.

Der nichtswürdige Nundinator, klagſt Du, höre nicht auf, Dich zu ſchmähen. Deſto beſſer, mein Freund! Auf dieſe und keine andere Art pflegt der Menſch ehrlichen Leuten ſeine Achtung zu bezeugen.

3.

Gegen die Faulen.

Indem die Schrift verbiethet, dem Ochſen, der da driſchet, das Maul zu verbinden, gebiethet ſie zugleich, es dem Ochſen, der nicht driſchet, zu verbinden.

4.

Die Wunder.

Friedrich den Großen nannte ein Dichter den Helden,

„Der keine Wunder glaubt,
Und ſelber Wunder thut.“

Wahrlich, wenn der König im Geiſt gewißer Leute Wunder geglaubt hätte, er hätte zuverläßig keine gethan.

5.

Ungerechte Klage.

Statt darüber zu murren, daß man nur die kleinen Diebe hängt, ſolltet Ihr vielmehr dem Himmel danken, daß man nicht auch dieſe laufen läßt.

6.

Die neuen Phariſäer.

Wer ſind die myſtiſch= philoſophiſch=poetiſchen Frömmlinge, Mucker und Kopfhänger unſerer Zeit, wer ſind ſie anders, als die Herrherrſager, die Chriſtus ſchon durch ein feyerliches Verdammungs=Urtheil vom Himmelreiche ausſchloß?

7.

Die Fehde.

In der That, Freund Treulieb! ich begreife es nicht, wie Du Dich zu einer Fehde mit dem elenden Schmul herablaſſen konnteſt.

Treulieb.

Wer ſagt denn, daß ich eine Fehde mit ihm habe? Durch ein Wegwerfen dieſer Art würde ich mich freylich aller Achtung unwerth machen. Aber wenn ich meinen Sclaven peitſche, habe ich darum eine Fehde mit ihm?

8.

Große Männer.

Niemand, ſagt ein franzöſiſcher Schriftſtel=

ler, iſt ein großer Mann in den Augen ſeines Kammerdieners. Aber, lieber Himmel! wo ſind denn die großen Männer, die einen Kammerdiener haben?

9.

Verbothene Bücher.

Mag man immer hundert Bücher, die geſchrieben werden, verbiethen, wenn es nur nicht dahin kommt, daß man dafür andere hundert zu leſen gebiethet.

10.

Die Weiſen aus Morgenland.

Unſere modiſchen abendländiſchen Weiſen aus Morgenland pflegen, ſtatt in die Fußſtapfen ihrer drey Vorbilder, die den neugeborenen Weltheiland mit Gold und Weihrauch beſchenkten, zu treten, ſelber Jagd auf Gold und Weihrauch zu machen, und nicht Gott, ſondern ſich wollen ſie die Ehre geben.

11.

Lügen.

Die Lüge iſt eine Schooßſünde der unbedeu=

tendſten Menſchen, und da ſie nur von Schwach-
köpfen geübt wird, und nur gegen Schwachköpfe
mit Erfolg geübt werden kann, wenn gleich das
niederträchtigſte, doch das unſchädlichſte aller
Laſter.

12.

Mütterliche Erziehung.

Eine Mutter, die ihr Kind aus Büchern er-
zieht, oder es gar Miethlingen anvertraut, hält
ihm pflichtvergeſſener Weiſe eine geiſtige Säug-
amme, ſtatt ihm die eigene Bruſt zu reichen.

13.

Die Philoſophen.

Wodurch unterſcheiden ſich die Philoſophen
des neunzehnten Jahrhunderts, von den Philo-
ſophen des achtzehnten?

Dieſe glaubten Nichts, und Jene glauben
Alles.

14.

Der Poet und ſeine Verſe.

In der That, die Verſe des Pompus, ſeine
Feinde ſelbſt müßen es bezeugen, ſind gar nicht

zu verachten, und nicht der Vater hat ſich der Kinder, ſondern die Kinder haben ſich des Vaters zu ſchämen.

15.

Gegen die groben Streiter.

Bengel ſind Waffen für — Bengel.

16.

Verzeihen.

Es gibt Fälle, in welchen Nichts unverzeihlicher iſt, als — das Verzeihen.

17.

Verfolgung der Narren.

Man höre nicht auf, gegen die Narren, die großen und die kleinen, die vornehmen und die geringen, mit allen möglichen Waffen zu kämpfen, und gönne ihnen keine Ruhe, als die beſte, nähmlich die ewige.

18.

Teufelsglaube.

Es wird immer Leute geben, die nicht an Einen Teufel glauben; aber täglich lernt man mehr an Viele glauben.

19.

Philoſophie.

Bey dem guten Asmus ſagt ein ſchlichter, ehrlicher Mann:

„Bin nicht für die Philoſophey.“

Ich auch nicht.

20.

Wir und die Zeit.

Schicket Euch in die Zeit, denn es iſt böſe Zeit! befiehlt uns die Schrift. In die böſe Zeit ſchicken wir uns nun freylich keinesweges, aber wir ſchicken uns deſto beſſer für die böſe Zeit.

21.

Das Recht.

Ein beſchimpfendes Todesurtheil nicht vollziehen, wäre gegen den Verbrecher, inſofern ihm nur noch ein Funke Ehrgefühl übrig iſt, eine wahre Grauſamkeit, und alſo hat ein Menſch, den man einmahl zum Galgen verurtheilt hat, ein Recht zu verlangen, daß man ihn auch aufknüpft.

22.

Freunde und Feinde.

Ich bin unausſprechlich ſtolz auf meine Freunde, aber noch tauſend Mahl ſtolzer auf meine Feinde.

23.

Die Schmähſchrift.

Der elenden Schmähſchrift des nichtswürdigen Schmul, meint Ihr, hätte man die Erlaubniß zum Druck verſagen ſollen. Warum nicht gar? Wer wird ein Schaf an Ketten legen?

24.

Der Frauen-Freund.

Kaum können die Frauen, trotz meiner kleinen Scherze über ſie, einen wärmern Freund haben, als mich. Zwar will es mir nicht gelingen, mich von dem Glauben los zu machen, daß es auch böſe Frauen gibt. Aber ich halte ſelbſt eine böſe Frau für etwas Gutes.

25.

Die Frömmlinge.

Nichts iſt mir verhaßter, als die behosten

Bethſchweſtern unſerer Tage, die ſich Philoſophen und Poeten nennen.

26.

Die Kinder und ihre Lehrer.

Werdet wie die Kinder! ſagt Chriſtus, und in unſern Tagen würde er mit einem Blick auf gewiße Leute hinzuſetzen: Werdet nicht wie ihre Lehrer!

27.

Die großen Männer.

O Ihr Erbärmlichen! möchte ich gewißen aufgeblaſenen Lärmern zurufen, wenn Ihr nur erſt Männer wäret, ehe Ihr Euch für große Männer haltet.

28.

Ablegung des Stolzes.

Da wir endlich einmahl einige rühmliche Thaten aufzuweiſen haben: ſo hoffe ich, wir werden von nun an auch — unſern Stolz ablegen.

29.

Die Unberufenen.

Gewiße Leute, die ſich zu Allerweltslehrern

aufwerfen, lehren mich Nichts, als — ſie zu haſſen.

30.

Der Uebergang.

Die Thorheit, Albernheit und Verkehrtheit eines Volks geht leicht in Verruchtheit über, und ein Abdera iſt immer auf dem Wege, ein Gomorra zu werden.

31.

Die Lehrart.

Theodor.

Nach welcher Lehrart, mein Freund! unterrichteſt Du Deine Kinder?

Philo.

Nach der ihrigen.

32.

Menſchenliebe.

Die Menſchenliebe iſt, was man auch ſagen mag, die allgemeinſte aller Tugenden. Jeder Menſch liebt wenigſtens Einen Menſchen, der ihn freylich ein wenig nahe angeht, weil dieſer Menſch — er ſelbſt iſt.

33.

Rechtliche Vorſicht.

Je weniger man Diebe aufknüpft, deſto nothwendiger iſt der Galgen, weil er gleichſam als eine Verwahrung des aus der Uebung gekommenen Rechts zu hängen da ſteht.

34.

Die Gläubigen.

Gewiße tiefdenkende Philoſophen bilden ſich ein, man könne nicht an Gott glauben, wenn man nicht zugleich auch an Hexen glaube.

35.

Die verkehrte Welt.

Ich erinnere mich, in meiner Jugend mich an Bildern aus einer ſogenannten verkehrten Welt ergetzt zu haben, deren eines einen Schulmeiſter vorſtellte, den die Knaben mit der Ruthe züchtigen.

In dieſe verkehrte Welt möchte ich gar zu gern gewiße Kinderlehrer unſerer Zeit verbannt ſehen.

36.

Das kleinſte Haus.

Kein Haus iſt kleiner in meinen Augen, als — das Tollhaus.

37.

Der Uebermuth.

Der Tyrann, unter deſſen ſchimpflichem Joch die Welt ſo lange ſeufzte, wähnte ein Gott zu ſeyn, weil er — kein Menſch war.

38.

Der Reiſende.

Theodor.

Nullus, der ewige Landſtreicher, der nirgends zu Hauſe war, iſt endlich doch noch in ſeinem Vaterlande geſtorben.

Philo.

Ein Anderer mag geſtorben ſeyn. Aber Nullus hat eine Reiſe in die Hölle gemacht.

39.

An die Wunderprediger.

Predigt mir ſo viel Ihr wollt, Ihr hocherleuchteten Seher und geiſtigen Goldmacher!

von Zeichen und Wundern, die Ihr geſehen habt. Ich werde keine Wunder glauben, ſo lange Ihr — nicht klug werdet.

40.

Neuerungen.

Der Umwälzungsgeiſt führt die Welt nicht vorwärts, ſondern rückwärts, und bloß unſere Neuerungsſucht iſt ſchuld, daß wir ewig beym Alten bleiben.

41.

Allgemeinheit der Satyre.

Ich wollte, Liscov hätte Nichts geſchrieben, als ſein Lob der elenden Scribenten, und ſich begnügt, durch dieſes Lob mittelbar auch die Philippi und Sivers zu züchtigen. Man muß nicht Einen oder zwey Thoren, ſondern alle zugleich bekriegen.

42.

Der Kampf gegen die Uebel.

Selten kann man dem größern Uebel entgehen, ohne ſich einem kleinern zu unterwerfen. Wer nicht will, daß die Mäuſe ihm ſein Korn

freſſen, muß ſeinen Abſcheu gegen die Katzen überwinden.

43.

Die Lügner.

Wenn nur manche Leute ſich nicht einbildeten, ich ſey ſo einfältig, ihnen auch nur Ein Wort zu glauben! Es iſt ein Anderes, Lügen anhören, und ein Anderes, ſich belügen laſſen.

44.

Die Lügen.

Sollte wirklich der Teufel der Vater der Lügen ſeyn? Ich kann mir unmöglich einbilden, daß von einem ſo ſchlauen Vater ſo gar dumme Kinder abſtammen.

45.

Der Thurm von Babylon und die Philoſophie.

Iſt der Thurm von Babylon nicht ein treffendes Bild der Philoſophie? Die Stolzen, die ihn bauen wollten, um in den Himmel zu ſchauen, wurden mit Sprachverwirrung geſtraft.

46.

Der gelehrte Freyſtaat.

Der gelehrte Freyſtaat ſcheint bloß da zu ſeyn, um den Völkern die Monarchie zu empfehlen.

47.

Die Schriftſtellerinnen.

Die erſte Schriftſtellerinn der Welt wäre meine letzte Frau.

48.

Schriftſteller-Frage.

Wenn ich einen Pfeil in die Luft ſchieße, und ein Unſinniger hebt ihn auf, um ihn ſeinem Nachbar in's Herz zu drücken, kommt die That auf meine Rechnung?

49.

Die Wahrheit und die Großen.

Wie ſoll man es manchen Großen recht machen? Sie halten es für einen Frevel, wenn man ſie belügt, und wollen doch auch nicht dulden, daß man ihnen die Wahrheit ſagt.

50.

Weiber = Schönheit.

Otto.

Lieber eine häßliche Frau, die Verſtand hat, als eine ſchöne Närrinn!

Julius.

Mein guter Otto, eine ſchöne Frau iſt nie eine Närrinn.

51.

Die neuen Apoſtel.

Die alten Apoſtel konnten dem Chriſtenthum kaum weſentlichere Dienſte leiſten, als in unſern Tagen ihre unberufenen Nachfolger. Wer zweifelt noch, daß durch die Hölle ſelbſt eine Lehre nicht erſchüttert werden kann, die trotz ſolcher Verkündiger beſteht?

52.

Der eingebildete Hageſtolz.

Der einfältige Balbus bildet ſich ein, weil er kein Weib genommen hat, es ſey kein Menſch klüger, als er.

53.

Die Kunſtſtümper.

Ich glaube, die armen Muſen haben Nichts zu thun, als ſich ihrer ungerathenen Söhne zu ſchämen.

54.

Der Verunglimpfer.

Armer Baldrian! bilde Dir nicht ein, mich böſe zu machen, wenn Du von einem Klopſtock, oder Wieland, noch nach ihrem Tode mit dummer Geringſchätzung ſprichſt. Verunglimpfe die Unſterblichen, ſo viel Du willſt. Dich werde ich darum nicht ſchelten. Aber ſie wirſt Du mir erlauben, todte Löwen zu nennen.

55.

Auf gewiße Freunde.

Ich werde mich glücklich ſchätzen, wenn mir von meinen Feinden nicht mehr Böſes widerfährt, als Gutes von gewißen Freunden.

56.

Der Streit.

Paul.

Dein Gegner, mein guter Lucius! iſt ein

Schwachkopf, und ich dächte alſo, Du ſtritteſt nicht länger mit ihm. Iſt man etwa ein Herkules, wenn man eine Fliege todtſchlägt?

Lucius.

Ich will kein Herkules ſeyn. Aber ich ſchlage die Fliege todt, um Ruhe vor ihr zu haben.

57.

Der Vielſchreiber.

Ich fürchte mein Freund! das Publikum pflegt bloß darum ſo wenig von Dir zu leſen, weil Du ſo viel ſchreibſt.

58.

Götter und Dichter.

Die Dichter ſollten zum Vortheil ihrer Werke den Göttern auch darin gleichen, daß ſie sterblichen Augen unſichtbar wären.

59.

Umgang mit Aerzten.

Ich meide darum den Umgang mit Aerzten, weil ihre Gegenwart zur Unzeit mich nöthigt, wenn nicht an den Tod, doch an das Schlimmere, an das Krankſeyn zu denken.

60.

Narren=Kur.

Man ſollte doch denken, Nieſewurz und Swift könnten einen Narren heilen.

61.

Der Muth.

Es iſt kein Menſch ohne Muth, weil man ohne Muth ſchlechterdings nicht leben kann.

62.

Einfall eines Armen.

Wie glücklich könnte mein reicher Nachbar ſeyn, wenn ſein Geld — mein wäre!

63.

Der Vergleich.

Ich ſchlage Dir einen Vergleich vor, mein guter Moro! von dem Du nicht läugnen kannſt, daß er im höchſten Grade billig iſt. Sey nicht mehr lächerlich und ich will nicht mehr über Dich lachen.

64.

Schriftſteller=Reue.

Der ſchreibſüchtige Lelio ſchreibt ein zweytes

Buch, um der Welt zu ſagen, daß er bereue, das erſte geſchrieben zu haben.

65.

Die Märterer.

Es gibt nicht nur Märterer der Tugend, es gibt auch Märterer des Laſters, und manche Leute laſſen ſich tauſend Mahl lieber aufknüpfen, als daß ſie ehrlich ſind.

66.

Die Schwelger.

Viele Menſchen müßen bloß darum ſich todt hungern, weil andere ſich todt eſſen.

67.

Bücher = Schickſal.

Auch ein ſchlechtes Buch kann, wie wir täglich ſehen, Beyfall finden, aber ein gutes muß ihn finden, und eben daher iſt es nicht immer das Verdienſt des Schriftſtellers, wenn er gefällt, aber es iſt ſchlechterdings ſeine Schuld, wenn er mißfällt.

68.

Weibliche Zärtlichkeit.

Nicht, wie die Weiber einiger indiſchen Völ=

ker, mit ihrem todten, wohl aber mit ihrem lebendigen Manne ließe ſich manche europäiſche Frau gern verbrennen.

69.

Der einzige Friede.

Es gibt keinen andern Friedens-Engel, als den Todes-Engel.

70.

Denken und Schreiben.

Man kann nicht füglich denken, ohne daß man ſchreibt. Aber man kann, wie man täglich ſieht, recht füglich ſchreiben, ohne daß man denkt.

71.

Die Maulchriſten.

O Ihr Maulchriſten unſerer Tage! nie werdet Ihr mich bereden, daß Ihr auch Herzenschriſten ſeyd, und Eure Frömmigkeit erinnert mich immer an die neueſte Geſchichte eines bekannten Volks, das gerade am raſendſten war, als es — der Vernunft einen Tempel baute.

72.

Die Dichterinnen.

Ich ſchätzte es mir zur Ehre, jede Schöne zu beſingen, nur nicht eine, die mich wieder beſingen kann.

73.

Eitelkeit.

Biſt du eitel auf einen Gedanken, mein Freund! ſo ſtreiche flugs ihn aus. Er iſt die Geburt eines Schwachkopfs.

74.

Erlangte Ehre.

Nicht angeborne, ſondern erlangte Würden ſind ſchwer zu ertragen. Nicht bey dem Edelmanne von Geburt, ſondern bey dem Neugeadelten findet man den unerträglichſten Adelſtolz, und man ſollte daher nie die Väter, ſondern die Kinder, und zwar dieſe wenn nicht in Mutterleib, doch ſchon in der Wiege adeln.

75.

Der Weiberfeind.

Ernſt.

Du biſt wahrlich ein ausgemachter Weiberfeind, mein guter Wilibald!

Wilibald.

Nichts weniger, mein Beſter! Ich habe nicht das Herz, einer zu ſeyn.

76.

Gute und Böſe.

Nichts iſt ſo wahr, als daß es keine Glückſeligkeit ohne Tugend gibt. Gott läßt freylich, wie die Schrift ſagt, ſeine Sonne über Gute und Böſe ſcheinen. Aber die Böſen ſind unfähig, ſich ihres Scheins zu erfreuen.

77.

Ungültiges Rühmen.

Brüſte Dich nicht ſo mein Freund! daß allenfalls Deines Nächſten Geldbeutel vor Dir ſicher iſt. Du ſollſt nicht ſtehlen! iſt nicht das einzige Geboth.

78.

Belohntes Verdienſt.

Verdienſte belohnen, heißt nicht ſelten, ſie unterdrücken, und Mancher hört von dem Augenblick an auf, ein achtungswürdiger Mann zu ſeyn, in welchem er dafür erkannt wird.

79.

Die Mittelmäßigkeit.

Nicht die ſchlechten, ſondern die mittelmäßigen Schriftſteller ſind die unerträglichſten, weil ſie nicht lächerlich ſind.

80.

Heucheley und Dummheit.

Der dumme Heuchler! Er iſt nicht nur ein Wolf in Schafskleidern, er iſt auch ein Wolf mit einem Schafskopf.

81.

Simpliciſſimus.

Der bekannte Simpliciſſimus, welcher einen der erſten deutſchen Romane ans Licht treten ließ, fährt auch in unſern Tagen noch fort, die Welt mit Romanen zu beſchenken, die aber tief

unter ſeinem erſten Verſuche ſtehen, und eben daher ſeinem wahren Nahmen, den er übrigens völlig abgelegt hat, und bald gegen dieſen, bald gegen jenen vertauſcht, deſto mehr Ehre machen.

82.

Mävius und die Preßfreyheit.

Ob wohl der hungrige Mävius darum ſo für die Preßfreyheit eifert, weil es ohne Preßfreyheit für ihn keine Freßfreyheit gibt.

83.

Die Wittwe.

Die gute Clelia wird, wie man vernimmt, nächſtens eine Satyre auf ihre eigene Wittwen-Verzweiflung machen. Sie wird – ſich wieder verheirathen.

84.

Der höchſte Ruhm.

Dein Ruhm, mein Freund! hat noch nicht die größte Höhe erreicht, wenn Dir bloß die Gerechtigkeit den Kranz aufs Haupt ſetzt. Der Neid muß ihn Dir herunter reißen.

85.

Der Dichter und ſein Wirth.

„Warum ſo ſtill mein Freund? Ich möchte gern ein Paar luſtige Einfälle von Dir hören.“

Ich habe keinen Witz für Dich, ſondern nur wider Dich.

86.

Weibliche Dichtkunſt.

Ich bleibe dabey, daß die Kunſt, wodurch ſich Sappho unſterblich machte, gegen die weibliche Beſtimmung iſt, und ich würde die neun Muſen aus dem Hauſe jagen, wenn ſie — meine Töchter wären.

87.

Der Ruhm.

Der Ruhm iſt ein beſchwerliches Glück.

88.

Freunde.

Wer ſich rühmt, viele Freunde zu haben, in dem erkenne ich einen Menſchen, der leicht zu betriegen iſt.

89.

Entbehrlichkeit der Freunde.

Biſt Du Dein eigener Freund, ſo bedarfſt Du keiner Freunde. Biſt Du es nicht, ſo haſt Du keine.

90.

Die Lobpreiſer des Mittelalters.

Den lärmenden Schwärmern, die in unſern Tagen ſo ernſtlich und ſo lächerlich das Mittelalter wieder herbey wünſchen, und ſogar durch ihre albernen Bemühungen es zurückführen zu können, träumen, dieſen weiß ich Nichts Beſſeres zu wünſchen, als daß ſie — im Mittelalter geboren ſeyn möchten, und ich müßte mich ſehr irren, wenn nicht alle vernünftigen Leute in dieſen frommen Wunſch einſtimmten.

91.

Die Rieſengeiſter.

Nirgends iſt Don Quixots Irrthum, Windmühlen für Rieſen anzuſehen, gemeiner, als bey den Leuten, die es ſich zum Geſchäft machen, die deutſchen Schriftſteller zu würdigen.

92.

Schriftſteller=Bewunderung.

Wir bewundern oft einen Schriftſteller aus keiner andern Urſache, als weil er uns nicht gefällt.

93.

Satyren gegen Frauen.

Eine Frau kann über jede gegen ſie gerichtete Satyre lachen, wenn ſie nur in ihrem Spiegel keine liest.

94.

Der Alte und ſein Arzt.

Ein Alter, der den Arzt rufen läßt, zeigt dieſem ein großes Vertrauen. Er glaubt, er wiſſe nicht nur Mittel gegen die Krankheiten, ſondern eins gegen den Tod.

95.

Auf gewiße Bücher.

Ich habe ſchon manches Buch mit Vergnügen geleſen, das ich nicht geſchrieben haben möchte.

Bayerische Staatsbibliothek München

96.

Mit den Wölfen heulen.

Statt den Leuten den heilloſen Rath zu geben, mit den Wölfen, wenn ſie unter ihnen ſind, zu heulen, rathe ich ihnen lieber, bleibt von den Wölfen weg, damit Ihr nicht mit ihnen heulen müßt. Ohnehin heult man nicht lange mit den Wölfen, ohne ſelbſt ein Wolf zu werden.

97.

Die Sterblichkeit.

Wir ſind Alle vogelfrey, und wer es nicht glaubt, denke nur an ſeine Sterblichkeit und an den Tod.

98.

Die Bethbrüder.

Man ſollte die Kirchengebethe mit einem vermehren, deſſen Aufſchrift wäre: Gebeth für die Leute, deren Bethen eine Sünde iſt.

99.

Wichtigkeit der Geiſtesbildung.

Wer iſt ſchuld, als der Kopf, wenn das Herz Nichts taugt?

100.

Jedem das Seinige!

Jedem das Seinige! Alſo dem Schurken den Strick, und dem Narren die Geißel!

101.

Die freundloſen Fürſten.

Wenn es wahr iſt, daß Fürſten keinen Freund haben können, ſo weiß ich nicht, ob ſie darum ſo ſehr zu beklagen ſind. Es iſt beſſer, nie einen Freund gehabt haben, als nur ein Mahl in ſeinem Leben von einem betrogen werden. Und wer erfuhr nicht dieſes Schickſal? Wie Viele zählen endlich eine Menge Freunde, ohne einen einzigen zu haben!

102.

Schiller, als Verfaſſer der Räuber.

Schillers Räuber haben zuverläßig bey einer gewißen, und zwar der größern Gattung von Leſern, das Glück ſeiner ſpätern, und mithin derjenigen ſeiner Werke, die ihm allein einen Anſpruch an die Unſterblichkeit geben, gegründet, und ſicher hätte man dieſen kaum Gerechtigkeit

widerfahren laſſen, wenn er mit ihnen begonnen hätte. Man läßt ſich den Wallenſtein und den Wilhelm Tell gefallen, weil man früher über den Franz Moor in ein Kraft-Entſetzen gerieth, und die Geſellſchaft der Spiegelberge und Schufterle ergetzlich fand, und ſchwerlich ſingt man das Reiterlied, ohne die angenehme Erinnerung, daß von dem nähmlichen Dichter auch das beliebte Räuberlied herrührt.

103.

Mißtrauen.

Trauſt Du von drey Menſchen keinem, ſo haſt Du vielleicht, trauſt Du allen, ſo haſt Du gewiß Unrecht.

104.

Die Schwachen.

Weg mit den Menſchen die man zu leicht gewinnt! Die Nuß iſt gewiß wurmſtichig, die ſich ohne Mühe knacken läßt.

105.

Der Haß.

Für den Menſchen, wenn es gleich die Wenig-

ſten geſtehen, iſt der Haß ein Bedürfniß und ein Genuß, und ich ſelbſt möchte lieber nicht lieben, als nicht haſſen können.

106.

Der Zweykampf.

Man hat oft gegen den Zweykampf, der überhaupt meiſtens aus einem ſchiefen Geſichtspunct betrachtet wird, eingewendet, daß er dem Beleidiger gleichen Vortheil mit dem Beleidigten einräume. Aber offenbar liegt ihm die ſchöne Vorausſetzung zum Grunde, daß nothwendig die gerechte Sache ſiegen müße.

107.

Die Spottfeindinnen.

Die Frauen, die es nicht ertragen können, wenn man der Schwachheiten ihres Geſchlechts gedenkt, ſollten zuerſt ihren Unwillen gegen den Moſes richten, weil er der Nachwelt den Sündenfall erzählte.

108.

An die Verbeſſerer.

Wollt Ihr im Ernſt durch verbeſſern Gutes

ſtiften, und liegt Euch mehr die Sache, als eitler Ruhm am Herzen: ſo gleicht dem Zeiger an der Uhr. Ohne Geräuſch, und ohne daß das Auge wahrnimmt, daß er ſich bewegt, gelangt er zum Ziele.

109.

Cato, ein Selbſtmörder.

Den Vertheidigern des Selbſtmords iſt es um dieſes Laſters willen lieb, daß auch Cato ein Selbſtmörder war. Mir aber iſt es um Catos willen leid.

110.

Die Philoſophie und die Philoſophen.

Bey dem heutigen Unweſen, das von einigen Philoſophen getrieben wird, dringt ſich mir oft der fromme Seufzer aus dem Herzen hervor: Könnten wir doch nur eine Philoſophie ohne Philoſophen haben!

111.

Geſchliffene Menſchen.

Es verhält ſich mit den Menſchen umgekehrt,

wie mit den Diamanten. Je beſſer ſie geſchliffen ſind, je weniger durchſichtig ſind ſie.

112.

Die Wunderthäter.

Warum lacht Ihr über gewiße eingebildete Weiſen, die ſich die Kraft, Wunder zu thun, zuſchreiben? Haben ſie doch einen Todten, der ſchon länger als ein halbes Jahrhundert im Grabe lag, wieder auferweckt. Den — Aberglauben.

1815.

Erſte Abtheilung.

I.

Volkstrachten.

Ich bleibe dabey, Nichts iſt zweckloſer, als die Forderung einer Volkstracht, und verhaßt ſind mir die ewigen Vorſchläge, die ſich mit dieſem unbedeutendſten aller Gegenſtände beſchäftigen. Ihr wollt Philoſophen, und alſo Leute ſeyn, die nach dem Sprichwort ſich aller Sorgen entſchlagen, und doch macht Ihr die elende Sorge, wie und womit Ihr Euch kleidet, zu einer öffentlichen Angelegenheit.

Der Hottentotte und der Wilde überhaupt hat eine Volkstracht. Aber eines geſitteten Volks iſt es würdig, ſeine bisherige Freyheit

nicht gegen eine knechtiſche Abhängigkeit von einer einzelnen Form zu vertauſchen. Wenn es zur Selbſtſtändigkeit eines Volks gehört, ſeine eigene Tracht zu haben, ſo gehört es auch zur Selbſtſtändigkeit des Einzelnen, ſich nur nach ſeiner Weiſe zu kleiden, und ſtatt einer Volkstracht ſollte man alſo eine Perſonentracht predigen. Am ſonderbarſten aber iſt es, daß wir Deutſchen nach einem Vorzuge ſtreben, den wir längſt beſitzen. Es iſt nicht zu läugnen, wir tragen in der Regel franzöſiſche Kleider. Aber wir tragen dieſe Kleider erſt, wenn die Franzoſen längſt aufgehört haben, ſie zu tragen, und haben wir alſo nicht immer unſere eigene Kleidung, nähmlich eine, die außer uns kein anderes Volk in der Welt trägt?

II.
Armen-Anſtalten.

Zuviel für die Armuth ſorgen, Ihr Gutherzigen! heißt ſorgen, daß die Leute arm werden. Man hat vor etwa dreyßig Jahren angefangen, die häuslichen Almoſen zu unterſagen, und dafür die öffentlichen einzuführen. Ich würde es gerade umkehren. Man muß es dem Bettler nicht zu bequem machen, und dem Publikum, und noch vielmehr dem Einzelnen, wird es zuverläßig leichter, als dem Staate, zu entſcheiden, wo eine milde Hand, und wo eine ſtrafende nöthig iſt. Mit Einem Worte, man ſollte ſo viele Armenpfleger beſtellen, als es Leute gibt, die Barmherzigkeit üben können, und Barmherzigkeit üben kann der Arme, wie der Reiche.

III.

Klingers Werke.

Klingers Werke, von welchen, gewiß zur Freude des beſſern Publikums, die Oſtermeſſe 1815 nach einer langen Pauſe vier neue Theile lieferte, ſind ein Spiegel, aus welchem jedem reinen Auge der ächte deutſche Geiſt treu und unverzerrt entgegen ſtrahlt. Nur Schriften, wie dieſe, deren herrſchender Character Klarheit und Beſonnenheit iſt, und deren Sinnbild ein der Vernunft, der Schönheit und dem guten Geſchmack opfernder Genius ſeyn ſollte, nur ſolche Schriften, ſage ich, können uns zu der Behauptung berechtigen, daß wir in die Reihe der ſich

durch geiſtige Erzeugniße auszeichnenden Völker gehören. Möchten wir des Geſchenks, mit welchem einer der edelſten Geiſter ſich um ſeine Zeitgenoſſen und um die Nachwelt verdient macht, uns bald vollſtändig erfreuen dürfen, und möchte durch dieſe und ähnliche freundliche Erſcheinungen das fratzenhafte Geſpenſt einmahl gänzlich verbannt werden, das noch immer unter dem Nahmen Poeſie auf dem deutſchen Boden herumpoltert, um den rohen Haufen mit Schätzen zu äffen, in welchen der Unverblendete Nichts als Schutt und Steine, welke Blätter und Unſauberkeiten entdeckt!

IV.

Satans Urtheil über weibliches Bücherſchreiben.

In Klingers Fauſt ſagt Satan zu dem Helden, um ihm zu zeigen, welch ein verderbliches Geſchenk er der Welt durch die Erfindung der Buchdruckerkunſt gemacht habe:

„Wahrheit, Einfalt und Religion werden die Menſchen mit Füßen treten, um ein Buch zu ſchreiben, das einen Nahmen mache, und Gold einbringe. Ja, ſo weit wird dieſes aufgeblaſene Geſchlecht hierin den Wahnſinn treiben, daß ſogar ihre Weiber — hört es alle, Ihr Kräfte und Geiſter der Hölle! — daß ſogar ihre Wei-

der Bücher ſchreiben werden. Ihr kennt die eitlen Töchter Evas, und ich brauche Euch nicht zu ſagen, was dieſes für verzerrte Ungeheuer aus ihnen machen muß."

Was läßt ſich zu dieſem unzarten, eines ächten Fürſten der Finſterniß würdigen Abſprechen des Teufels Anders ſagen, als daß der Teufel — ein rechter Teufel iſt? Und kann man es anders als loben, wenn von nun an die Nadel vor jeder weiblichen Hand ruhig liegt, dafür aber ein Gänſekiel vor keiner mehr ſicher iſt? Bey der griechiſchen Sappho, und ihren hundert deutſchen Schweſtern! wäre ich ein Frauenzimmer, man ſollte meinen Nahmen wenigſtens drey Mahl in jedem Meßverzeichniße leſen. Wer wird es ſich nicht zum Geſchäft machen, dem Teufel zu trotzen, und Alles zu thun, was dem ſchwarzen Unhold und Evasverführer und Weiberfeind zum Aergerniß gereicht? Und mag man von noch ſo vielen Weibern behaupten, daß ſie des Teufels wären

jede Wilhelmine Maiſch=Müller, kurz Jede, die mit Hülfe der Fauſtiſchen Erfindung dem Ruhme nachſtellt, erklärt dem Teufel den Krieg, und wer kann es alſo noch wagen, ſie ſogar einer Gemeinſchaft mit ihm zu zeihen?

V.

Die Heirathen am Sterbebette.

Es geſchieht zuweilen, daß ſich ein Paar in dem Augenblicke trauen läßt, in welchem der eine Theil des Furchtbaren gewärtig iſt, der mit den Banden des Lebens auch die Bande, die Mann und Frau verknüpfen, wieder auflöst.

In dieſem Falle iſt alſo ein Sterbebett der Traualtar, und dieſe wenigſtens halb ſchon im Himmel geſchloſſenen, gewöhnlich kinderloſen Ehen ſollen, weil ſie in der Regel nicht einmahl die ſogenannten Honigmonate dauern, und ihr Anfang zugleich ihr Ende iſt, meiſtens ganz erträglich ausfallen. Wer kann nicht eine Stunde,

oder im Nothfalle einen Tag lang der beſte Mann, oder die beſte Frau von der Welt ſeyn? Aber das Nähmliche ein halbes Jahrhundert lang zu ſeyn, kann man bloß — verſprechen. Das ſchöne Geſchlecht insbeſondere muß dieſe Augenblicks-Bündniße den ewigen, zu welchen man es zwingen will, unendlich vorziehen. Welch ein angenehmer Wechſel, Braut, Frau und Wittwe an einem Tage zu werden, und den Schmuck der erſten mit der Trauer der letzten zu vertauſchen! Ueberhaupt, da die meiſten Ehen bloß darum verunglücken, weil ſie zu lange dauern, warum hilft man dem Uebel nicht ab? Was iſt leichter, als das, was zu lange dauert, verkürzen? Oder ſoll der Tod allein das Recht haben, eine Eheſcheidung ohne gerichtliche Weitläuftigkeiten vorzunehmen, und muß gerade Himmel und Erde, oder Hölle und Erde zwiſchen Mann und Frau treten, wenn ſie höchſtens ſich hundert Meilen weit von einander ſehnen? Wenigſtens ſollte man, wenn man ja nicht jedem Ehepaar das Recht, ſich nach Gefallen die Liebe, und mit ihr

jede andere Verbindung gleich einer Hausmiethe aufzukündigen, zugeſtehen will, in der Ehe, wie in den Klöſtern, ein Noviciat einführen, und der guten Folgen dieſer weiſen Einrichtung könnte man um ſo gewißer ſeyn, je angemeſſener ſie der menſchlichen Wandelbarkeit iſt.

VI.

Ehrlichkeit in Norwegen.

Norwegen, welches, ſo klein auch ſein Gewicht auf der Völker-Wagſchale ſeyn mag, doch in der neueſten Geſchichte eine Zeitlang die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich zog, hat ſich von jeher durch den Edelſinn und die Rechtlichkeit ſeiner Bewohner ausgezeichnet, und folgendes kleine Ereigniß, das der Ritter von Zimmermann erzählt, kann zum Beweiſe dienen, wie ſehr man im Lande ſelbſt dieſem öffentlichen Character vertraut.

Ein Fremder ſah auf ſeiner Reiſe durch die Gebürge einen Mantelſack auf der Landſtraße lie-

gen, und ſprach zu ſeinem Fuhrmanne: Hier hat Jemand ſeinen Mantelſack verloren.

Wahrſcheinlich, antwortete der Fuhrmann, konnte der Reiſende, dem er gehört, ihn nicht fortbringen, und deswegen ließ er ihn hier liegen.

Einen Mantelſack auf öffentlicher Straße liegen laſſen, erwiederte der Fremde, iſt doch ziemlich gewagt.

Keineswegs, verſetzte der Fuhrmann. Wer wird in Norwegen einen Mantelſack ſtehlen?

VII.

Der ſchreibende Pöbel.

Hüte Dich doppelt vor einem ſchlechten Menſchen, wenn der ſchlechte Menſch zugleich ein Poet iſt! Ueberhaupt, wer den Menſchen in ſeiner tiefſten Erniedrigung kennen lernen will, würdige einmahl eine gewiße Gattung von Schriftſteller ſeiner Beobachtung. Beleidige den ärgſten aller Tyrannen, und es iſt möglich, daß er Dir verzeiht. Aber tadle auf die ſanfteſte Art den elendeſten Klingelreimer, oder ſpiele nur von fern auf die langen Ohren eines bücherrichtenden Midas an, und vergiften iſt die kleinſte Rache, vor welcher Du Dich

zu hüten haſt. Der Klingelreimer glaubt mehr als ein Petrarch, und der im Zeitungsſold ſtehende Midas wenigſtens ein doppelter Leſſing zu ſeyn. Der Dienſt der Muſen iſt bey Vielen Nichts als ein Belialsdienſt, und ganze Schaaren nehmen ihren Weg zur Hölle über den Helikon, und beſteigen den Pegaſus, um — zum Teufel zu reiten. Die Tinte manches Sudlers iſt nicht ſo ſchwarz, als ſein innerer Menſch, und kaum kann ein Meuchelmörder ſeinen Dolch in einer frevelhaftern Abſicht ſchleifen, als der ſchreibende Böſewicht ſeine Feder ſchneidet. Wo gibt es endlich größere Heuchler, frechere Läſterer, kriechendere Schmeichler, bösartigere Verleumder, wo findet man mehr ſchmutzige Habſucht, mehr trotzigen Bettelſtolz, mehr wahnſinnige Aufgeblaſenheit, wo iſt der Neid gelber, wo iſt die Galle ſchwärzer, wo iſt der Eigendünkel blinder, wo iſt die Wuth ſchäumender, wo iſt das Gefühl für das Gute, und Schöne, für Recht und Wahrheit ſtumpfer, als unter den Menſchen,

die nicht erröthen, ſich der Welt als ihre Lehrer aufzudringen, und mit den edelſten Geiſtern um die Palme des Ruhms zu kämpfen? Kann in ſolchen Herzen auch nur eine Aftermuſe wohnen? Und wäre es nicht zu wünſchen, es würde gar nicht mehr geſchrieben, da das Schreiben viel öfter die Schreibenden ſchlimmer, als das Leſen die Leſenden beſſer macht?

VIII.

Ueber das Verbeſſern fremder Gedichte.

Man ſoll, gebiethen gewiße Bücherzeitungs-ſchreiber, kein Gedicht beſſer machen, das man nicht ſelbſt gemacht hat. Und wenn man nun die geſtrengen und weiſen Herrn fragt: Warum nicht? Was werden ſie antworten? Läßt ſich irgend ein Fall denken, in welchem Beſſermachen eine Sünde wäre? Wer verliert dabey, wenn man ein Gedicht verbeſſert? Niemand. Und wer gewinnt dabey? Jedermann. Es iſt doch wohl kein Unglück, wenn man zwey Gedichte ſtatt Einem erhält, inſofern jedes gut, und nur eines beſſer als das andere iſt? Oder begeht der Ver-

beſſerer etwa ein Unrecht an dem Verfaſſer? Dieſer hätte nur in dem Falle Urſache zu einer Beſchwerde, wenn durch das verbeſſerte Gedicht ſeine Urſchrift vernichtet würde. Aber warum ſoll nicht neben dem ächten Logau auch ein von Leſſing und Ramler verbeſſerter beſtehen können? Wer hat etwas gegen die Beurtheilung eines Gedichts? Und gibt es eine beſſere und lehrreichere Beurtheilung, als diejenige, die ſtatt bloß Fehler anzuzeigen, ſie zugleich verbeſſert? Freylich wird durch dieſe Beurtheilung noch mehr, als durch jede andere, die Eitelkeit des Dichters beleidigt. Aber wer wird dieſe in Schutz nehmen? Haben endlich nicht ſelbſt manche, und zum Theil ſehr vorzügliche und berühmte Dichter ihre Werke einer fremden Feile unterworfen? Wie vielen Antheil hat nahmentlich Voß nach ſeiner eigenen Erzählung an der Vollendung der Gedichte ſeines unvergeßlichen Freunds Hölty Wenn alſo irgend ein Meiſter der Kunſt dem guten Geſchmack des Publikums ſeine Achtung dadurch beweiſt, daß er keine denſelben beleidi=

gende Flecken dulden will: ſo denke ich, ſollten die Urtheilſprecher, wenn auch ihrem Geſchmack die eigenen Flecken eines Dichters lieber ſind, als Schönheiten, die eine fremde Hand ihm leiht, doch wenigſtens die Beſcheidenheit nicht gegen den Mann vergeſſen, der durch ſeine Bemühungen Niemand beeinträchtigt, und Alle verpflichtet, die von den Rechten der Kunſt beſſere Begriffe haben, als manche Richter derſelben, und welchen es daher nicht einleuchten will, daß man z. B. einen Günther nicht verbeſſern dürfe, wenn man — nicht Günther ſelbſt iſt.

IX.

Die Armuth.

Armuth iſt ein Glück ohne Neid. Der Arme hat keinen Feind, und alle guten Menſchen zu Freunden. Er wird von keinem Schmeichler verdorben, und hört immer nur die Wahrheit. Wer ſollte einen Menſchen belügen, bey dem Nichts zu gewinnen iſt? Er fürchtet weder Kriege, noch Staatsumwälzungen, und ob Napoleon die Welt, oder die Inſel Elba beherrſcht, oder gar der Gefangene der Feinde iſt, deren Nacken er unter ſein Joch beugeu wollte, was kümmert es den Glückſeligen, der für kein Eigenthum zu zittern braucht, und weder Macht, noch Rang zu ver-

lieren hat? Kein Erbe harrt auf ſeinen Tod, und wen kann ſein Mädchen lieben, als ihn ſelbſt, da er kein Geld zum Nebenbuhler hat? Das Haus, das er bewohnt, ſteht in Flammen. Er verläßt es, und hat Nichts verloren. Geht ſelbſt das Vaterland zu Grunde, die ganze Welt iſt das Vaterland des Beneidenswerthen, der an jedem Ort wieder findet, was er in der Heimath verließ. Wirft er endlich einen Blick in jenes Leben, wie muß er dann erſt ſeine Armuth ſegnen! Schon die Bibel verheißt ihm den Himmel vor dem Reichen, und darf man ſich wundern, wenn der kleinere Sünder vor dem größern ſelig wird? Nur in den Umſtande gleichen unglücklicherweiſe die meiſten Armen den Reichen, daß ſie — mit ihrem Loſe nicht zufrieden ſind.

X.

Geheime Nachrichten aus einem Schlaraffenlande.

Die Pracht der Könige in dieſem Lande läßt ſich in unſerer Sprache gar nicht beſchreiben, und mit unſerem Verſtand gar nicht begreifen, und ich kann alſo dem Leſer nur erzählen, wie die Beſenbinder und Keſſelflicker leben.

Unſere Schlöſſer ſind elende Hütten gegen die Wohnungen dieſes Lumpengeſindels. Der armſeligſte Hungerleider hat täglich wenigſtens zwanzig Schüſſeln auf ſeinem Tiſche, und ich kenne keinen Schneider, der nicht ſeine ſechs Kutſchen, und einen Marſtall von hundert Pferden hat. Jede Schuſterinn hat ein halbes Dutzend Kam=

mermädchen, und es iſt kein Lackey, der ſich nicht wieder ſeine eigenen Lackeyen hält. Dem Vorreiter reitet wieder ein anderer Vorreiter vor, und der Schuhputzer würde lieber ſterben, als daß er ſich die eigenen Schuhe putzte. Der Kutſcher ſteigt, wenn er ſeinen Herrn gefahren hat, von dem Kutſchbocke deſſelben in ſeine eigene Kutſche. Hans befiehlt dem Hans anzuſpannen, und die Kammerdiener der Fürſten haben Kammerherrn zu ihrer Aufwartung. Der Küchenjunge eines Großen hat nicht viel weniger Köche in ſeinem Dienſt, als ſein Herr, und ich wollte den Leſern dieſer Nachrichten Nichts wünſchen, als daß ſie einmahl einem Feſte beywohnten, das ein Scherenſchleifer ſeinem Geburtstage zu Ehren veranſtaltet. Die reiſenden Handwerksburſche gehen mit eigener Poſt auf die Wanderſchaft, und ſelten ſieht man einen armen Teufel unter ihnen, der mit weniger als vier Pferden fährt. Für ein Trinkgeld, das eine Magd bekommt, kann man bey uns ein Fuder Wein kaufen, und ein Hochzeitgeſchenk beträgt mehr, als bey uns

das reichſte Heirathgut. Wer ein Vermögen von einer Million beſitzt, iſt ein Bettler, und wehe dem hartherzigen, der gegen einen ſolchen Millionenbeſitzer ſeine milde Hand nicht öffnet! Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſe Bettler, auch in andern Dingen himmelweit von den unſrigen verſchieden ſind. Ihre Kleider ſind freilich zerlumpt. Aber wer bey uns das Glück hätte, ein ſolches weggeworfenes Bettlergewand auf der Straße zu finden, würde durch dieſe Lumpen ein reicher Mann werden. Iſt einer bey ſeiner Armuth noch ein Krüppel, ſo ſind ſeine Krücken von dem köſtlichſten Holze, und reich mit Edelſteinen und Perlen, oder wenn der Mann gar zu arm iſt, wenigſtens mit Golde beſetzt. Sie fahren in niedlichen Wagen von Haus zu Haus, und ein zierlich geputzter Leibknappe empfängt in ihrem Nahmen das Almoſen, das nicht in Kupfermünze ſondern in Goldſtücken beſteht. Zwar iſt das Betteln in dieſem Lande beynahe noch ſtrenger verbothen, als bey uns. Aber da die Bettelvögte zu gut bezahlt, und überhaupt zu reich

ſind, ſo werden ſie unerträglich faul, und es iſt ein Wunder, wenn ſie einen ertappten Bettler ins Arbeitshaus ausliefern. Eine Menge Arme werden in Spitälern verpflegt, die bey uns nicht zu ſchlecht für die Wohnung eines Kaiſers wären. Die Pfleglinge ſehen täglich Rebhühner und Faſanen, und überhaupt nur ſolche Gerichte auf ihrer Tafel, die man bey uns unter die Leckereyen zählt, und nicht ſchlechter, als ihr Eſſen, iſt der Wein, den ſie trinken. Iſt es ihnen nicht zu beſchwerlich, ſo machen ſie ſich Bewegung in dem prachtvollen Garten des Hauſes, und des Nachts ruhen ſie in Grahamſchen Betten. Aber Nichts deſto weniger bedauert jedermann die Unglücklichen, die ihr Mißgeſchick dieſen milden Anſtalten überliefert, und menſchenfreundliche Schriftſteller ſchreiben ganze Bücher über die Mängel derſelben, und über die Mittel, ihnen abzuhelfen.

Doch ich würde nicht fertig werden, wenn ich den Reichthum der Armen dieſes Landes, und die Herrlichkeiten, die man in den Wohnun-

gen des Elends antrifft, umſtändlich beſchreiben wollte, und ich will alſo nur noch mit wenigen Worten einiger andern Merkwürdigkeiten gedenken.

Diebe findet man nur ſelten in dieſem Lande, weil es gar zu beſchwerlich iſt, ſo viel zu ſtehlen, daß es ſich der Mühe lohnt. Doch hängt man auch dort, wie bey uns, wenigſtens die kleinen Diebe. Wer übrigens gehangen wird, hat den Troſt, daß der Galgen von Gold, der Strick von Seide, und der Henker ein Mann iſt, der ſich den Henker um die Leute bekümmert, vor welchen ſich bey uns der Stolz ſelbſt beugen muß.

Den Frauen dieſes Landes ſagt man nach, daß ſie viel ſchlafen, ob es gleich nicht zu läugnen iſt, daß ſie mehr Nächte auf Bällen als im Bette zubringen. Zwar ſind ſie unglücklich genug, weder von Thee, noch von Kaffeh etwas zu wiſſen. Aber darum unterlaſſen ſie doch nicht, einander täglich Beſuche zu machen, bey welchen viel getrunken, und noch mehr geläſtert wird. Wenn übrigens eine von der andern übel ſpricht,

ſo geſchieht es immer in ihrer Abweſenheit, und nur erklärte Feindinnen ſchimpfen ſich von Angeſicht zu Angeſicht. Die ſich am Beſten kleidet, wird am meiſten gehaßt, und ein neuer Hut macht den älteſten Freundſchaften ein Ende.

Die Männer des Schlaraffenlands ſind im höchſten Grade eiferſüchtig, und wie die Frauen behaupten, mit dem größten Unrecht.

Wenn die Kinder nicht immer gut erzogen werden, ſo ſind wenigſtens die Mütter nicht ſchuld, weil dieſe die Erziehung, als eine Sache, die ſie nicht verſtehen, andern Leuten überlaſſen, die ordentlich ein Handwerk davon machen, und ſie alſo nothwendig aus dem Grunde verſtehen müßen.

Das Land hat einen großen Ueberfluß an Aerzten, und doch iſt die Sterblichkeit nur mittelmäßig.

Das Schlaraffenland iſt die eigentliche Heimath der Poeten, und es wimmelt daher dort von ihnen noch mehr, als bey uns. Allein außer ihrer eigenen genießen dieſe Hippocrenentrinker

und Hippogryphenreiter keine ſonderliche Achtung. Der größte Theil von ihnen iſt wahnſinnig, und die wenigen, die es nicht ſind, oder ſich wenigſtens nicht ſtellen, als wären ſie es, werden von den übrigen mit der größten Wuth verfolgt. Unter den Wahnſinnigen ſelbſt bricht zuweilen ein förmlicher Krieg aus. Allein da dieſer Krieg weder Kriegsſteuern, noch Lieferungen, weder Aushebungen noch Einquartierungen, und höchſtens einige blutige Poeten Köpfe zur Folge hat, und überhaupt Niemand unglücklich, und nur Mancher lächerlich durch ihn wird: ſo fällt es keinem Menſchen ein, ſein Feuer dämpfen zu wollen, und in den Kirchen wird weder für ſeine Abwendung gebethet, noch dem Himmel für ſein glückliches Ende gedankt. Die Werke dieſer Poeten ſind meiſtens ſatyriſchen Inhalts, und die Gegenſtände der Satyre ſind — der geſunde Menſchenverſtand, ferner die ewigen Geſetze des Wahren und Schönen, und endlich die Werke älterer Dichter, die von jeher bey allen vernünftigen Leuten als Muſter gegolten ha-

ben. Uebrigens pflegen ſie dieſe ihre oft ſehr giftigen, wenn gleich nicht treffenden Satyren in alle möglichen Formen einzukleiden, und man findet daher bey ihnen Luſtſpiele und Trauerſpiele, Poſſenſpiele und Romane, Balladen und Romanzen, Oden und Elegien, Lieder und Epigramme, am meiſten aber ſogenannte Klinggedichte. Ohne dieſe letzte Form könnte gar keine Dichterader fließen, und kein Dichterkiel ſich ergießen. In Klinggedichten wird dem lieben Gott der Hof gemacht; in Klinggedichten weiht man ſich der heiligen, und mancher unheiligen Jungfrau; in Klinggedichten macht man ſeinem Haß und ſeiner Liebe, ſeinem Herzen, ſeiner Milz und ſeiner Galle Luft; in Klinggedichten beklagt man eigene und fremde Noth. Mit Einem Wort, ein Klinggedicht iſt das Höchſte der ſchlaraffenländiſchen Poeſie, und ohne daſſelbe kann ſelbſt ein Homer weder ſich noch Andere unſterblich machen.

Von den ſchlaraffenländiſchen Philoſophen, und von den Leuten, welche neue Staats-Leh-

gebäude in Dachkammern ausbrüten, und von Andern, welche die Kunſt lehren, wie man Nichts als Homere, Platone, Cicerone, kurz die größten Helden, Dichter und Weiſe durch Schulmeiſter erziehen läßt, die ſelbſt weder Helden, noch Dichter, noch Weiſe ſind, wird in eigenen Abſchnitten ausführlich gehandelt werden, und der geneigte Leſer, der das Lächerliche liebt, darf ſich zum Voraus auf die angenehmſte Unterhaltung freuen.

XI.

Vermiſchte Bemerkungen über das Schauſpiel.

1.

Allen, vom Höchſten bis zum Niedrigſten, der rohen ungebildeten Menge eben ſo ſehr, als der kleinen Anzahl der Gebildeten gefallen, den Eingeweihten in die Kunſt, wie den Layen befriedigen, iſt die Aufgabe, die der Schauſpieldichter mehr als jeder andere zu löſen hat, und ſo lange dieſe freylich ſchwere Aufgabe nicht gelöſt iſt, ſo lange haben wir keine Schaubühne.

2.

Allerdings bedürfen wir eines ganz andern Schauſpiels, als die Alten, und nirgends wird

mit größerem Recht zwiſchen romantiſcher und antiker Poeſie unterſchieden, als im dramatiſchen Fache. Unter romantiſcher Poeſie muß man aber keineswegs die Poeſie der Romantiker verſtehen, die in dieſem Fache, wenn man nicht die Familie Schroffenſtein, das Kätchen von Heilbronn und ähnliche Mißgeburten für Schauſpiele gelten laſſen will, noch wenig oder Nichts geleiſtet hat.

3.

Die rohe und wilde Barbarey, der wir ſeit vierzig Jahren den Titel Genialität beyzulegen belieben, und die immer, nur unter verändertem Nahmen, wiederkehrt, iſt auch im Schauſpiel eine ewige Kluft zwiſchen uns und der Poeſie.

4.

Willſt du auf den Nahmen eines Dichters überhaupt, und eines Dramatiſchen insbeſondere Anſpruch machen: ſo vergiß nicht, daß es gar keine Poeſie ohne Kunſt gibt. Selbſt zu viele Kunſt, und alſo Künſteley, iſt beſſer, als gar keine.

5.

Was man auch gegen die franzöſiſchen Schauſpiele mit Recht einwenden mag, ſo dürfen doch die Franzoſen andere Völker nicht ohne gerechtes Selbſtgefühl fragen: Wo iſt Euer Corneille, Euer Racine, Euer Voltaire, Euer Moliere? Daß dieſe Behauptung eine Ketzerey iſt, beweiſt gerade, wie wenig unſere Begriffe von dem Weſen des Schauſpiels noch geläutert ſind.

6.

Die Kunſt des Schauſpielers ſteht mit der Kunſt des Dichters jedesmahl ungefähr auf gleicher Höhe, und mit der Dichtkunſt würde ſich auch die Schauſpielkunſt anders geſtalten.

7.

Noch immer iſt das unſelige Vorurtheil einer mißverſtandenen Täuſchung auf der Schaubühne nicht ausgerottet. Die Täuſchung, oder die Einbildung, das Dargeſtellte ereigne ſich wirklich, kann nie Zweck der Darſtellung ſeyn, und ſelbſt die Rührung würde durch ſie zerſtört werden. Wer möchte ein Schauſpiel beſuchen, wenn er

ſich einbilden müßte, eine Maria Stuart werde wirklich von der Bühne auf das Schaffott geführt? Täuſchung zum Zweck der Kunſt machen, heißt den Satz aufſtellen: Der Zweck der Kunſt iſt — ſich ſelbſt zu vernichten, oder um die Sache noch ſtärker auszudrucken, ihre eigene Mörderinn zu werden. Auch im Schauſpiel will ich mich an der Dichtung, und nicht an der Wirklichkeit ergetzen. Wie läßt ſich überhaupt ein Zweck denken, deſſen Erreichung eine reine Unmöglichkeit iſt? Zu einer vollkommenen Täuſchung würde vor allen Dingen erfordert, daß wir in dem Darſteller des Hamlet nicht zugleich den Herrn Garrik, in dem Darſteller des Oberförſters nicht zugleich den Herrn Iffland, in der Darſtellerinn der Orſina nicht zugleich die Madam Unzelmann kennten. Wer lehrt uns ferner die Deutſchredenden Griechen und Römer, und zehn verſchiedene Völker vergeſſen, die ſich alle in einerley Sprache miteinander unterhalten? Ich übergehe eine Menge anderer Täuſchungsſtörungen, die jeden Augenblick eintreten. Dieſer falſche Grundſatz iſt es

zum Theil auch, aus welchem die für die Schauſpielkaſſen ſo läſtige Aengſtlichkeit für das Zeitübliche, oder das Coſtüme in den Kleidungen entſpringt. Man laſſe den König im Bettlergewand, und den Bettler im Purpur auftreten, man kleide den Achill wie einen Abbé, und den Don Carlos wie den Bürgermeiſter einer deutſchen Reichsſtadt, und die Wirkung wird, vorausgeſetzt, daß jeder die Rolle des Schauſpiels, und nicht die Rolle ſeines Anzugs ſpielt, die nähmliche ſeyn. Ohnehin kann das Coſtüme nicht einmahl Täuſchung hervorbringen, weil bey weitem der größere Theil der Zuſchauer von der Tracht alter und neuer ihm fremder Völker gar keinen Begriff hat. Bey dieſer Gelegenheit darf wohl auch ein Unrecht gerügt werden, das man um der Täuſchung willen einem berühmten Mahler des Alterthums und den Vögeln ſeiner Zeit erweiſt. Wer kennt nicht das Mährchen von dem Zeuxis und ſeinen gemahlten Trauben, durch welche die Vögel herbeygelockt wurden? Gemahlte Trauben, die man für wirkliche hält, ſind zuverläßig eine ſchlechte

Mahlerey. Man macht alſo durch die Erzählung dem göttlichen Zeuxis ein ſehr zweydeutiges Kompliment, und was die Vögel betrifft, ſo wiſſen dieſe beſſer, was eine ächte Traube iſt, als daß ſie ſich je durch eine gemahlte täuſchen laſſen könnten.

8.

Ein Schauſpiel in Proſa iſt nur zur Hälfte ein Gedicht, und eins in reimloſen Verſen nur wenig beſſer, als eins in Proſa. Im Trauerſpiele ſollte durchaus an die Stelle der reimloſen Jamben der königliche Alexandriner treten, der ſo ganz dem Geiſt unſerer Sprache entſpricht, und den nur ein Vorurtheil der Eintönigkeit beſchuldigen kann.

9.

Es iſt die gewöhnliche Meinung, die Deutſchen hätten es weiter im Trauerſpiele als im Luſtſpiele gebracht. Ich fürchte aber, unſere Trauerſpiele ſind mit unſern Luſtſpielen im Ganzen ungefähr von gleichem Werth, und dann hätten wir freylich, wenige Ausnahmen abgerechnet, nicht Urſache, ſonderlich ſtolz auf ſie zu ſeyn.

Vielleicht wird im Trauerſpiele die Kritik, die bekanntlich gleich ſterblichen Menſchen, ihre ſchwachen Seiten hat, durch die Würde der Handlung, durch die trotzigen Kraft der Helden, durch Prunk und Pathos, und am meiſten durch das allgewaltige Schickſal zu ſehr außer ſich ſelbſt geſetzt, als daß ſie über daſſelbe mit gleicher Strenge, wie über das harm= und anſpruchloſe Luſtſpiel Gericht zu halten fähig wäre.

10.

Die einzige ideale Perſon auf der deutſchen Bühne war weiland — Harlekin. Welch ein unſeliger, des Gottſchedſchen Zeitalters übrigens vollkommen würdiger Gedanke alſo, den köſtlichen und ehrwürdigen Schalk und Scherztreiber zu verbannen! Freylich bewies ſchon die Plumpheit, mit welcher die Poeten ihn handhabten, wie wenig ſie das Geheimniß ſeines Daſeyns zu begreifen vermochten.

11.

Ernſte Melpomena und freundliche Thalia, wie leer würden Eure jetzt vollen Tempel ſtehen,

wenn man Nichts als das Schauſpiel im Schauſpiele ſuchte!

12.

Wer nicht Allen gefällt, gefällt auch Wenigen nur wenig, und alſo, wenn man genau rechnet, gar nicht.

XII.

Der geneckte Mährchenerzähler.

In den unter dem Titel: Tauſend und Eine Nacht, bekannten arabiſchen Mährchen, beginnt, wie man weiß, die Erzählung jeder Nacht mit der Anrede der Dinarzade an ihre Schweſter, die Sultaninn Scheherazade: Meine liebe Schweſter! wenn Ihr nicht ſchlaft, ſo erzählt mir doch, ehe der Tag anbricht, eins der angenehmen Mährchen, die Ihr wißt.

Galland, der franzöſiſche Ueberſetzer und Herausgeber des Buchs, glaubte mit Recht, auch dieſe Anrede beybehalten zu müßen. Allein folgendes Abenteuer überzeugte ihn, daß es Leute

gab, die ſeine Ueberſetzer-Treue lächerlich fanden. Einſt wurde er nähmlich mitten in der Nacht durch ein heftiges Läuten an der Glocke ſeines Hauſes aus dem Schlafe geweckt. Er ſtand auf, und auf die Frage, wer da wäre, rief man ihm mit lauter Stimme zu: Mein lieber Herr Galland! Wenn Ihr nicht ſchlaft, ſo erzählt uns doch, ehe der Tag anbricht, eins der angenehmen Mährchen, die Ihr wißt.

Galland ſelbſt ſagt in der Vorrede zum zweyten Theil ſeiner Ueberſetzung, er habe die Worte: Meine liebe Schweſter! Wenn Ihr nicht ſchlaft ꝛc. um ſich nach dem feinen Geſchmacke verſchiedener witziger Köpfe, denen ihre Wiederhohlung anſtößig geweſen wäre, zu bequemen, weggelaſſen, und es iſt alſo wenigſtens ſo viel gewiß, daß die treuherzige Anrede zu Spöttereyen Anlaß gab.

Dem gegenwärtigen Erzähler wurde übrigens die Geſchichte durch den drolligen Umſtand wieder ins Gedächtniß gerufen, daß aus Gelegenheit der von ihm unter dem Titel: Die Mährchen der Scheherazade, gelieferten

neuen Bearbeitung der Tauſend und Einen Nacht, wo übrigens die Anrede durchaus weggelaſſen iſt, einige deutſche Anecdotenjäger in vollem Ernſt ausbreiteten; man habe ſich den Spaß mit ihm gemacht.

XIII.

Verdienſt eines großen Philoſophen um die Biertrinker.

Die leidige Gewohnheit gewinnſüchtiger Bierwirthe, das Bier ihren Gäſten ſo einzuſchenken, daß es viel Schaum gibt, war gewiß ſchon manchem wackern Biertrinker ein Aergerniß. Kein Menſch bezahlt gern Schaum für Bier, und jeder Menſch wird es alſo mit Freuden vernehmen, daß er nur das Innere ſeiner Kanne mit Speck zu beſtreichen braucht, um den Bierſchenken mit ſeinem Trug zu Schanden zu machen.

So wohlthätig aber dieſes Mittel iſt, ſo merkwürdig iſt es zugleich durch den Schriftſteller, der es der Welt mittheilte. Man findet es

nähmlich in einer handſchriftlichen Sammlung von Bemerkungen — des großen Philoſophen Leibnitz. Der Mann, dem man die Lehre von den Monaden und eine Theodicee verdankt, der die Differential = Rechnung und die Integral-Rechnung erfand, dieſer Mann hielt es alſo nicht unter ſeiner Würde, ſich ſeines verkürzten Nächſten in den Bierſchenken anzunehmen. Aber homo sum, nihil humani a me alienum puto, ſollte von Rechtswegen der Wahlſpruch jedes Philoſophen ſeyn, und gibt es etwas Menſchlicheres, als das Biertrinken, als etwa — das Weintrinken?

Wer genau wiſſen will, ob Leibnitz ſich durch ſein Mittel, er mag nun der Erfinder, oder bloß der Verbreiter deſſelben ſeyn, nicht größere Verdienſte um die Menſchheit erwarb, als durch ſeine ganze Philoſophie, kann es am unfehlbarſten von einem bekannten Edukator und Edukationsrath erfahren. Der Mann, der den Erfinder eines neuen Biers über alle Dichter hinaufſetzte, muß nothwendig den nächſten Rang nach

dieſem dem Sterblichen einräumen, der durch ein eben ſo einfaches als untriegliches Mittel dafür ſorgte, daß die Trinker des erfundenen Biers nicht durch den Trug des Schenken um ihr gehöriges Maß verkürzt werden. Werden wir nicht am Ende dem beſten Bier entſagen müßen, wenn es jedem gewiſſenloſen Wirth erlaubt iſt, uns die Hälfte davon gleichſam vor dem Munde hinwegzunehmen, und wie wenig iſt uns alſo mit einem Mumme ohne einen Leibnitz gedient?

Daß übrigens manches neuere philoſophiſche Lehrgebäude ſelbſt Nichts als Schaum iſt, der nicht einmahl eine Bierkanne füllt, und daß alſo die Urheber deſſelben ſich nützlicher mit dem Erfinden eines Hausmittels, wäre es auch nur eins gegen die Ratten, beſchäftigen würden, dieſen Satz wird dem Altvater der deutſchen Erziehungskünſtler, wenn er ihn etwa behauptet, die ganze vernünftige Welt einräumen.

XIV.

Das Buch für Eheleute.

Caſtenius, ein zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ohne Amt lebender Gelehrter, ſchrieb, bloß um ein zankſüchtiges Ehepaar, einen Schneider und ſeine Frau, zu beſſern, ein kleines Buch unter dem Titel: Die zänkiſchen, vor Gottes Gericht ſich verklagenden Eheleute. Der ehrliche Mann hatte ſein Publikum einſt des Abends am Fenſter belauſcht, und noch in der nähmlichen Nacht wurde ſein Werk, dem er den vernommenen Zank von Wort zu Wort einverleibte, geſchrieben und gedruckt. Die Eheleute, welchen ſchon am folgenden Morgen

ein Knabe die Schrift ins Haus bringen, und für einen Groſchen feilbiethen mußte, erſchracken um ſo heftiger, ihre geſtrige Streitigkeit darin zu finden, da der Verfaſſer die Jahrzahl auf dem Titel um funfzig Jahre zurückgeſtellt hatte. Konnte man die Erſcheinung anders, als durch ein Wunder erklären, und wer wird ſich durch ein Wunder nicht bekehren laſſen? Der gute Caſtenius erreichte alſo ſeinen löblichen Zweck vollkommen, und der Schneider und ſeine Frau befolgten gewiſſenhaft den Rath, den ſie am Ende des Büchleins fanden, daſſelbe in ihrem nußbaumenen Schranke, den der Verfaſſer durch das Fenſter in ihrer Stube bemerkt hatte, zu verwahren, damit wenn Eines von ihnen den Frieden zu brechen Miene machte, das Andere es ſogleich zu ſeiner Schutzwehr bey der Hand hätte. Zur Ehre der Frau und der Frauen überhaupt darf nicht unbemerkt bleiben, daß nicht jene, ſondern der Mann, auf deſſen Seite auch bey dem von Caſtenius belauſchten Zanke das Unrecht war, das zweymahlige Hervorhohlen des Buchs in den nächſten vier Wochen nothwendig machte.

Ehre noch im Grabe dem Schriftſteller, der vielleicht der einzige iſt, von dem ſich mit Gewißheit ſagen läßt, weder ſchnödes Gold, noch eitler Ruhm, ſondern einzig und allein die edle Begierde, zu nutzen und zu beſſern, ſey die Triebfeder ſeines Bücherſchreibens geweſen! Vernimmt man vollends, der gute Caſtenius habe nicht einmahl aus eigener Erfahrung gewußt, wie es ſeinem verheiratheten Nächſten zu Muthe ſey, und bedenkt zugleich, daß aus ganz natürlichen Urſachen in der Regel auch der beſte Hageſtolz beym Anblick einer böſen Ehe eine kleine Schadenfreude ſchwerlich unterdrücken kann: ſo erſcheint ſeine Handlung noch in einem höhern Glanze.

Sollte übrigens nur je für hundert Ehepaare, die ſich an der Göttinn Eintracht verſündigen, ein eigenes Buch geſchrieben werden: ſo könnten wir mit unendlich größerem Rechte, als der weiſe Salomo, ausrufen: Es iſt des Bücherſchreibens kein Ende! Doch die Schriftſteller, wie Caſtenius, ſind eben ſo ſelten, als die Ehe=

leute, die ſich durch Erinnerungen an das jüngſte Gericht abſchrecken laſſen, von Zeit zu Zeit ihr Herz gegen einander zu erleichtern, und ſeine Schrift wird alſo wohl die einzige ihrer Art bleiben, ob es gleich vielleicht nicht ganz überflüßig wäre, wenn man durch eine Friedenspredigt für unfriedliche Eheleute die Gemeinnützigkeit des Kalenders, der ohnehin für jedes Jahr erſcheinen muß, und nicht leicht in einer Haushaltung fehlt, zu vermehren trachtete.

1 8 1 5.

Zweyte Abtheilung.

Liebe und kindlicher Gehorſam.

Erſtes Kapitel.

Ein Paar, das ſich ſo zärtlich liebte, als Carl und Julie, gab es nicht in der ganzen Reſidenz, und vielleicht kaum in der Welt. Es ſind unzählige Bücher von den Verfolgungen und Unglücksfällen geſchrieben, welche die Liebe, und gerade die zärtlichſte am meiſten, zu erfahren hat. Aber bey Carl und Julie war ſie ein Tag ohne Nacht, ein Himmel ohne Wolken, ein Meer ohne Sturm. Beyde hatten Vater und Mütter, und die Väter und Mütter lächelten nur, wenn ſich die Liebenden von ihnen in einer Umarmung überraſchen ließen. Ihrer Heirath ſtand zwar vor der Hand

noch ein ſehr weſentliches Hinderniß entgegen. Aber dieſes Hinderniß war ſo wenig unüberwindlich, daß man ſo gar das Jahr mit Genauigkeit angeben konnte, in welchem es aus dem Wege geräumt ſeyn würde. Selbſt die Stadt, welche ſich ſonſt ſo gern, zum großen Kummer der Liebenden, in die Liebeshändel miſcht, ſchien von dieſem glücklichen Pärchen gar keine Kunde zu nehmen. Keine einzige Baſe verleumdete die jungen Leute, und die älteſten Jungfern wußten wenigſtens vor der Hand ihnen noch kein Unglück zu prophezeyen. Mit einem Wort, um den Glauben der Leſer und Leſerinnen nicht länger auf die Probe zu ſtellen, dieſe Liebenden ohne Leiden waren ein Paar Kinder.

Zweytes Kapitel.

Man weiß, daß die Liebe, wenn ſie ihren Nahmen verdienen will, ſich zanken muß, und auch Julie und Carl beſtanden täglich dieſe Liebesprobe. Wenn ſie beyde ſich im Spiegel be-

trachteten, behauptete Julie, Carl ſey ſchöner, als ſie, und über dieſes Lob entrüſtete ſich der Knabe jedesmahl. Dummes Mädchen! pflegte er zu ſagen, wie kann ich ſchöner ſeyn, als Du, da ich ein Knabe bin? Julie wollte oft, Carl ſollte mit ihrer Puppe ſpielen. Aber ſo bereit er ſonſt war, jeden ihrer Wünſche zu erfüllen, ſo ließ er ſich doch durch kein Bitten bewegen, das Schooßkind aus Lumpen auch nur ſo lange zu halten, bis Julie ihm ſein Lager in der Wiege bereitet hatte. Ueberhaupt, trotz ſeiner Liebe zu Julien, ſträubte er ſich gegen Alles, was ihn einem Mädchen ähnlich machte. Er kannte keinen größern Schimpf, als dieſen, und wollte er einmahl dem Hofmeiſter nicht gehorchen, ſo drohte ihm dieſer nur, ihm eine Haube aufzuſetzen, und er war ſogleich willig, durchs Feuer zu laufen.

Wenn aber Carl Juliens Spiele verachtete, ſo liebte Julie die ſeinigen deſto mehr. Sie half ihm die Schlachten ordnen, die er ſeine aus dem im Krieg eine ſo unſelige Rolle ſpielenden Metall

gegoſſenen Soldaten liefern ließ, und vergoß nicht wenig Thränen, wenn die bleyernen Helden im Treffen und außer dem Treffen Arme und Beine verloren, und ganze Regimenter verſtümmelt auf dem Schachbrete, welches zum Schlachtfelde diente, umherlagen. Sie flog mit, wenn er papierne Drachen fliegen ließ, und warf den Ball ſo fertig und behend, als er.

Am innigſten verband beyde Kinder der Unterricht, den ſie beynahe durchaus gemeinſchaftlich empfingen. Der Miniſter, Juliens Vater, hatte den Grundſatz, ein Mädchen müße mit einem Knaben, und ein Knabe mit einem Mädchen erzogen werden, und vereinigte ſich mit Carls Vater, ſeinem vertrauten Freunde, der als Kammerherr dem Fürſten diente, an ihren beyden Kindern die Güte ſeines Grundſatzes zu bewähren. Ein Mädchen, ſprach der Miniſter, iſt nicht zu gelehrt, wenn ſie ſo viel weiß, als ein Knabe, der die hohe Schule bezieht, und Julie mag alſo immer auch ein wenig Latein, und ſogar Griechiſch lernen. Man lehre ſie als Kind Verſe machen,

damit ſie deſto gewißer als Jungfrau und als Weib keine macht. Und nimmt je der hinkende Teufel der Reimſucht Beſitz von ihr, ſo weiß ſie wenigſtens, was manche Reimerinnen, und ſelbſt manche Reimer nicht wiſſen, was ein Vers iſt. Doch, ſetzte er hinzu, ich fürchte Nichts. Wenn man will, daß Jemand eine Kunſt nicht lernen ſoll, ſo darf man ſie ihm nur aufdringen, ſagt unſer alter Rector, und der Mann gilt von Rechtswegen für ein Orakel, in Allem, was zu ſeinem Fache gehört.

Carl und Julie mußten übrigens neben dem häuslichen Unterricht des Hofmeiſters zugleich regelmäßig die öffentliche Schule beſuchen. Wer keine Schule beſucht, pflegte der Miniſter zu ſagen, iſt weder erzogen noch unterrichtet. Die Schule iſt die kleine Welt, aus der man in die große treten muß, und die Pflanze, die in freyer Luft gedeihen ſoll, darf nicht im Treibhauſe gezogen ſeyn. Die Schulen der Reſidenz, ſowohl für Mädchen, als Knaben, hatten aber, wenn ſie gleich keineswegs hinter dem Geiſt der Zeit zu=

rückblieben, keine der gewaltſamen Umwälzungen erfahren, die in unſern Tagen ſo viel Lärm machten, und noch mehr Unheil anrichteten. Alle Neuerungen, die einen revolutionären Geiſt verriethen, und irgend eine beſtehende Einrichtung mit Gewalt niederzureißen drohten, waren dem Miniſter, unter deſſen unmittelbarer Aufſicht die niedrigern und die höhern Lehranſtalten ſtanden, ein Gräuel, und wehe dem Projectmacher, der mit irgend einem Verbeſſerungsplan hervorzutreten wagte! Alles Gute, war ſein ewiger Wahlſpruch, geſchieht langſam und unvermerkt, und ein Bau, der über Nacht aus der Erde hervorſteigt, hat entweder den Teufel zum Baumeiſter, oder er fällt eben ſo ſchnell wieder zuſammen, als er entſtanden iſt. Am unverſöhnlichſten aber haßte er das Methodenweſen, der Erfinder mochte einen Nahmen haben, welchen er wollte. Ins Tollhaus mit den Narren, ſtatt in die Schule, ſprach er, die alle Köpfe nach dem ihrigen modeln wollen, und ſtatt Lehrer der Kinder zu ſeyn, der Kinder Spott ſind! Das beſte Abcbuch iſt

längſt erfunden, und es gibt keine größere Satyre auf das ganze menſchliche Geſchlecht, als wenn dieſer oder jener Tropf, der ſich entweder einen Nahmen machen will, oder weil er beym Schuhflicken oder bey der Krämerey verdorben iſt, Kinder-Erziehung und Unterricht als einen Nothanker ergreift, allen vernünftigen Leuten ins Geſicht behauptet: Ihr Einfaltspinſel wußtet bisher nicht einmahl, wie man einen Knaben das Abc lehren muß! Weg alſo mit den Marktſchreyern, die ſtatt der Mäuſe des fabelhaften Bergs mit dem tollſten Lärm Fibeln und Rechentafeln zur Welt gebären, und gern einen Berg über Jeden herſtürzen möchten, der geſunde Vernunft und Menſchenliebe genug beſitzt, um der Narrheit, ſo lange ſie bloße Narrheit bleibt, Spott, und wenn ſie, ihrer unheilſtiftenden Natur getreu, gefährlich zu werden droht, ernſtlichen Widerſtand entgegen zu ſetzen!

Drittes Kapitel.

Carl und Julie ſpielten, lernten und liebten alſo, ach! und plötzlich waren die goldenen Jahre der Kindheit vorüber geſchwunden. Längſt hatten ſie ſelten, ſelbſt in den Stunden der Erhohlung, Gelegenheit, ſich allein zu ſehen, und bereits ſprach man von Carls Abreiſe nach der hohen Schule. Aus den liebenden Kindern waren ein Paar Verliebte geworden, und beynahe in dem Augenblicke, in welchem das ſüßeſte aller Gefühle bey ihnen zum Bewußtſeyn erwachte, ſollten ſie einander entbehren lernen.

Es kam zuletzt ſoweit, daß der arme Carl kaum in zwey drey Tagen Ein Mahl das Haus des Miniſters beſuchen konnte. Aber deſto öfter ging er in dieſen traurigen Tagen an dem Hauſe vorüber, und o Wunder! immer wollte es der Zufall, daß Julie in dem nähmlichen Augenblicke ſich am Fenſter befand. Aber ſeit einigen Tagen kam zwar Julie beynahe gar nicht vom Fenſter hinweg, und wenn auch mancher Carl ſich auf der Straße

ſehen ließ, ſo war es doch nicht der, den ihre Augen ſuchten. Sollte er, dachte ſie endlich, da ſchlechterdings keine Spur mehr von ihm zu entdecken war, gar abgereiſt ſeyn, ohne mich noch ein Mahl zu beſuchen, ohne mir ein Lebewohl zu ſagen? Welch ein Gedanke! Carl, mein Carl ſoll ſich von ſeiner Julie wie von einem ihm fremden Weſen trennen? Er ſollte ſie nicht über ſeine Entfernung tröſten? Er ſollte ihr nicht ewige Liebe ſchwören, und ſich eine noch ewigere von ihr ſchwören laſſen? Unmöglich, und abermahl unmöglich!

Viertes Kapitel.

Was dem guten Mädchen unmöglich ſchien, war leider in der That geſchehen. An einem Morgen, noch ehe der Tag anbrach, wurde Carl von ſeinem Vater aus dem ſüßeſten Schlummer geweckt. Mache Dich, ſprach er, zur Abreiſe nach der hohen Schule fertig. Deine Sachen ſind gepackt, und die Poſtpferde ſtehen vor der

Thür. Du haſt nicht länger als eine halbe Stunde Zeit.

Aber, liebſter Papa! erwiederte Carl in der höchſten Beſtürzung, ſoll ich nicht beym Miniſter Abſchied nehmen? Und Julie ...

Siehſt Du nicht, daß es noch ſtockfinſtere Nacht iſt? antwortete der Kammerherr. Willſt Du den Miniſter aus dem Schlafe wecken, um Dich von ihm zu beurlauben? Ich bin Dir Bürge dafür, er ſchenkt Dir die Höflichkeit recht gern, und was Julie betrifft, ſo brauchen Kinder, wie Du und ſie, keine Förmlichkeiten gegen einander zu beobachten. Die Zeit, da Ihr beyde zuſammen lerntet, iſt vorüber, und jetzt geht Ihr einander weiter Nichts mehr an.

Carl war der Meinung, der Papa habe höchſt Unrecht, und gerade jetzt gingen er und Julie einander recht viel an. Allein was half es, daß er die väterliche Klugheit eines Irrthums zeihen konnte? Er mußte in den Wagen ſteigen, und zu ſeinem großen Verdruß weigerten ſich nicht einmahl die Poſtpferde, einen Verliebten von

dannen zu ziehen, den man von ſeinem Mädchen nicht hatte Abſchied nehmen laſſen.

Fünftes Kapitel.

Kaum wußten Carl und Julie, daß ſie ſich liebten, als es ihre beyden Väter noch viel beſſer wußten, und ach! dieſes Wiſſen hatte gar nicht die Folgen, die es nach der Meinung der Liebenden von Rechtswegen hätte haben ſollen. Zwar verboth man weder Carln, noch Julien, einander zu ſehen. Allein wenn er im Begriff war, zu ihr zu gehen, ſo kam eine Einladung vom Papa, mit ihm ſpazieren zu fahren, oder zu reiten, oder eine befehlende Erlaubniß, in Geſellſchaft des Hofmeiſters ſtatt Juliens eine Hyäne, oder eine neu angekommene Seiltänzertruppe zu ſehen. Und wie ging es Julien? Trat endlich einmahl der Wochen lang erwartete Carl ins Haus, ſo hatte Papa immer ein Geſchäft auf ſeinem Zimmer für ſie, oder eine kranke Tante hatte geſchickt, und ſich ihren Beſuch erbethen,

oder der Papa ſprach ſelbſt ſo viel mit Carln, daß ſie mit ihm gar kein Wort ſprechen, und er ſie kaum anſehen konnte. Kurz, ein Paar böſe Feen, oder ein Paar Zauberer hätten ihrer Liebe nicht mehr Hinderniße in den Weg legen können, als dieſe beyden Väter, die, wie es ſchien, gar Nichts darnach fragten, wenn ſie wirklich von ihren Kindern mit den Unholden der Mährchenwelt in eine Reihe geſtellt wurden.

Der Miniſter wenigſtens war in der That ein Mann, von deſſen Character ſich ein liebendes Paar auf alle Fälle nicht den mindeſten Troſt verſprechen konnte. Die Liebe war in ſeinen Augen die größte aller Thorheiten, und am wenigſten wollte er ihr eine Stimme bey dem Heirathen zugeſtehen. Verſtand, ſprach er, gehört zu dem wichtigſten aller Schritte, und keine Leidenſchaft, durch welche die Leute deſſelben gänzlich beraubt werden. Man zeige mir doch den Mann, der in ſeine Frau, oder die Frau, die in ihren Mann verliebt iſt, ſobald ſie nähmlich länger als einen Monat verheirathet ſind. Und doch ſoll die

nähmliche Leidenſchaft Ehen ſtiften, die man nirgends weniger als in der Ehe findet? Nur Poeten, nähmlich arme Teufel, die an keine Ehe denken dürfen, und ſich alſo mit der bloßen Liebe begnügen müßen, können dieſe alberne Meinung in ihren unnützen Romanen verbreiten. In der wirklichen Welt lacht man Gottlob die Tröpfe aus, und wählt ſich ſein Weib nicht mit dem warmen Herzen, ſondern mit dem kalten Kopf. Iſt es nicht toll, zu ſagen, dieſes oder jenes Mädchen hat mich um den Verſtand gebracht, und darum muß ſie ſchlechterdings — meine Frau werden. Dieſer Einfaltspinſel glaubt, er könne ohne ein Mädchen nicht leben, weil ſie ein Grübchen im Kinn hat, und ein anderer ſchießt ſich gar eine Kugel vor den Kopf, weil ihm ein Vater ſeine Tochter nicht gibt, deren blonde Haare ihn zum Narren gemacht haben. Wer nicht bereit iſt, jeden Augenblick jedem guten, geſunden und vernünftigen Mädchen ſeine Hand zu geben, verdient, ſtatt zu heirathen, für ſein ganzes Leben in ein Mönchskloſter geſperrt zu werden. Welche

Wahl hatte denn Vater Adam bey ſeiner Verhei= rathung? Und wären auch tauſend Even aus ſei= ner Rippe hervorgegangen, unter welchen er ſich eine Frau hätte ausſuchen können, jede würde ihn zum Apfelbiſſe beſchwatzt, und um das Pa= radies gebracht haben.

Sechstes Kapitel.

Konnte man bey dieſen Geſinnungen des Mi= niſters ſich wundern, daß der Entdeckung des Herzenszuſtands der beyden jungen Leute der Entſchluß gleichſam auf dem Fuße folgte, der verderblichen Gewalt der Liebe die wohlthätige väterliche entgegen zu ſetzen? Freund! ſprach er zum Kammerherrn, ohne Zweifel wiſſen Sie es bereits ſo gut, als ich, daß Carl und Julie ſich in dem närriſchen Zuſtande befinden, in welchem Hans ſich einbildet, der liebe Gott habe die Grethe ausdrücklich für ihn, und Grethe, er habe den Hans ausdrücklich für ſie erſchaffen. Man ſieht blaß aus; man ſeufzt; man iſt zerſtreut;

man iſt ausgelaſſen luſtig; man iſt ausgelaſſen traurig; man ſchilt die Menſchen bald Teufel, bald Engel; man hat ſogar ſeine Stunden, in welchen man ſterben will; mit Einem Wort, ich wette, beyde haben ſich ſchon zehn Mahl ewige Liebe geſchworen, und Sie, mein Lieber! und ich können es jeden Augenblick bey dem Pärchen dahin bringen, daß wir ſogar Schwarz auf Weiß Barbaren, und wie die Ehrennahmen der Väter ſonſt noch heißen, die nicht gleich den Pfarrer hohlen laſſen, wenn das Söhnchen, oder das Töchterchen ſein Herzweh bekennt, geſchimpft werden. Zwar über die Kinderey, die von den zärtlichen Seelen Liebe genannt wird, würde ich meines Orts höchſtens lachen. Aber ich fürchte, Carl und Julie machen es wie Alle ihres Gelichters. Weil man ſich einmahl liebt, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß man ſich auch heirathet, und ich denke, und wahrſcheinlich auch Sie, mein Freund! denken, es verſteht ſich nicht von ſelbſt. Beyde ſind noch Kinder, und Ehen mögen im Himmel, aber ſie ſollen auf Erden nicht in der

Wiege geſchloſſen werden. Vielleicht gebiethen es einſt Ihnen und mir die Umſtände, eine Verbindung zwiſchen Carln und Julien zu ſtiften, und in dieſem Falle müßen beyde ſich heirathen, ſie mögen wollen, oder nicht. Es iſt aber auch leicht das Gegentheil möglich, oder vielmehr das Gegentheil iſt ungleich wahrſcheinlicher, und ſollen wir uns in dieſem Falle durch eine Thorheit unſerer Kinder, die in ihrer Sprache Liebe heißt, die Hände binden laſſen? Sie und ich beſitzen zu viel Vernunft, und haben zu richtige Begriffe von ächter Freundſchaft, als daß Einer von dem Andern ein Opfer fordern ſollte, das ihn um den Nahmen eines Mannes von Welt bringen würde. Höchſtens ein Paar ehrliche Spießbürger, über die Jeder, der nicht ihres gleichen iſt, die Achſel zuckt, nicht aber Leute von unſerem Stande und unſern Anſichten können ſich über eine Armſeligkeit, wie eine Heirath zwiſchen ihren Kindern iſt, anfeinden und entzweyen. Laſſen Sie uns alſo die jungen Leute vor allen Dingen durch ein Paar Länder von einander ſcheiden. Ihr Carl ſoll auf

die hohe Schule ziehen, um die weichherzige Julia bey der peinlich=hartherzigen Carolina zu vergeſſen, und was jene Julia, meine Tochter, betrifft: ſo gebe ich Ihnen mein Wort, ihre Liebe ſoll weder das Mädchen, noch mich zur Verzweiflung bringen.

Siebentes Kapitel.

Der Kammerherr war ungleich weniger Hof= und Weltmann, als der Miniſter. Aber er verehrte dieſen als ein Orakel, und hätte ſeinem Willen nicht nur die Liebe ſeines Sohns zu einem Mädchen, ſondern ſelbſt ſeine eigene ohne Widerrede zum Opfer gebracht. Sie haben Recht, mein Freund! ſprach er, wir dürfen nicht länger zaudern, in dem gefährlichen Roman der beyden jungen Leute unſere Väterrollen zu übernehmen. Mir war von jeher bange, es möchte über kurz oder lang ein Funke aus Amors Fackel zwiſchen das Pärchen fallen. Aber ich dachte zugleich: Was hat es zu ſagen? Ein Brand dieſer Art

kann nie um ſich greifen, wenn ein Paar Väter, wie Sie und ich, mit ihren Löſcheimern herbey- eilen. Ueber Hals und Kopf ſoll Carl auf die hohe Schule, und verläßt er dieſe einſt, ſo ſoll er, wenn ihm die Gedanken an Julien durch kein anderes Mittel aus dem Kopfe zu bringen ſind, durch die ganze alte und neue Welt reiſen.

Achtes Kapitel.

In dem jetzigen Augenblicke waren die Gedanken an Julien dem armen Carl noch ſo wenig aus dem Kopfe gebracht, daß ſie vielmehr der einzige Gedanke in demſelben war. Sein erſtes Geſchäft nach ſeiner Ankunft auf dem Muſenſitze war ein langer Brief an ſie. Ich bin hier, meine Julie! ſchrieb er, ich bin mitten unter unerträglichen Menſchen, die man Studenten, und unter noch unerträglichern, die man Profeſſoren nennt. Ich ſtecke, Gott ſey bey uns! in dem Backofen, in welchem Juriſten, Aerzte, Prieſter und Philoſophen und alle möglichen Wiſſer aus dem gähren-

den Teige junger Mutterſöhnchen gebacken werden. Mit Einem Worte, Julie! ich bin auf der hohen Schule. Auf der hohen Schule? Alberne Lüge! Nirgends bin ich mehr, weil ich nicht mehr bey Dir bin. Iſt es möglich, daß man mich von Dir trennen konnte? Ich begreife es nicht. Doch welche närriſche Grillen habe ich im Kopfe? Wer ſagt denn, daß wir getrennt ſind? Hier bin ich, hier biſt Du. Aber ein verdammter Gaukler und Zauberer ſteht zwiſchen uns, und hext und hext, daß ich Dich das eine Mahl nicht ſehe, und ein anderes Mahl nicht höre, und ich wette, Dir, armes Mädchen! geht es mit mir nicht beſſer. O Julie, Julie! Gerechtigkeit und Güte ſind gänzlich von den Menſchen gewichen. Es gibt Väter, die ihren Kindern die Liebe verbiethen, die zur Gluth ſprechen: Du ſollſt nicht brennen! und zum Lichte: Du ſollſt nicht leuchten! Die armen Väter! Wollen ſie ſtärker als der Tod ſeyn, der, wie alle Welt weiß, mit Schimpf und Schande beſteht, wenn er Herr über die Liebe werden will? Iſt alſo,

Julie! Deine Liebe, wie meine Liebe: ſo wünſche ich Dir und mir noch zehn Väter, und die Welt ſoll aufhören, von Helden auf dem Schlachtfelde und von Märterern, die ihren Glauben auf dem Roſt nicht verläugnen, zu reden. Welten ſollen vergebens zwiſchen Dir und mir ſtehen. Schicken ſie mich in die kalte, und Dich in die heiße Zone, ein Wunder wird geſchehen, um uns wieder zu vereinigen, und nicht nur den Menſchen, den Göttern ſelbſt wird es an Muth fehlen, die Bande zu zerbrechen, die ſeitdem es liebende Weſen gibt, ſtets jeder Gewalt getrotzt haben. Haſt Du aber zu lieben aufgehört, oder vielmehr, weil, wer einmahl liebt, ewig lieben muß, haſt Du nie geliebt, o dann, Julie! ... Doch wie kommt dieſer Unſinn aus der Feder Deines Carl? Wer liebt mehr als Julie, wer iſt treuer, als ſie? Selbſt meine Liebe iſt nur ein Schatten gegen die Deinige. Ich dürfte Dich haſſen, ich dürfte haſſend Dich tödten, und Du würdeſt mich dennoch lieben. Deine Liebe adelt Dein ganzes Geſchlecht. Alle

Mädchen lieben, weil Julie liebt, und keine iſt von dieſem Augenblicke an mehr ungetreu, weil Julie getreu iſt. Schwöre mir, Du habeſt Deine Schwüre gebrochen, und ich werde Deinen Schwur, laß mich Dich in den Armen eines Andern finden, und ich werde meine Augen Lügen ſtrafen. Werde die Gattinn meines ärgſten Feinds, und ich werde ſagen, Julie iſt dennoch die meinige, und ſterben ſoll mein beſter Freund, wenn er behauptet, Julie ſey treulos, weil ſie ſich am Altar einem Andern ſchenkt.

Neuntes Kapitel.

Ein Liebender war nach Geßners Bericht der erſte Schiffer, und zuverläßig war ein Liebender auch der erſte Briefſchreiber. Aber wie oft wird die letzte ſchöne Erfindung durch den unſeligen Umſtand vereitelt, daß ein Brief, der ganz deutlich an die Tochter geſchrieben und überſchrieben iſt, ſich von dem Vater und von der Mutter, und überhaupt von jedem Ungeweihten geduldig

erbrechen, und ſogar leſen läßt! Leider entging auch der Brief des guten Carls dieſem traurigen und nur zu gewöhnlichen Schickſale nicht. Statt in Juliens Hände, fiel er in die Hände des Miniſters, und was half bey dieſem dem Verliebten die gluthvolle Schilderung ſeiner Gluth? Wer genau wiſſen will, welchen Lohn er für ſeine gewiß aus treuem Herzen gefloſſenen Ergießungen davon trug, leſe folgende Antwort, die der zürnende Papa auf der Stelle an den auf einen Brief von ganz anderer Hand mit der größten Ungeduld harrenden Liebhaber abgehen ließ.

Ihren Brief, junger Herr! ſchrieb der Miniſter, an meine Julie habe ich, der Vater des Mädchens, richtig erhalten, und da ich aus dem Inhalt zu meinem innigſten Bedauern erſehe, daß Wohldieſelben Nichtsweniger als bey Sinnen ſind: ſo ermangle ich nicht, Sie mit umgehender Poſt von dieſem Ihrem betrübten, Ihnen der Zeit vermuthlich noch völlig unbekannten Zuſtande aus Ihrem eigenen Briefe zu benachrichtigen. Es ſchadet Nichts, wenn Sie über die

unerwartete Eröffnung ein wenig erſchrecken. Indeſſen ganz zu verzweifeln, haben Sie nicht gerade Urſache. Man darf ſich freylich wohl ein wenig bange ſeyn laſſen, wenn man ein Narr iſt. Allein in den goldenen Jahren der Jugend iſt beynahe kein Uebel, es ſey ſo hartnäckig, als es wolle, und ſelbſt die Narrheit nicht unheilbar, und was insbeſondere Ihre Narrheit, mein junger Herr! betrifft: ſo wage ich es mit deſto größerer Hoffnung, mich ſelbſt zu Ihrem Arzt aufzuwerfen, da Ihr verliebtes Sendſchreiben, ſo toll es ſonſt iſt, weder Verſe, noch ein Wort vom Todtſchießen enthält. Erlauben Sie mir alſo, Sie zum Voraus mit meinem Heilungsplane bekannt zu machen. Da die Liebe, die in den Romanen wüthet, und ihren Sitz nicht in dem gerührten Herzen, ſondern in einem zerrütteten Gehirn hat, eine natürliche Tochter, und alſo ein Baſtard des vermaledeyten Müßiggangs iſt: ſo ſollen Ihre Geſchäfte auf der Schule beynahe gar kein Ende nehmen. Alle und jede Vorleſungen ſollen Sie zum Zuhörer haben. Geſchichte

und Philoſophie, Theologie und Mathematik, die Rechte, die Medicin und die Chirurgie ſollen ſich miteinander um die Ehre zanken, einen jungen Muſenſohn den Lockungen des heilloſen Knaben zu entreißen, der Alte und Junge mit dem Teufel in die Wette verführt. Die größten Folianten, das Corpus Juris und die Halsgerichtsordnung ſollen Sie auswendig lernen, und wenn Sie nicht ſtudieren, ſo ſoll Ihr tapferer Arm die Holzaxt und die Holzſäge ergreifen, oder man ſoll Sie hinter dem Drehſtuhle finden. Ein Privatiſſimum ſoll Ihnen obendrein über die Moral geleſen werden, damit Sie Vater und Mutter ehren, und die Verführung unerfahrener Mädchen zum Ungehorſam gegen den älterlichen Willen verabſcheuen lernen. Auch die Diät, die bey jeder Kur eine Hauptrolle ſpielt, wird bey der Ihrigen nicht vernachläßigt werden. Heute wird man Sie Hunger, und morgen Durſt leiden laſſen. Waſſer und Brot iſt eine köſtliche Nahrung für Liebeskranke, und vielleicht iſt eine Rumfordſche Suppe ſchon eine Leckerey, die man ihnen

nur ſelten, und etwa an Sonn= und Feyertagen geſtatten darf. Zu viel Schlaf iſt ebenfalls ungeſund, und ich denke daher, Sie befolgen in dieſem Punct das Beyſpiel der Nachtwächter.

Dieſe Mittel, junger Herr! gegen Ihre Krankheit ſind ganz untrieglich, und ich kann Ihnen alſo Bürge dafür ſeyn, daß Sie dereinſt die hohe Schule, trotz Ihres jetzigen Wahnſinns, als ein ganz vernünftiger Menſch verlaſſen werden. Man wird ohne Gefahr mit Ihnen umgehen, und Ihnen ſogar ein Amt anvertrauen können, und wenn hundert Mädchen Ihren Augen gefallen, oder mit Ihren Worten, wenn Sie in hundert Mädchen verliebt ſind, ſo werden Sie doch von allen kein einziges zu heirathen verlangen, wenn Ihr würdiger Vater Ihnen ſeine Einwilligung zu verſagen für gut findet. Merken Sie ſich es alſo ein für alle Mahl, Julie iſt und wird nicht die Ihrige. Es wird kein Wunder geſchehen, um eine thörichte Liebe zu begünſtigen, und die Bande, die nach Ihrem lächerlichen Wahne ſelbſt durch Göttermacht nicht zerbrochen werden kön=

nen, ſind durch einen ſchwachen Sterblichen, ſind durch mich bereits zerbrochen. Ich habe die zweckmäßigſten Maßregeln ergriffen, daß nie eine Zeile von Ihnen an Julie gelangt, und daß Ihnen nicht einmahl der Schatten des Mädchens eher wieder zu Geſicht kommt, als bis ſie die Frau eines Andern, und Mutter von wenigſtens drey Kindern iſt.

Zehntes Kapitel.

Welch ein Brief für einen jungen Menſchen, der voll Liebe und zugleich voll Ehrgefühl war! O rief der Hochbeleidigte, o daß ich dieſem Stolzen, der zuerſt Miniſter, und dann ein wenig Menſch, und noch weniger Vater iſt, als ein Guckguck, o daß ich dieſem aus Schnee zuſammen geballten Klügling und Weltling, der, wenn er fühlen ſoll, fragt, ob es ſich auch ſchickt, und was die Welt dazu ſagen wird, der keine Thräne vergießt, weil keine im Hofcatechismus ſteht, der ſein Haupt gern zu einem verſteinernden Medu-

ſenhaupte machen möchte, und ſich das eigene Herz aus der Bruſt reißen würde, wenn er nicht feſt überzeugt wäre, er habe keins, o daß ich dem Witzling, der keinen Witz hat, als wenn ihn ſeine Natur zum Spott gegen das Edelſte reizt, o daß ich ihm, der es der Sonne nicht verzeiht, daß ſie, indem ſie leuchtet, zugleich erwärmt, einen Spiegel vorhalten könnte, in welchem er ſein Bild mit meinen Augen, und alſo mit Entſetzen und Abſcheu betrachtete! Iſt meine Liebe eine Thorheit, iſt ſie ein Verbrechen? Wehe dem eingebildeten Menſchenkenner! Ich will die bitterſte Rache an ihm nehmen. Er ſoll erfahren, daß er mich, trotz ſeiner Zuverſicht in ſeine Unfehlbarkeit, nicht kennt, daß ich kein Knabe bin, den er verachten darf. Er bildet ſich ein, ich könne, wie jeder gemeine Tropf, nicht lieben, ohne zu beſitzen, und ſey fähig, meine Leidenſchaft um jeden Preis zu befriedigen. Kann ich den Uebermüthigen, der die Weisheit ſelbſt zu ſeyn glaubt, kann ich ihn härter ſtrafen, als wenn ich ihm zeige, daß ſeine Meinung von

mir — ein Wahn iſt? Gewiß er würde es vorziehen, wenn ich ihm auf der Stelle ſeine Tochter entführte, als daß er ſich zu dem beſchämenden Geſtändniß gezwungen ſieht, der junge Menſch, den er für einen Thoren, und ſelbſt für einen Nichtswürdigen zu erklären, kein Bedenken trug, ſey keiner unwürdigen Handlung fähig, und die kleinſte Pflicht gelte ihm mehr, als die höchſte Liebe. Zwar kann ich der Liebe ſo wenig, als der Tugend, aber ich kann um der letzten willen der Geliebten entſagen. Der eben ſo ungerechte, als kurzſichtige Tyrann ſoll noch einen Brief von mir an ſeine Tochter in die Hände bekommen, und ich will ſehen, ob er es zum zweyten Mahle wagt, die Achtung gegen mich zu vergeſſen, die ich, mit ſtolzem Bewußtſeyn fühle ich es, von Jedem fordern darf, er mag durch Würden, Talente und Verdienſte ſo hoch erhaben ſeyn, als er will.

Eilftes Kapitel.

Der hochherzige Jüngling ſchrieb alſo, um dem Miniſter zu antworten, folgenden Brief an ſeine Geliebte.

Dein Vater, liebſte Julie! in deſſen Augen es überhaupt, wie es ſcheint, ein Verbrechen iſt, ein Herz zu haben, verbiethet mir, Dich zu lieben, und der erfahrene Mann gibt ſich ſogar die Mühe, mir die Mittel anzuzeigen, wie ich es angreifen ſoll, um ihm zu gehorchen. Er iſt, wer kennt ihn, und weiß es nicht? ein gar gewaltiger Miniſter, der mit einem Winke ganze Kanzelleyen regiert, und vor dem meinetwegen zuweilen auch das ganze Land zittert. Sagt er zu dieſem Rath: Komme hieher! ſo kommt er, und zu jenem Secretär: Gehe dort hin! ſo geht er, und vielleicht fällt im ganzen Fürſtenthum, das er ſeinem Herrn regieren hilft, kein Tropfen Tinte ohne ſeinen Willen aufs Papier. Ich will ferner glauben, daß er der Mann wäre, das Stetsbewegliche und das Viereck des Zirkels zu

erfinden. Aber an die Liebe ſoll ſich weder Miniſtermacht, noch Miniſterklugheit wagen, wenn ſie nicht beyde zu Schanden werden wollen, und ſo ungnädig alſo auch Seine Excellenz darüber werden mögen, ſo werde ich doch ſelbſt in jenem Leben nicht aufhören, Dero liebenswürdige Tochter zu lieben, und zwar bloß aus der einfältigen Urſache, weil ich — nicht anders kann. Aber der Himmel verzeihe es dieſem Vater, daß er den Seligen, der eine Julie lieben darf, für einen Räuber hält! Glaubt er nicht, es bedürfe ſeiner Gewalt und ſeiner Klugheit, um mich abzuhalten, ein Nichtswürdiger zu ſeyn? O Julie! was iſt die Liebe, als die reinſte Tugend, und kann ſie alſo ein Verbrechen begehen? Könnte ich das Band zwiſchen Vater und Tochter zerreißen? Könnte die fromme Julie die heiligſte aller Pflichten vergeſſen? Dein Vater ſey alſo Herr Deines und meines Schickſals! Iſt es ſein Wille, daß ſein Kind ein Opfer ſeiner Weltanſicht, wie Leute ſeiner Gattung ihren Stolz und ihre Härte zu nennen pflegen, werde: ſo erſchwere

der Liebenden kein Gedanke an den Geliebten den Gehorſam des Kinds. Will es Dein Vater nicht, daß wir uns ganz gehören, ſo will es auch die Liebe, ſo wollen es auch die Götter nicht. Bedarf ächte Liebe des Beſitzes? Nicht einmahl der Gegenliebe bedarf ſie. Schenke alſo Deine Hand, ſchenke, wenn es möglich iſt, Dein Herz einem Andern, und fürchte nicht, Deinen Carl dadurch zu betrüben, oder gar ihn unglücklich zu machen. Lieben und unglücklich ſeyn, welch ein Widerſpruch! Liebe iſt Glück, ſo gewiß ſie Tugend iſt, und kann dem Manne dieſes Glück geraubt werden, der einmahl eine Julie geliebt hat?

Ich lege Deines Vaters Brief Dir bey. Er wird Dich freylich um ſeinetwillen betrüben. Aber darf es Dir verborgen bleiben, welche Meinung er von mir hat, und welche Sprache er kraft dieſer Meinung ſich gegen mich erlauben zu dürfen glaubt? Nichts iſt möglicher, als daß mein Brief an Dich von einer Spannung zeugte, die Leuten von ſeinem Character doppelt anſtößig

iſt. Aber wahrlich, lieber fließe Nichts als Thorheit aus meiner Feder, als daß ſie mir je zum Werkzeuge ſchnöden Hohns und ungerechter und unwürdiger Mißhandlung diene. Doch genug. Er iſt geſtraft durch die beſſere Meinung von mir, zu der ich ihn zwinge, und durch — meine Verzeihung. Lebe wohl, Julie! Du gedenkſt meiner, und ich Deiner. Was fehlt unſerem Glücke?

Zwölftes Kapitel.

Der Miniſter war ein Mann, bey dem man ſich durch Gefühle, die am meiſten auf Theilnahme Anſpruch machen, am wenigſten empfahl, und man konnte leichter zu ſeinem Verſtand, als zu ſeinem Herzen reden. Niemand war gerechter, als er, aber aus eben dieſem Grunde auch Niemand unerbittlicher. Nach ſeinen Grundſätzen war es gleich ungerecht, ſeinem Nächſten das Seinige verweigern, und ſeinem Nächſten — verzeihen. Herrſchen war ſeine Leidenſchaft, und

wehe Jedem, der von ihm abhing, und ihm nicht blindlings gehorchte! Er achtete Wenige, und liebte Niemand, und wurde von Vielen geliebt, und von Allen geachtet, weil Alle Zeugen ſeiner Tugenden und der Opfer waren, die er ſeinem Beruf und dem Glücke der von ihm kaum des Glücks werthgeachteten Menſchen brachte. Wenn er auf Eigenſchaften, die ihn zu dem höchſten Stolze berechtigten, gar keinen Werth legte, ſo forderte er dagegen für ſeine Fehler nicht etwa bloße Nachſicht, ſondern Billigung, und ſo gleichgültiger gegen das Lob der Menſchen war, ſo empfindlich war er gegen ihren Tadel. Er war Gatte und Vater ohne die Gefühle, die man in der Regel als weſentliche Bedingungen dieſer beyden Verhältniße zu betrachten pflegt. Weit entfernt, ſeine Gemahlinn zu lieben, fühlte er, ſo ſehr er ſie achtete, keinen Augenblick auch nur das Bedürfniß ihrer Freundſchaft. Er war kein Ehebündniß eingegangen, er hatte bloß einer Dame ein lebenslängliches Amt in ſeinem Hauſe verliehen, das er, wie er glaubte, nicht wohl

unbeſetzt laſſen konnte, und dieſer Dame gab er, inſofern ſie nur Selbſtverläugnung genug beſaß, um andern Anſprüchen zu entſagen, nie den kleinſten Anlaß, ſich über ihn zu beſchweren. Er ließ ſie ungehindert Alles regieren, was ihr zu regieren oblag, und war ſogar artig genug, ſie Jedem, der in ſein Haus kam, als ſeine Gemahlinn vorzuſtellen.

Mit Recht durfte dieſer Mann es als eine für ihn günſtige Fügung des Himmels betrachten, daß er nicht Vater eines Sohns, ſondern Vater einer Tochter wurde. Ein Sohn und ein ſolcher Vater, wie unglücklich hätte einer den andern machen müßen! Welcher männliche Geiſt würde ſich nicht gegen die Deſpotengewalt auflehnen, die er die väterliche nannte! Und hätte der Sohn nicht gerade ganz den väterlichen Character verläugnen müßen, um ein Sohn zu ſeyn, wie der Vater einen verlangte? Nicht wie ein Geſchöpf außer ihm, wie ein Glied an ſeinem eigenen Körper mußte Julie ſich von ihm beherrſchen laſſen. Sie mußte Willen haben und Wil-

len zeigen, damit er ihn brechen, ſie mußte bitten und wünſchen, damit er abſchlagen, ſie mußte Neigung für tauſend Dinge verrathen, damit er ſie ihr verbiethen konnte. Ein Weſen ſollte ſeyn, das ihm eine Unterwürfigkeit zeigte, der ſich kein König rühmen konnte, und, wenn anders das Wort hier an ſeiner Stelle iſt, der Allzuglückliche fand, o Wunder! dieſes Weſen in ſeiner Tochter. Es gab keine Prüfung, die von der liebenswürdigen Julie nicht ohne Widerſtreben, und ſelbſt mit heiterem Sinn beſtanden wurde. Wollte ſie dem Vater ſchmeicheln, ſo gab ſie ihm Gelegenheit, hart gegen ſie zu ſeyn. Oft reizte ſie aus kindlicher Liebe den väterlichen Zorn, und der ſeltſame Vater, den die Herrſchſucht eben ſo tyranniſirte, als er Andere, fand in der Befriedigung ſeiner Leidenſchaft die einzige und erwünſchteſte Erhohlung von allem Verdruß und von allen Anſtrengungen und Beſchwerden ſeines Amts. Aber die gehorchende Tochter blieb auch nicht unbelohnt von ihm. Es fehlte nicht viel, er hätte eine ächt väterliche Liebe gegen ſie zu empfinden

angefangen, und kaum hätte ihr Eigenwille von dem nachſichtigſten Vater mehr erlangen können, als der ſtrengſte ihrem Gehorſam gewährte. Keine Entſagung blieb ohne ihren Lohn, und hätte er ihr z. B. heute eine Reiſe nach Italien abgeſchlagen, ſo hätte er ihr dafür morgen von freyen Stücken eine nach Spanien erlaubt.

Dreyzehntes Kapitel.

Die gute Julie konnte alſo darauf rechnen, ihr Vater werde in der wichtigſten Angelegenheit ihr am wenigſten eigenen Willen geſtatten, und wirklich hatte ſie, ſobald ſie wußte, was Liebe war, für die ihrige gezittert. Aber bekümmert ſich die Liebe um die Zukunft, oder kann Hoffnungsloſigkeit ſie vernichten? Der Gedanke, ohne Carl zu leben, war ihr ſchrecklich, aber tauſend Mahl ſchrecklicher noch die Furcht, mit einem Andern leben zu müßen, und jetzt ſchon zog die Gewitterwolke über ihrem Horizont herauf, die ſie und ihn zu zerſchmettern drohte.

Carls ſchnelle Entfernung und das finſtere Betragen ihres Vaters gegen ſie von dieſer Zeit an ließen ſie kaum zweifeln, daß ihr Geheimniß entdeckt ſey. Der Miniſter ſchwieg, ſelbſt als ihm Carls erſter Brief in die Hände fiel. Aber jetzt empfing er den zweyten, und eine Zornflamme loderte in ihm auf, die Alles um ihn her zu verzehren drohte. Nichts hatte ihm gewißer geſchienen, als daß die Ausbrüche ſeines Unwillens und ſeine Drohungen den jungen Menſchen mit Furcht und Schrecken erfüllen würden, und Himmel! dieſer erfrechte ſich, nicht etwa ihm nur zu trotzen, ſondern verrieth ſogar aufs unzweydeutigſte die Abſicht, ihn ſchamroth machen zu wollen. Konnte ein Stolz, wie der ſeinige, auf eine unerhörtere Art beleidigt werden? Gegen wen, rief er aus, iſt je der Frevel ſo weit getrieben worden, als ein Knabe ihn gegen mich treibt? Selbſt der Liebe, ſelbſt ſeiner Raſerey entſagt er, um mir Hohn zu ſprechen! Ich verbiethe ihm, an meine Tochter zu denken. Er antwortet, ſie ſey und bleibe ſein einziger Ge-

danke. Ich erkläre, ſie dürfe nie die Seinige werden, und er will, was meine Zunge kaum nachſprechen kann, er will, daß ich über den Zweifel an ſeiner Rechtſchaffenheit erröthe. Er ſagt mir beynahe mit dürren Worten, ich ſey ein Tollkopf, der ohne Noth Feuer ſchreye, ein Kurzſichtiger, der gar keine Ahnung davon habe, welcher Großmuth, nicht etwa ein Held, o nein, ein Student, wie er, fähig ſey. Ich bin ein Narr, und er iſt ein Philoſoph, der alle Stoiker zu Schanden macht. Ich verdiene mit den Sorgen für meine Tochter ausgelacht zu werden, weil er es iſt, der ſie liebt. Seine Thorheiten, behauptet er, wären verzeihlicher, als die Ausſchweifungen, zu welchen mich mein Vater-Eifer verleite, und endlich ſetzt er allen ſeinen Beleidigungen noch dadurch die Krone auf, daß er mich zwingen will, ihn zu achten, und daß er — mir verzeiht! O welche Plage fehlt einem Vater noch, der eine Tochter hat? Mag er Nächte durchwachen, um für ihr Heil zu ſorgen. Sie wacht auch, um ſeine Sorgen zu vereiteln. Er ſucht die Ge-

legenheit zu Verirrungen von ihr zu entfernen. Vortreffliches Mittel, um ſie im Betrug zu üben! Er will, ſie ſoll an keinen Mann denken, und keinen anſehen. Sie denkt an Nichts, als an Männer, und hat für Niemand Augen, als für ſie. Er verbiethet ihr die Liebe, und ſie nimmt es in dieſer heilloſeſten aller Leidenſchaften mit jeder Romanenheldinn auf. Seiner Klugheit ſetzt ſie Liſt, ſeinen Ermahnungen Heucheley, und ſeiner Strenge das Salzwaſſer ihrer Augen entgegen. Sie gehorcht ihm, wenn es ihr gefällt, und kann es gar nicht begreifen, daß ein Mann es wagen darf, einer Dame befehlen zu wollen, wenn er auch die Ehre hat, ihr Vater zu ſeyn. Iſt eine tadellos, ſo iſt es ſicher ihrem Vater zum Trotz, und was man Tugend nennt, ſcheint überhaupt dem ganzen Geſchlecht nur dann einiger Aufmerkſamkeit würdig, wenn es darauf ankommt, die Männer durch ſie zu ärgern.

Den nähmlichen Geiſt, wie dieſes Selbſtgeſpräch, athmete die Rede, die unmittelbar nachher die arme Julie von ihm anhören mußte.

Ich erlebe Freude an Dir! ſprach er. Haſt Du vergeſſen, daß Du einen Vater, und welchen Vater Du haſt? Wie kann ein Mädchen Deines Standes ſich einfallen laſſen, ſich wie eine Amtmanns- oder Pfarrers-Dirne ſelbſt einen Mann wählen zu wollen? Glaubſt Du, wenn Dein einfältiges Herz in Brand geräth, und Deine eben ſo einfältigen Augen ſich vergaffen, mit Einem Worte, glaubſt Du, wenn Du eine Närrinn biſt, eben darum das Recht zu haben, zu thun, was Du willſt? Wofür hätte ein Mädchen Vater und Mutter, wenn ſie in der wichtigſten Angelegenheit ihrem eigenen Willen folgen dürfte? Vielleicht hätte ich Dich mit Carln verheirathet, wenn Ihr einander gleichgültig geblieben wäret. Aber jetzt, da Du Dir herausgenommen haſt, ihn zu lieben, werde ich Dich eher dem Manne im Mond zur Frau geben, als ihm. Ich habe es Dir ſchon in der Wiege geſagt, daß Du gar Nichts wollen ſollſt, was ich nicht zuvor gewollt habe, und doch will die verwünſchte Weibernatur auch in Dir nicht aufhören, ſich zu regen. So ſehr

Du indeſſen meinen Unwillen verdient haſt, ſo kann ich doch nicht aufhören, gütig gegen Dich zu ſeyn. Was will ein verliebtes Mädchen anders, als einen Mann? Und am Ende iſt es der Thörinn gleichgültig, welchen Mann ſie bekommt. Einen Mann willſt auch Du, oder vielmehr Du willſt einen Knaben, und ich habe einen Mann für Dich gewählt. Bedenke doch nur die Lächerlichkeit, eine Studentenbraut, und am Ende gar, wenn Dein Leichtſinn keinen Widerſtand fände, eine Studentenfrau zu heißen! Den Nahmen des Mannes, dem ich Deine Hand verſprach, brauchteſt Du, weil ich in der Hoffnung, zwey Jahre werden Dich nicht bloß älter, ſondern auch klüger machen, die Heirath ſolange zu verſchieben beſchloſſen habe, eigentlich noch nicht zu wiſſen. Allein er iſt zwar klüger, als viele junge Leute, aber doch beſitzt er einige Neugierde, Dich jetzt ſchon kennen zu lernen, und Du wirſt alſo nächſtens einen Beſuch von dem Baron Lippſtein erhalten.

Vierzehntes Kapitel.

Ohne eine Antwort zu erwarten, verließ der Miniſter das Zimmer, und Julie, ach! die Arme, ſie war nicht beſtürzt, ſie war vernichtet. Gerade der Umſtand, daß ſie bey ihrer Liebe zu Carl die väterliche Strenge vergaß, beweiſt, wie heftig dieſe Liebe war. Nie liebte und achtete eine Tochter ihren Vater mehr, als ſie, und ſeinem Willen in irgend einem Falle den Gehorſam verſagen, war ein Verbrechen, von welchem der bloße Gedanke ſie zittern machte. Aber noch mehr zitterte ſie vor dem, was er jetzt von ihr forderte. Dem Geliebten ſollte ſie entſagen! Unmöglich! Einem Andern ſollte ſie Hand und Herz, weil beyde nach ihrem Sinne ſich nicht trennen ließen, ſchenken! Noch unmöglicher! Und wer war dieſer Andere? Nach dem Zeugniß der Beſten ein Unwürdiger, ein Verführer der Unſchuld, ein ſpottender Verletzer der heiligſten Pflichten, ein Mann, der es für eine Schande hielt, die Perſon zu lieben, gegen welche die Liebe

allein kein Verbrechen war. Welche Rettung blieb ihr übrig? Konnte ſie hoffen, den Vater durch Bitten zu gewinnen? Ach! eine Bitte hieß bey ihm ſchon ein Ungehorſam, und ſie hatte alſo Recht, wenn ſie ihr Schickſal als entſchieden, und ihr Unglück, inſofern es ein Unglück für ein Mädchen iſt, zu einer Heirath mit einem Manne gezwungen zu werden, den man nicht liebt, und der keine Liebe verdient, als vollendet betrachtete.

Fünfzehntes Kapitel.

Der Baron Lippſtein hatte in der großen Welt zu viele Seinesgleichen, als daß ſeine Grundſätze einem Weltmanne, wie der Miniſter, ſonderlich anſtößig hätten ſeyn können. Wer die Liebe für eine Thorheit hält, geſteht ihr auch keine Rechte zu, und um ihre Entheiligung zu verdammen, muß man erſt ihre Heiligkeit anerkennen.

Er hatte dem Baron, deſſen Oheim einer ſeiner vertrauteſten Freunde war, erlaubt, ſeiner Tochter aufzuwarten, und dieſer ließ die Erlaub=

niß nicht lange unbenutzt. Folgender Brief, den er zur Zeit, als er das Ziel ſeiner Wünſche bald erreicht zu haben glaubte, an einen Genoſſen ſeiner Vergnügungen ſchrieb, kann am ſicherſten zeigen, wer der Mann war, der im Herzen der guten Julie die Stelle ihres Geliebten einnehmen ſollte.

Lache nur, mein Freund! In Kurzem bin ich ein Bräutigam, ſo ſehr und ſo ernſtlich, als es irgend einer meiner ehrbaren Großväter geweſen iſt. Doch lache nicht, oder lache wenigſtens nur halb. Heirathen werde ich, dieſen verzweifelten Entſchluß kann ich nicht läugnen. Aber wenn Du glaubſt, weil ich auf dem Punct ſtehe, mich zu verloben, ſo ſey mir etwas Menſchliches mit dem Verlieben begegnet: ſo iſt Dir zu rathen, daß Du die Logik und mich beſſer kennen lernſt. Mit Einem Worte, ich hoffe der Welt einen Beweis zu geben, daß keine Regel ohne Ausnahme iſt, und daß man ein recht vernünftiger Mann ſeyn, und doch eine Frau nehmen kann. Du weißt, mein Freund! daß meine Philoſophie mich

mein ganzes Vermögen gekoſtet hat. Es iſt im Ernſt zum Raſen, daß einem Manne, wie mir, von dem heilloſen Glücke nicht einmahl ſo viel beſchert wird, als er braucht, um — weiſe zu leben. Selten wagte ich es, mehr als zwey gute Freundinnen zugleich zu unterhalten, von welchen überdieß gewöhnlich nur Eine dem Tempel Thaliens angehörte. Meiner Poſtzüge waren ebenfalls nicht mehrere. Ich brachte gewöhnlich nur die Hälfte des Jahrs in Paris, oder in Italien zu; ich bewirthete meine Freunde ſelten öfter als zwey Mahl des Monats, und beſinne mich kaum, jemahls mehr als zweyhundert Louisd'or in *Einem* Abend verſpielt zu haben. Und doch, ſollte man es glauben? trotz meiner beynahe philiſterhaften Mäßigung im Vergnügen, trotz eines Lebens voll Entſagungen, bin ich längſt in dem Falle, nicht etwa nur borgen zu müßen, ſondern daß mir, der chriſtlichen Juden nicht zu gedenken, ſogar die weniger unbarmherzigen, die jüdiſchen, nicht mehr borgen wollen. Einem Manne aber, wie mir, iſt, wenn ſeine Wechſel nicht mehr gel=

ten, als manche Kaſſenſcheine, nur auf dreyerley Art zu helfen. Entweder ein reicher Vetter muß ihm den Gefallen thun, und ohne ſeine Schätze in die andere Welt gehen, oder er ſelbſt muß ſich todt ſchießen, oder er muß eine reiche Frau nehmen, und da mein Oheim mich zwar recht ſehr liebt, ſein leben aber doch noch mehr, als mich, und ſein Geld noch mehr, als ſein Leben, das Todtſchießen aber durch den Mißbrauch, den ſo viele Tröpfe in der wirklichen und in der Romanenwelt leider noch täglich davon machen, nicht viel beſſer iſt, als ſich vom Henker hohlen laſſen, was bleibt mir armen Manne übrig, als die reiche Frau?

Es war längſt mein wichtigſtes Geſchäft, unter den Töchtern des Landes die würdigſte, nähmlich die reichſte zu ſuchen, als mein Oheim, der, das Geld abgerechnet, nie aufhörte, Vaterſtelle bey mir zu vertreten, mich mit der Nachricht überraſchte, daß er mir bereits den Weg zu einem Glücke gebahnt habe, das meine kühnſten Wünſche noch übertraf. Sein älteſter Freund, der Mini=

ſter, den wir ſeiner Gefühlloſigkeit und ſeiner das Land beglückenden Gerechtigkeit wegen immer nur den ſteinernen Schutzgeiſt zu nennen pflegten, hat eine einzige Tochter, und ſo viel Geld, daß wenn er auch ein halbes Dutzend hätte, jede noch reich genug wäre, um einen Mann in meiner Lage in Verſuchung zu führen, und dieſe Einzige wird, Dank ſeys dem unvergleichlichſten aller Oheime! wenn die Glücksgöttin nicht ein gar zu falſches und treuloſes Weib iſt, in wenigen Monaten meine Frau. Ich warte dem Mädchen ſchon eine halbe Ewigkeit lang auf. Aber es lohnt ſich auch der Mühe, und ich ſchwöre Dir, es gibt kein Männlein und kein Fräulein unter der Sonne, die ſo ganz für einander geſchaffen ſind, als ſie und ich. Ihr erſter Blick ſagte mir, daß ſie mich nicht ausſtehen kann, und bedarf ein Mann von meiner Sinnesart noch mehr, um ſich für ein Mädchen todtſchießen zu laſſen, oder ſich ſelbſt todt zu ſchießen? In der That, der Haß, das Grollen, und nicht die einfältige und langweilige Liebe gibt den Weibern Reiz, und es iſt mir

ſchlechterdings unbegreiflich, wie ſich unter den heirathenden Sterblichen ſeit Adams Zeiten das alberne Vorurtheil erhalten konnte, daß kein Ja ausgeſprochen, und kein Brautring gewechſelt werden dürfe, wenn die beyderſeitigen Herzen des jungen Pärchens nicht in vollen Flammen ſtehen. Mich, mein Freund! kann nur eine Frau beglücken, die mir für jeden Kuß eine Ohrfeige gibt, und es müßte mich Alles täuſchen, oder die ſüße Julie, mein haſſendes Liebchen, läßt mir auch von dieſer Seite Nichts zu wünſchen übrig. Mit Einem Worte, ich bin ihren Augen ein Gräuel, und jeder ihrer Blicke wirft mir eine meiner Sünden vor. Uebrigens bitte ich mir es aus, daß Du unter dem Mädchen, ob ſie gleich der Hölle es täglich zum Vorwurf macht, daß ſie nicht mich und alle meine guten Freunde, und alſo auch Dich längſt verſchlungen hat, Dir nicht etwa ein gewöhnliches Bethſchweſterchen denkſt. Tugendhaft, ehrbar und ſündenhaſſend iſt ſie freylich ſo durch und durch, als ob ſie ſtatt ihrer achtzehn wenigſtens vierzig Jahre zählte, aber ſie iſt

es mit einem Geiſt und mit einer Anmuth, daß ich nicht genug auf meiner Hut ſeyn kann, um nicht von den ſeltſamen Grillen der reizenden Verführerinn angeſteckt, und, Gott ſey bey uns! in einen Grandiſon verzaubert zu werden. Von ihrer Schönheit läßt ſich beſſer mit dem Pinſel, als mit der Feder in der Hand reden, und es iſt wirklich eben um dieſer Reize willen zu beklagen, daß aus der Eigenthümerinn derſelben ſtatt einer Lais, oder einer Aſpaſia, nur ein gemeines Eheweib werden ſoll. Für das Alltagsleben des Eheſtands gehören auch nur Alltagsgeſichter, und die Laune könnte mich leicht anwandeln, mich von einer reizenden Frau ſcheiden zu laſſen, um ſie zum Range meiner Geſellſchafterin zu erheben. Vergeſſen darf ich nicht, daß Julie zur Vollendung meines Glücks bereits geliebt hat, und noch liebt, und wahrſcheinlich ſo ewig lieben wird, wie Mädchen und Weiber gewöhnlich zu lieben pflegen. Weg mit dem Weibe, deren Herz nicht einem Andern gehört, als ihrem Manne! So läſtig mir die Liebe einer Frau

wäre, wenn ſie mir gälte, ſo ſehr entzückt mich eben dieſe Frau, wenn ſie für einen Nebenbuhler ſchmachtet. An dem Feuer der fremden Liebe wärmt ſich am Ende doch nur der Mann, und kann er ſüßere Küſſe bekommen, als die, welche dem Abgott ihres Herzens beſtimmt ſind? Indeſſen, mein Freund! verſtehe mich ja nicht falſch! Trotz dieſer Ehemännerphiloſophie bin ich ein abgeſagter Feind aller Wahlverwandtſchaften, und wenn ich dem Geliebten meiner Frau ihre Herzensthür, zum Theil auch aus Mangel der nöthigen Riegel, nicht zu verſchließen begehre, ſo verſchließe ich ihm dafür meine Hausthür deſto feſter. Juliens Liebhaber, der noch nicht lange von der hohen Schule zurück iſt, lebt mit ihr in Einer Stadt, und da in meiner künftigen Lebensbeſchreibung einer oder der andere todtgeſtochene Nebenbuhler nicht fehlen darf: ſo fürchte ich, dem jungen Menſchen hat ſein böſer Genius gerathen, zu lieben, wo ich meine Urſachen habe — zu freyen. Er gehört ohnehin unter die Weſen, die ich, Gottlob! nebſt dem Tod

am meiſten haſſe. Er geberdet ſich nicht anders, als ob er die Weisheit in eigener Perſon zur Säugamme, und den erlauchten Muſengott zum Hofmeiſter gehabt hätte. Er ſpricht wie ein Buch, und ſchreibt ein Buch um das andere. Er iſt andächtiger, als ein Heidenbekehrer, und ſchämt ſich gar nicht, ohne die Spur von einem Bart den Cato zu ſpielen. Statt ſich zuweilen durch eine ehrliche Sünde, die einem jungen Menſchen ſo wohl anſteht, einen guten Ruf zu machen, hütet er ſich ſogar vor der kleinſten Thorheit. Glaubſt Du z. B. der Pinſel wäre im Stande, ein Mädchen zu verführen? Im Gegentheil, wage Du einmahl in ſeiner Nähe eine ſolche ritterliche Handlung, und Du darfſt auf Deiner Hut ſeyn, daß ſein Don Quixotesarm Dich nicht auf der Stelle zur Leiche macht. Er geht zehn Mahl öfter zur Kirche, als ins Schauſpiel, und verſäumt den glänzendſten Ball, um für einen armen Teufel einen Rechtshandel zu gewinnen. Du wirſt ihn in Deinem Leben nicht betrunken ſehen, ſo lange das Waſſer nicht be=

rauſcht, und für das Geld, das er im Spiele wagt, kannſt Du die Karten nicht bezahlen, die Du an Einem Abend verbrauchſt. Er reitet nie anders als im Schritte, und hält es für eine Sünde, ſeinem Pferd die Sporen zu geben. Auf der Schule hat er auch nicht Einen Philiſter geprellt, und macht, ſo ein arger Knauſer auch ſein Vater iſt, doch nicht einen Heller Schulden. Kurz, der Menſch iſt ein vollkommener Gegenfüßler von mir, und möchte gern durch ſein Betragen die Leute glauben machen, es gebe gar keine Erbſünde. Muß es mich alſo nicht doppelt freuen, daß das Schickſal mich auserſehen hat, dem Ritter von der tugendhaft-traurigen Geſtalt die Dame ſeiner hohen Gedanken wegzuhaſchen? Aber, fragſt Du mit einem weiſen und bedenklichen Geſicht, wie kannſt Du hoffen, daß dieſe Julie, von der Du ſelbſt ſagſt, daß ſie Dich nicht ausſtehen kann, ſich jemahls entſchließt, Dir ihre Hand zu geben? Wiſſe alſo, guter Freund! nicht Julie gibt mir ihre Hand, ſondern ihr Vater gibt mir ſie. Das Mädchen ſelbſt würde freylich,

beſonders mit ihrem Carl = Socrates im Kopf und Herzen, lieber zur Nachteule, als zur Baroninn von Lippſtein werden. Aber ſie iſt, was die Liebe zu ihrem Vater betrifft, ein ächtes weibliches Gegenbild zu dem pius Aeneas. Je größer das Opfer iſt, das ſie dieſer Liebe bringen kann, deſto freudiger bringt ſie es, und da alſo der Vater will, daß ſie meine Frau werde, ſo dankt ſie mir gewiß noch im Herzen für die Belials = Natur, die ſie in mir vermuthet, weil ohne dieſe ihr Gehorſams = Heldenmuth in einem minder glänzenden Licht erſchiene. Auf dieſe Art ſpricht wenigſtens die Stadt von dem ſeltſamen Mädchen, ob ich gleich ſelbſt, die Wahrheit zu geſtehen, ſo lange mir die Hochzeitfackel nicht wirklich leuchtet, Nichts weniger als völlig ruhig bin. Der Henker traue den ſtillen Waſſern, und beſonders den ſtillen Waſſern weiblichen Geſchlechts! O Freund! kein Quentchen Verſtand bliebe mir mehr übrig, wenn ich mich in meiner Hoffnung getäuſcht, und vollends gar durch Weiberliſt getäuſcht ſähe. Das Mädchen muß mein ſeyn, und

zwar nicht bloß um meiner Schulden, ſondern auch um ihrer ſelbſt willen. Ich entdecke täglich neue Reize an ihr, und wen ſollte überhaupt nicht ein Weib entzücken, das in tauſend höchſt weſentlichen Dingen kein Weib iſt? Wie oft haſt Du, um Dir nur einige Beyſpiele zu geben, mit mir darüber geſpottet, daß die Leipziger Schlacht für eine Unzahl deutſcher Weiber und Mädchen ein Grund war, ihre niedlichen Köpfchen mit den abſcheulichſten altdeutſchen Hauben zu bedecken. Julie glaubt mit Recht, die erfochtene deutſche Freyheit habe mit ihrem Kopfputz Nichts zu ſchaffen, und Napoleon könne immer vom Throne geſtoßen ſeyn, ohne daß ſich darum eine barbariſche Mode herausnehmen dürfe, ihr ihren geſchmackvollen Hut vom Kopfe zu ſtoßen, um einem Ungeheuer Platz zu machen, mit welchem ihre Ururururgroßmütter vor dreyhundert Jahren die beherzteſten Vögel verſcheuchten. Ueberhaupt opfert ſie weder den Sitten der Zeit, noch den Götzen der Zeit. Die Jungfrau voll Liebe und Mitgefühl hilft wo zu helfen iſt, ohne Mitglied

eines Frauenvereins zu ſeyn, und verwundete Krieger erfahren ihre Wohlthätigkeit, wenn man ſie auch gleich keine Verbandleinwand zupfen ſieht. Dem Sonettengebrüll der tollen Reimer, die gegen die Franzoſen und gegen die geſunde Vernunft und den guten Geſchmack mit Legionen lahmer und holperichter Verſe zu Felde ziehen, verſtopft das ächt-deutſche Mädchen voll Abſcheu ihr zartes Ohr, und der freundlichſte Blick wurde mir von ihr zu Theil, als ich bey Gelegenheit meinen Unmuth über dieſes quakende Ungeziefer, das der erſte Blick der kaum am Horizont herauf-ſteigenden deutſchen Freyheitsſonne ausbrütete, in den ſtärkſten Zornworten, die mich die Sprache finden ließ, Luft machte. Iſt es nicht ein Gräuel, ganze Ladungen voll ächter Hottentotten- und Menſchenfreſſer-Poeſie, die von ihren hirnloſen Urhebern mit wahnſinnigem Dünkel Klopſtocks Freyheitsgeſängen und Gleims Kriegsliedern an die Seite geſtellt wird, auf den Putztiſchen der Damen zu finden, und ſollte nicht das ganze nüchterne und vernünftige Deutſchland ſich gegen

die beſiegten Nachbarn öffentlich und feyerlich von dem Unſinn einer Rotte zum allgemeinen Spott, zu lebenslänglichem Hunger und zu ewigem Dunkel verdammter poetiſcher Trunkenbolde und kanibaliſcher Blutſaufer losſagen? O, ſprach ich jüngſt, als in meiner Gegenwart ein in die neueſte Weihe eingeweihter Tropf, deſſen ſchwammiges Herz an Juliens Reizen wie an einer Angel zappelt, dem armen Mädchen das neueſte Werk eines der lauteſten und unverdroſſenſten dieſer heulenden Sumpfbewohner vorheulte, o himmliſcher Gott der Lieder! haſt Du denn Dein Meſſer an der Haut des armen Marſyas ganz ſtumpf geſchunden, und iſt es um Dein Ohr, oder um Deine Galle geſchehen, daß man ohne Furcht vor Deinem gerechten Grimm Klingelreime auf Klingelreime häufen darf?

Soll ich Dir auch noch die übrigen Vorzüge des wunderbaren Mädchens etwa nach alphabetiſcher Ordnung aufzählen? O ich ſchwöre Dir, ihr fehlt nicht nur keine der bis jetzt bekannten, und zum Theil auch üblich geweſenen Tugenden,

ſie erfindet, weil ſie an dieſen nicht genug hat, noch neue hinzu. Wenigſtens erſcheint jede durch ſie in einer eigenen Geſtalt und mit neuen Reizen. Doch die geſunde Vernunft erbarme ſich meiner! Bin ich nicht zu meiner Demüthigung beynahe zum Schwärmer für ein Mädchen geworden, das mich haßt, und das ich wenigſtens nicht liebe, weil ich nicht lieben will, und nicht lieben darf?

Sechszehntes Kapitel.

Der Miniſter war im Begriff, endlich die Zeit zu Juliens Verlobung mit dem Baron zu beſtimmen, als er die Nachricht erhielt, dieſer habe ſich eines Zweykampfs wegen aus der Reſidenz flüchten müßen. Die Nachricht war nur zu gegründet, und der von ihm gefährlich verwundete Gegner des Barons Niemand als Carl.

Welche Poſt für die gute Julie! Der Liebling ihres Herzens befand ſich am Rande des Grabes, und zwar durch die Schuld eines Menſchen, den

der väterliche Wille ihr zum Gemahl beſtimmte. Doch ſollte dieſes Unglück nicht ein anderes und größeres von ihr abwenden? Carls Zuſtand, hieß es, ſey bedenklich, aber nicht hoffnungslos, und wäre es nicht zu hart von ihrem Vater, wenn er noch auf ihrer Verbindung mit dem Manne beſtände, der ihr jetzt ein doppeltes Recht, ihn zu verabſcheuen, gegeben hatte? Eitle Hoffnung! Mit dem gleichgültigſten Ton von der Welt ſagte ihr der Miniſter: Deine Verlobung mit dem Baron muß um einige Wochen verſchoben werden. Er hat in einem Zweykampfe ſeinen Gegner ein wenig ſtark verwundet, und mußte ſich darum vor der Hand von hier entfernen. Seine Abweſenheit kann inzwiſchen nicht lange dauern. Eine Ehrenſache, wie dieſe, iſt leicht beyzulegen, und ich ſelbſt werde es an meiner Verwendung bey dem Fürſten zu ſeinem Beſten nicht fehlen laſſen.

Siebzehntes Kapitel.

Carl war geneſen, und der Baron wieder in der Reſidenz angekommen. Aber aufs Neue und weiter als jemahls ſah dieſer ſich vom Ziel ſeiner Wünſche entfernt. Der Miniſter wurde von einer tödtlichen Krankheit befallen, und die treue und raſtloſe Pflege der zärtlichen Julie, die mehr als die Kunſt der Aerzte zur Rettung ſeines Lebens beytrug, weckte in dem Herzen des Vaters Gefühle, denen er um ſo weniger zu widerſtehen vermochte, je unbekannter ſie ihm bisher geblieben waren. Ließ ſich eine Belohnung denken, die der Liebe, die er erfahren hatte, entſprach, und ſollte der Vater dem Kinde den höchſten Grad der Treue durch den höchſten Grad der Härte vergelten? Einem Herzen ſollte er Gewalt anthun, das kaum noch für ein anderes Weſen, als für ihn, zu ſchlagen ſchien, und mit dem ſeinigen gebrochen wäre? Zwar die Heirath mit dem Baron hatte nicht aufgehört, ſein Lieblings-Wunſch zu ſeyn, und ſchrecklich im eigent-

lichen Sinne des Worts war dagegen ſeinem Stolz der Gedanke an eine Verbindung Juliens mit ihrem erſten Liebhaber. Aber ſein beſſeres Gefühl überwältigte ihn. An ſeinem Krankenbette, das er noch immer nicht verlaſſen konnte, vernahm Julie Worte, die ſie, ſo ſehr ſie auch zu ihrem Troſte geſprochen ſchienen, doch nur mit tiefem Schmerz anhören konnte, weil ſie in ihnen nicht mehr den alten, troz ſeiner Strenge von ihr unausſprechlich geliebten Vater erkannte. Julie, ſprach er, meine Krankheit iſt zur größten aller Wohlthaten für mich geworden, indem ſie mich lehrte, daß ich der glücklichſte aller Väter bin. Nichts gleicht der Liebe, die Du mir bewieſen haſt, und ſo gewiß der Himmel ſie nicht unbelohnt läßt, ſo gewiß fordert er von mir, daß auch mein Dank Dich erfreue. Ich kenne die Wünſche Deines Herzens. Ich weiß, wen Du liebſt. Gib ihm Deine Hand. Der väterliche Segen fehlt Dir nicht.

Während dieſer Rede zerfloß Julie in Thränen. Sie ſank neben dem Bette auf ein Knie,

und ſprach, indem ſie die Hand des Vaters mit Küſſen bedeckte: O mein Vater, wie rührt mich Ihre Güte, und wie beugt ſie mich! Können Sie dem Kinde danken, das unzählige Wohlthaten zu vergelten hat, und nicht Eine vergelten kann? Was müßte ich ſeyn, wenn eine Pflicht gegen den Vater mir ſchwer fiele, die Menſchenliebe keinem Fremdling verſagt? Sie erlauben mir, bey der Wahl eines Gefährten meines Lebens meinem Herzen zu folgen. Ich folge ihm, indem ich mich dem Manne überlaſſe, den Sie für mich gewählt haben. Wie könnte jemahls, wie könnte vollends in der wichtigſten Angelegenheit des Lebens mein Wille ein anderer ſeyn, als der Ihrige? Es gibt nur Ein Glück für mich, das Bewußtſeyn, recht gehandelt zu haben, und handelt ein Kind recht, wenn es Opfer vom Vater annimmt, wenn es ſich von ihm von der Pflicht zu gehorchen entbinden läßt? Darf Ihre Krankheit, beſter Vater! Sie Ihren liebſten Wunſch koſten, und ſoll ich mich ſelbſt unter den Stand einer Magd erniedrigen, indem ich mich für kindliche

Liebe, die mich ſelbſt unendlich mehr als Sie beglückt, durch ein Ihnen ſchmerzliches Opfer belohnen laſſe? Carls Beſitz kann mich nie beglücken, weil nur ein Uebermaß Ihrer Güte, nicht aber Ihr geprüfter Wille den Segen zu unſerer Verbindung ſpricht. Ihm ſelbſt iſt Ihr Wille und meine Pflicht eben ſo heilig, als mir. Er hat es durch die Gewiſſenhaftigkeit bewieſen, mit der er ſeit Jahren ſelbſt den Anblick der einſt ſo unendlich Geliebten vermied, und gewiß, er kann nicht anders, er würde meine Hand mit Verachtung von ſich ſtoßen, da er weiß, daß höchſtens Ihre Großmuth mir erlauben kann, ſie in die ſeinige zu legen. Laſſen Sie alſo, beſter Vater! mich dem Himmel, der Sie mir wieder ſchenkt, dadurch danken, daß ich mit dem froheſten Herzen mich Ihrem Willen unterwerfe, und mein Lohn ſey, wenn je ein Entſchluß, den mein eigenes Glück fordert, einen Lohn verdient, Ihre Liebe und Ihr Verzeihen einer jugendlichen Verirrung.

Achtzehntes Kapitel.

Was mußte ein Mann von der Denkart des Miniſters, was mußte ein Vater von ſeinen Grundſätzen bey dieſen Geſinnungen ſeiner Tochter empfinden! Genoß er nicht in dieſem Augenblicke den höchſten Triumph ſeiner Erziehung? Und wenn die Freude, die man an Kindern erlebt, den Freuden der Seligen gleicht, was muß ſie vollends ſeyn, wenn man ſich als den eigenen Schöpfer ihrer Tugenden zu betrachten das Recht hat!

Lange blieb der entzückte Vater ſprachlos, und als er glaubte, er könne antworten, verſtummte er abermahl, und ſchloß die Tochter als ein Geſchenk, mit welchem der Himmel ihn erſt heute, mit welchem er ihn ſo eben erſt beglücke, in ſeine Arme. Gute Julie! ſprach er endlich, Du biſt ein edles Kind, Du biſt der Stolz Deines Vaters. O glichen alle Kinder Dir, wie glücklich wären ſie, wie glücklich wären die Aeltern! Wie ſegnet mich Gott durch Dich, und wie wird er

Dich ſegnen um meinetwillen! Der Vater, dem ſein Kind nicht gehorcht, iſt kinderlos, und das ungehorſame Kind macht ſich ſelbſt zur Waiſe. Aber Julie! Du irrſt, wenn Du glaubſt, Deine Verbindung mit Carl koſte mich ein Opfer. Ich weiß, Du kannſt nie aufhören, ihn zu lieben, und meine Ruhe fordert es, daß Du dem Manne gehörſt, der zuerſt im Beſitz Deines Herzens war.

Julie war auf keine Weiſe zu einer Aenderung ihres Entſchlußes zu bewegen, und nach einem langen Wettſtreite der väterlichen Liebe und des kindlichen Gehorſams willigte endlich der Miniſter ein, daß Carl ſelbſt über ſein und ihr Schickſal entſcheide. Ihr Wille, mein Vater! ſprach Julie, muß geſchehen, wenn ich nicht unglücklich ſeyn ſoll, und Sie ſehen alſo, daß ich das Theuerſte, daß ich Alles dem Edelmuthe des Geliebten anvertraue. Entſcheidet er eigennützig, ſo wird er eben dadurch meiner Liebe völlig unwerth, und dennoch laſſe ich es ohne Furcht von ſeinem freyen Entſchluße abhängen, ob ich zu

einem Schritte gezwungen werden ſoll, den mein Herz ewig verdammen müßte.

Julie ſchrieb alſo die kurzen Worte: Der beſte, der gütigſte Vater, liebſter Carl! ſetzt es auf Deine Entſcheidung aus, wer der Mann ſeyn ſoll, dem ich vor dem Altar Treue gelobe, Carl, oder der Baron Lippſtein. Der gute Vater, mein Geliebter! ahnt vielleicht, was Du antworteſt, aber Deine Julie weiß es.

Neunzehntes Kapitel.

Der Miniſter ſchickte den Brief ab, und als die Antwort kam, gab ſie ihm Julie, ohne ſie zu leſen. Er brach das Siegel, und las: Warum, liebſte Julie! vertraute Dein edler Vater nicht Deinem Zeugniße von mir? Wie könnte der Geliebte Dich hindern, dem Rufe irgend einer Pflicht zu gehorchen? O wie wenig iſt die ächte Liebe noch von den Menſchen gekannt! Bin ich unglücklich, wenn Du eine gute Tochter biſt? Soll ich zürnen, wenn Du den väterlichen Wil-

len ehrſt? Das Schickſal will, Du ſollſt Lippſteins Gattinn ſeyn. Es hätte eben ſo gut wollen kön⸗nen, daß Du meine Schweſter ſeyſt, und wenn ich mich dieſer Fügung ergeben hätte, warum ſollte ich über jene murren? Liebe fordert keinen Beſitz, ſie fordert nicht einmahl Gegenliebe. Gehöre alſo Julie einem Andern. Sie iſt mein, weil ich ſie liebe.

Ich ſehe, ſprach der Miniſter, als er den Brief geleſen hatte, Carl iſt Deiner vollkommen würdig. Aber eben darum, liebe Julie! darf ich Dich und ihn nicht trennen. Willſt Du alſo den liebſten meiner Wünſche erfüllen, ſo ſey er es, den Deine Wahl beglückt.

Carl hat entſchieden, mein Vater! antwortete Julie, und ich habe Ihr Wort, daß ſeine Ent⸗ſcheidung mein Schickſal beſtimmen ſoll. Muß ich mich nicht bereits als die Gattinn des Barons be⸗trachten, weil ich ohne Ihre Krankheit es ſchon längſt wäre? Wäre meine Verbindung mit Carl auch wirklich die einzige Bedingung meines Glücks, wie könnte ich dieſes Glück einem Zufalle

verdanken wollen, der Ihr Leben in Gefahr ſetzte? Was Sie einmahl wollten, muß nothwendig gut ſeyn. Laſſen Sie mich alſo Ihrem frühern Willen gehorchen, und ſo gewiß Ihre Zufriedenheit die meinige iſt, ſo gewiß wird Ihre Julie glücklich werden.

Zwanzigſtes Kapitel.

Der Baron führte alſo Julien zum Altar, und einige Monate nach Ihrer Vermählung ſchrieb die junge Gattinn folgenden Brief an eine ihrer Freundinnen.

Du biſt eine Lügenprophetinn, meine gute Henriette! Es iſt unerhört, es iſt unverantwortlich, ſchriebſt Du mir einige Wochen vor meiner Vermählung in Deiner halb ſcherzenden, halb zürnenden Laune, einem Menſchen Hand und Herz zu ſchenken, der keine Liebe verdient, und den man, was noch ſchlimmer iſt, auch nicht liebt, und ich wette, auch nicht Einen Tag wirſt Du glücklich mit ihm leben. Trotz dieſer Weiſſa-

gung lebe ich aber beynahe ſchon hundert Tage mit ihm, und ſtatt vom erſten Tage an unglücklich zu ſeyn, fühle ich mich mit jedem Tage glücklicher. Doch Du forderſt im Ernſt, daß ich Dir erkläre, wie man eine ſolche Thörinn ſeyn kann, wie ich. Laß mich Dir alſo zuerſt ſagen, daß Du von meinem Manne eine viel ſchlimmere Meinung haſt, als er jemahls verdiente. Aber angenommen, meine Freundinn! er wäre wirklich nicht beſſer, als er in Deinen Augen iſt, ſo frage ich Dich auf Dein Gewiſſen, ſoll ein gutes Mädchen einem Manne ſchlechterdings ihre Hand verſagen, deſſen Geſinnungen und Handlungen ihren Tadel verdienen? Mich dünkt, ſie hätte in dieſem Falle nicht viel weniger Unrecht, als wenn ſie ihn aus dem Grunde verſchmähte, weil er — nicht reich iſt. Eine Frau, die ſich nicht zutraut, einen Mann der Tugend zu gewinnen, verdient auch keinen zu beſitzen, der bereits für ſie gewonnen iſt, und ich zweifle überhaupt, ob ſie fähig iſt, den Tugendhaften um der Tugend willen zu lieben. Es iſt gut, wenn Liebe und

Achtung ein Ehebündniß ſchließen. Aber ich weiß kaum, ob es nicht ſchöner iſt, wenn beyde Wirkungen der Ehe, als wenn ſie ihre Urſachen ſind. Man freut ſich mehr des erworbenen Guts, als des vom Zufalle beſcherten. Heil der Frau, die nicht nur ihre Kinder, die auch ihren Mann erzieht! Iſt es doch überhaupt die Beſtimmung des Weibs, Opfer zu bringen, und wie ſelten iſt es ihr alſo vergönnt, bloß ihrer Neigung zu folgen! Wenn männliche Selbſtſucht fordert, ſo gibt die weibliche Beſcheidenheit, und die Liebe der Frauen hat von jeher ihr Glück nur im Beglücken gefunden.

Gewiß, meine beſte Henriette! iſt dieſes mein Glaubensbekenntniß über Liebe und Ehe auch das Deinige, und doppelt muß es Dich alſo freuen, wenn Deine Julie Dich verſichert, daß keine Reue über den Schritt, den ſie im feſten Vertrauen zu der Wahrheit ihrer Gefühle wagte, ihre Stunden trübt.

Der Baron wurde mit jedem Tage des Schutzengels, der ihn durchs Leben leitete,

würdiger, und endlich machte Carls Verbindung mit einer zweyten Julie das Glück der erſten vollkommen.

1 8 1 5.

Dritte Abtheilung.

I.

Blätter aus einem Gedenkbuche.

1.

Beſcheidenheit.

Aechte Beſcheidenheit ſpricht oft ſelbſt im dringendſten Falle bloß darum nicht für ſich, weil ſie nicht von ſich ſprechen will.

2.

Verdienſte.

Durch Verdienſte um Andere erwirbſt Du Dir das größte Verdienſt um Dich ſelbſt.

3.

Die gefährliche Waffe.

Jean Paul äußert bey einer gewißen Gelegenheit ſein Befremden, daß man ihm, da er auf

Befehl ſeiner Regierung ſogar gegen die Franzoſen zu ſchießen habe, verbiethe, gegen ſie zu ſchreiben.

Das Widerſprechende in dieſem Verboth möchte bey manchem Schriftſteller ſeine Richtigkeit haben. Allein was den Verfaſſer des Mars und Phöbus betrifft: ſo frage er nur die Franzoſen ſelbſt, ob ſie nicht lieber ein Heer der tapferſten Jean Paule gegen ſich ſchießen. als ihn, den einzigen, gegen ſich ſchreiben laſſen wollen?

4.

Die Schrift des Mävius.

Der jämmerliche Mävius! Ich hoffte weiß nicht was aus ſeinem Buche zu lernen. Aber was lernte ich aus ihm? Nichts, als daß — Er Nichts gelernt hat.

5.

Anecdoten = Sammlungen.

Wer eine gute Anecdoten = Sammlung machen kann, macht etwas, das beſſer iſt, als die beſte Anecdoten = Sammlung, und alſo werden wir nie eine gute bekommen.

6.

Der Glückliche.

Auguſt.

Iſt Paul nicht ein glücklicher Sterblicher?

Theobald.

Warum?

Auguſt.

Er hat eine Million im Vermögen.

Theobald.

Wenn Du weiter Nichts von ihm weißt, mein guter Auguſt! ſo iſt er bloß ein reicher Sterblicher.

7.

Härte gegen die Jugend.

Sollen denn die Schulen ewige Marterkammern für die arme Jugend bleiben? In früherer Zeit wurde ſie von ſchwarzen Satans=Engeln, die man Schulmeiſter nannte, mit Fäuſten, Birkenruthen und Haſelſtecken geſchlagen. Aber in der unſrigen, wer ſollte es ihr zutrauen? verfährt man noch barbariſcher mit den unſchuldigen

Kindern. Die Satans-Engel wollen das Lied der Nibelungen mit ihnen leſen.

8.

Zu ſpäter Tadel.

Was ſchimpft Ihr Kunſtrichter auf Stentors Werk? Iſt es nicht bereits vor zwey Meſſen erſchienen, und kennt Ihr nicht den Spruch, daß man von den Todten nur Gutes reden ſoll?

9.

Die neuen Phariſäer.

Man ſpricht in unſern Tagen ſo viel von der Wiederkehr der Zeit des alten Chriſtenthums. Ein Zeichen dieſer Zeit iſt auch bereits erſchienen. Man ſieht eine Menge Phariſäer, die ſich unter der Larve unſerer Mode-Poeten und Mode-Philoſophen verſtecken. Man würde übrigens dieſen Phariſäern großes Unrecht thun, wenn man ſie zugleich für Schriftgelehrte hielte.

10.

Man erkennt den Löwen an der Klaue.

Ich will es dem Epigramm eines Dichters anſehen, ob er fähig iſt, eine Epopee zu ſchreiben.

11.

Diogenes.

Diogenes wurde von Plato der raſende Socrates genannt. Wäre doch nur Einer unter unſern zahlloſen raſenden Philoſophen, der dieſen Ehren-Nahmen verdiente!

12.

Mittel, alt zu werden.

Der Rath, ſich vor Leidenſchaften zu hüten, um ein hohes Alter zu erreichen, heißt mit andern Worten: Lebe gar nicht, auf daß Du lange lebſt!

13.

Selbſtbeherrſchung.

Selbſtbeherrſchung iſt das einzige Mittel, ſich fremder Herrſchaft zu entziehen.

14.

Ein alter Hochzeitgebrauch.

Der Hochzeitgebrauch der alten Deutſchen, nach welchem Braut und Bräutigam zum Zeichen der Verlobung einander einige Haare ausrauften, iſt bey ihren Nachkommen in die Ehe ſelbſt übergegangen, und es bleibt nicht bey einigen Haaren.

15.

Die Philoſophie.

Haben wir zur Zeit noch mehr als eine Philoſophie für Philoſophen, und brauchen andere ehrliche Leute nicht auch eine?

16.

Die heirathsluſtigen Neu-Holländerinnen.

Eine neuholländiſche Jungfrau, die einen Mann zu bekommen wünſcht, ſetzt ſich vermummt an den Weg. Haben etwa von dieſem Gebrauch unſere Maskenbälle ihren Urſprung?

17.

Ciceros Tochter.

Eine Tochter Ciceros lebte hundert und drey Jahre. Der nähmliche Vater zeugte bekanntlich außer den leiblichen auch geiſtige Kinder, die alle ewig leben.

18.

Eine barbariſche Heirathsſitte.

Bey einigen wilden Völkern durchbohrt man einem Bräutigam vier Tage vor der Hochzeit die

Wangen mit einem ſcharfen Holz. Dort iſt alſo Jeder, der eine Frau nimmt, ein doppelter Held, wenn ein Europäer nur ein einfacher iſt.

19.

Philoſophiſches Wiſſen.

Kein Wiſſen darf weniger Stückwerk ſeyn, als das philoſophiſche. Wenn die Philoſophie nicht Alles weiß, ſo weiß ſie gar Nichts, und daß ſie nicht Alles wiſſe, ſagt Hamlet vortrefflich in den Worten: Es gibt Dinge im Himmel und auf Erden, wovon ſich Eure Philoſophie Nichts träumen läßt.

20.

Freunde.

Ich weiß nicht, ob zartfühlende Menſchen diejenigen ſind, die am meiſten nach Freunden ſtreben. Wenigſtens müßen ſie lebhafter als Andere empfinden, wie läſtig es iſt, Leute um ſich zu ſehen, die glauben können, man mache Anſprüche an ſie.

21.

Die Verſtands-Verächter.

Gewiße tiefſinnige Denker unſerer Tage belieben ſehr verächtlich vom Verſtande zu urtheilen.

Ich wollte ihnen Recht geben, wenn ſie bloß den ihrigen meinten.

22.

Merkur am Diebsthurm.

Herr J. K. Höck, welcher im Morgenblatte vom Jahr 1814, Nr. 292, von einem an dem ſogenannten Diebsthurm in Michelſtadt eingemauerten Bilde des Merkurs Nachricht gibt, iſt der Meinung, der Zufall habe dem Gott der Diebe am Diebsthurm eine ſehr angemeſſene Stelle angewieſen. Mich dünkt aber, er ſtehe offenbar zu ſeiner Schmach da. Wäre Merkur ein rechter Gott der Diebe, ſo müßte es gar keinen Diebsthurm geben. Oder iſt es etwa nicht ſchimpflich für einen Beſchützer, der noch dazu ein Gott iſt, wenn er ſeine Schützlinge in die Gewalt ihrer Feinde fallen läßt?

23.

Die Volkstracht.

Warum legt man ſeit der Umänderung der Dinge in Deutſchland einen ſo hohen Werth auf

eine Volkstracht? Glaubt man denn im Ernſt an das Sprichwort: Kleider machen Leute?

24.

Das Gold an die Menſchen.

Ihr Menſchen, die Ihr mich voll ſchnöder Begierde aus der Erde heraufgrabt, vergeßt nicht, daß man Euch einſt in ſie hineingräbt!

25.

Der Krieg und die Muſen.

Allerdings iſt der Krieg Nichts weniger, als ein Beförderer der ſchönen Künſte, und er rechtfertigt vollkommen den bekannten lateiniſchen Spruch, daß unter den Waffen die Muſen ſchweigen. Wenn die Kanonen donnern, welche Muſe ſollte noch ſingen? Und je mehr man Schießpulver verbraucht, deſto mehr Tintenpulver wird erſpart.

26.

Die Verehrer des Mittelalters.

Warum gehen die wunderlichen Leute, die ſchlechterdings das Mittelalter wieder herbeywünſchen, nicht noch weiter zurück, und be-

mühen ſich das Uralter und mit ihm den Stand der Unſchuld wieder herzuſtellen? Ungereimter wäre wenigſtens dieſes Beſtreben auf keinen Fall, als jenes, und gelingt es uns einmahl, wieder bis zum Anfang der Schöpfung zurückzukehren, ſo kommt ja das Mittelalter ſeiner Zeit von ſelbſt.

27.

Vom Reimen und Nichtreimen.

Von manchen Gedichten könnte man mit einem nicht verwerflichen Wortſpiele ſagen, ſie wären der Form nach gereimt, und dem Inhalt nach ungereimt. Ein großer Theil unſerer neueſten Poeten will reimen, und kann es nicht, und daher ſind ihre Gedichte weder gereimt, noch reimlos, aber deſto ungereimter.

28.

Neueſte Flugſchriften und Zeitgedichte.

Wenn ich die meiſten der neueſten Flugſchriften, und beſonders den tollen Klingklang unſerer poetiſchen Stelzenläufer durchblättere: ſo rufe

ich im höchſten Grade des Unmuths über die Verfaſſer aus: O Ihr Armſeligen, konntet Ihr Euch durch Eure Siege über den Welttyrannen keine andere Freyheit erringen, als die Freyheit, Euch lächerlich zu machen?

29.

Menſchliches Vermögen.

Wenn jeder Menſch nur die Hälfte von dem leiſtete, was er vermag, welche Wunderwerke würden zu Stande kommen! Es fehlt zuverläßig zu keiner Zeit an Homeren, an Phidiaſſen und an Raphaelen. Aber die Homere laſſen es an Iliaden, die Phidiaſſe an Jupitern, und die Raphaele an heiligen Familien fehlen.

30.

Die wahren Glücklichen.

Nur Diejenigen ſind wahrhaft glücklich in dieſer Welt, die gewiß ſind, in jener ſelig zu werden.

31.

Plattdeutſch.

Es wird wenig Plattdeutſch mehr geſprochen, aber deſto mehr plattes Deutſch geſchrieben.

32.

Frommer Wunſch.

Es iſt gewiß einer der frömmſten Wünſche für die Bücherwelt, daß die Leute, die keinen Kopf haben, auch keine Hände haben möchten.

33.

Lächerlicher Zorn.

Nichts iſt lächerlicher, als ein zum Zorn geneigter unbedeutender Menſch. Er iſt ein Maulwurfshügel, der Feuer ſpeyt.

34.

Der hungernde Poet.

Du willſt von der Poeſie leben, mein Freund? Macht es Dich denn ſatt, wenn Du ausgelacht wirſt?

35.

Die haſſenden Schönen.

Man würde gewiß bald nicht mehr wiſſen, was Schönheit iſt, wenn es in der Gewalt der Schönen ſtände, einander häßlich zu machen.

36.

Der Gefürchtete.

Nichts wird mehr gefürchtet, als was am wenigſten fürchterlich iſt — der Tod.

37.

Die Anmaßende.

Wer ſollte es glauben? Jenes zänkiſche alte Weib, die ſeit einiger Zeit die Bethſchweſter ſpielt, und ein wenig verrückt iſt, bildet ſich ein, ſie ſtamme unmittelbar vom Himmel, und heiße — Philoſophie.

38.

Die leicht zu Vergeſſenden.

Es geht mir ordentlich wie der Nachwelt. Ich kann die Nahmen eines großen Theils unſerer beſten heutigen Poeten nicht behalten.

39.

Die Lobredner der neueſten Zeit.

Freyheit, Recht und deutſche Sitte ſind, wie es Eure Lieder uns verſichern, wiedergekehrt. Aber mit ihnen hatte uns auch die Poeſie ver=

laſſen, und dieſe iſt, wie gerade Eure Lieder uns beweiſen, noch nicht zurückgekommen.

40.

Lebensdauer.

Unſer Leben währt ſiebzig Jahre, und wenns hoch kommt, ſo ſinds achtzig, ſagt die Bibel.

Glücklich dürfte mancher Schriftſteller ſich preiſen, wenn er dieſen Spruch auf ſein beſtes Werk anwenden könnte.

41.

Dichtende Damen.

Ein Frauenzimmer kann eine gute Dichterinn werden, aber niemahls ein guter Dichter.

42.

Auf gewiße Zeitgedichte.

Wir rühmen uns mit Recht unſerer neueſten Thaten, aber leider in Geſängen, deren wir uns mit noch größerem Rechte zu ſchämen haben.

43.

Haß und Liebe.

Der Haß iſt wenigſtens eine ehrliche Leidenſchaft, da die Liebe nur zu oft eine Heuchlerinn iſt.

44.

Die Noth.

Die Noth iſt eine vortreffliche Lehrmeiſterinn; aber kein Menſch geht gern bey ihr in die Schule.

45.

Der Luſtigmacher.

Nichts kann mich unluſtiger machen, als ein ſogenannter Luſtigmacher, und ein ſolcher Menſch verdient ſeinen Nahmen ungefähr mit eben dem Recht, als ein Freudenmädchen den ihrigen.

46.

Das Böſe.

Nichts Böſes bleibt ungeſtraft, weil das Böſe ſelbſt eine Strafe iſt.

47.

Die Ehre.

Pravus, behaupteſt Du, habe Dir Deine Ehre geraubt? Welche ſonderbare Klage, mein guter Ariſt! Haſt Du denn jetzt wirklich keine Ehre mehr? Pravus hat Dich geläſtert und verleumdet. Aber die Leute, die dem Läſterer und Ver-

leumder glauben, in deren Händen kann Deine Ehre unmöglich ſeyn.

48.

Eigenheit der Ausſchweifenden.

Der Menſch ſieht gar zu gern mit den Uebeln, die er ſeinen Ausſchweifungen verdankt, Andere heimgeſucht, die dieſen Ausſchweifungen nicht ergeben ſind, und Nichts macht z. B. einem Säufer mehr Freude, als wenn er eine rothe Naſe an einem Waſſertrinker wahrnimmt.

49.

Der unglückliche Spötter.

Der arme Mävius! Mit ſeinen witzloſen Satyren macht er ſich alle Narren zu Feinden, und nicht einen einzigen Klugen zum Freund.

50.

Welteroberer und Weltverbeſſerer.

Welteroberer und Weltverbeſſeret gehören in Eine Reihe. Beyde haben gleichen Hang zu Gewaltthaten; beyder Stolz und beyder Herrſchſucht ſind gleich unbändig, und beyde bringen, wenn

ihnen nicht in Zeiten Einhalt geſchieht, gleiches Unheil über die Menſchheit.

51.

Die Menſchen.

Menſchen ſind wir eigentlich noch keine. Aber einige Anlage, es mit der Zeit und mit Gottes Hülfe zu werden, kann man uns nicht abſprechen.

52.

Verzeihen.

Verzeihe Jedem, aber ſorge dafür, daß Niemand Dir zu verzeihen braucht.

53.

An die Frauen.

Zürnt nicht, edle Frauen! dem Manne, der Euch verehrt, und — tadelt. Könntet Ihr Sonnen ſeyn, wenn man nicht Eurer Flecken gedächte?

54.

Die Weltweisheit.

Sollten wir nicht einmahl eine Weltweisheit bekommen, durch welche die Welt weiſe würde?

55.

Teufelsglaube.

Glaubt ums Himmelswillen einen Teufel. Gibt es keinen, ſo haben die Menſchen ihn erfunden, und was könnte teufliſcher ſeyn, als dieſe Erfindung?

56.

Die einzige Tugend.

Es gibt nur eine einzige Tugend — die Gerechtigkeit, und das erſte Unrecht der Menſchen iſt, daß ſie dieſe Wahrheit verkennen, und der Gerechtigkeit ſelbſt nicht Gerechtigkeit widerfahren laſſen.

57.

Für Reiche und Arme.

Zufriedenheit iſt der Reichthum des Armen, und Unzufriedenheit die Armuth des Reichen.

58.

Der Gefällige.

Flavius ſchmiegt ſich nach jeder Laune, und übernimmt jede Rolle, um ſein Glück zu machen.

Der nackende Bettler hängt dem Mantel nach dem Winde, um einen Mantel zu bekommen.

59.

Angemeſſene Strafe.

Jeder unrechtmäßige Erwerb ſollte von dem Schickſal mit Geiz beſtraft werden, um dem Beſitzer den Genuß zu entziehen.

60.

Die Kunſt.

Jeder Menſch treibt eine ſchwere Kunſt. Er lebt.

61.

Weibliche Neigung.

Die laſterhafteſten Männer ſind nicht ſelten den tugendhafteſten Frauenzimmern am gefährlichſten. Eine Clariſſa, die das Opfer eines Lovelace ward, hätte ſich ſchwerlich in einen Grandiſon verliebt.

62.

Die Schwärmer.

Hüte Dich vor dem Schwärmer mehr, als vor irgend einem Böſewicht! Er zündet Dir das Haus

über dem Kopf an, und kommt, um Deinen Dank dafür zu empfangen.

63.

Gebeth um Philoſophie.

Himmel, mache mich zum Philoſophen, damit ich gewiße Philoſophen ertragen lerne!

64.

Die deutſche Volkstracht.

Das ewige Lied von einer deutſchen Volkstracht! Hättet Ihr ächten deutſchen Sinn, Ihr würdet Euch wenig um ein deutſches Gewand bekümmern. Leider iſt aber dieſer Kleinigkeitsgeiſt von ächter deutſcher Art. Ich denke, ein wahrer Deutſcher ſollte ſtolz darauf ſeyn, daß die Franzoſen, wie bisher, alſo auch noch ferner — ſeine Schneider ſind.

65.

Auf manches Land.

Bleibe im Land und nähre Dich redlich! iſt ein Schriftgeboth. Bleibe im Land, und verhungere! könnte manches Land dagegen ſeinen geiſtreichſten Bewohnern zurufen.

66.

Freundſchaften.

Manche Leute ſtiften Freundesbündniße, deren erſte Bedingung dieſe iſt: Soll ich Dein Freund bleiben; ſo fordere keine Freundſchaft von mir.

67.

Zurückgezogenheit.

Ariſt.

Du fliehest die Menſchen, Freund Philo! weil Du ſie haſſeſt.

Philo.

Ich fliehe die Menſchen, Freund Ariſt! um ſie nicht zu haſſen.

68.

Stelle aus einer Bußpredigt.

Thut Buße, aber nicht im Staub und in der Aſche, weil ſich ſonſt nothwendig zuvor die ganze Welt in einen Aſchenhaufen verwandeln müßte.

69.

Der Heuchler.

Nigar.

Könnteſt Du mir doch ins Herz ſehen, mein Freund!

Philo.

Bewahre mich der Himmel dafür! Und Du danke ihm doppelt, daß ichs nicht kann!

70.

Schwere Tugend.

Es iſt eine ſchwere Tugend, an Tugend glauben.

71.

Die Dienſtwilligen.

Es gibt Leute, deren gutwilliger Dienſteifer ins Lächerliche fällt. Mancher iſt der Knecht ſeines Knechts, und fängt ſeiner Katze die Mäuſe.

72.

Deutſch oder Teutſch?

Es iſt ein merkwürdiger Zug der Deutſchen, daß ſie noch bis auf den heutigen Tag nicht darüber einig werden konnten, wie ihr Volksnahme geſchrieben werden muß. Ich meines Orts würde, wenn ich auch keine andere Gründe hätte, ſchon darum Deutſch dem Teutſch vorziehen, weil gewiſſe kleine Geiſter der neuſten Zeit, die ſich

aber für ganze Leute halten, uns das letzte aufdringen wollen.

73.

Die Räthe.

Man hat längſt bey Hofe die kurzweiligen Räthe abgeſchafft. Sollte man nicht endlich auch einmahl in den Kanzleyen die langweiligen abſchaffen?

74.

Dummheit und Bosheit.

Man ſage, was man will, ein gewiſſes geduldiges Geſchöpf, aus deſſen Geſchlecht ſich Sancho Panſa beritten machte, kann unmöglich in einem ſo hohen Grade dumm ſeyn, als die gemeine Meinung behauptet. Warum? Der ehrliche Langohr iſt nicht boshaft.

75.

Das Reimen.

Der Dichter muß nicht ſchlechterdings reimen, aber er muß ſchlechterdings reimen können.

76.

Der ungenießbare Schmarotzer.

Ich wollte Dir gern meine Speiſen zu verdauen geben, mein Freund! wenn ich nur Deine Reden verdauen könnte.

77.

Gegen die Faulen.

Zum Nichtsthun iſt Niemand berechtigt, als wer im Grabe liegt, und wer faul iſt, verdient zu faulen.

78.

Großmuth.

Großmuth iſt, trotz ihres prunkenden Nahmens, eine ſehr zweydeutige, und auf alle Fälle die kleinſte von allen Tugenden. Man kann ſie nicht üben, ohne die Gerechtigkeit zu verletzen, und vielleicht hat ſie bloß in der Abneigung der Menſchen gegen dieſe ihren Grund.

79.

Glauben.

Zum Glauben gehört ſehr viel Wiſſen.

80.

Die Weltweiſen.

Die meiſten Philoſophen lehren eine vermeinte Weisheit von der Welt. Aber Mendelsſohn, Garve, Engel und ähnliche Geiſter lehrten eine wahre für die Welt.

81.

Die Verhaßtern.

Ich war den Freygeiſtern und Aufklärern eines frühern Zeitraums ſtets abhold. Aber ganz verhaßt ſind mir die Heuchler und Verfinſterer des jetzigen.

82.

Glaubens-Kriege.

Ich möchte wohl wiſſen, ob irgend ein Glaubens-Eiferer ſich unterſtände, den Satz zu läugnen, daß wer um des Glaubens willen todtſchlägt, keinen Glauben hat.

83.

Eitle.

Ich ſah manchen Tropf, der nicht eitel war. Aber ich ſah noch nie einen Eitlen, der nicht ein Tropf war.

84.

Der Liebhaber.

Ich bin in die ſchöne Fanny verliebt. Ob ich ſie aber einſt lieben werde, wird die Zeit lehren.

85.

Der Mächtige.

Beugt Euch, Ihr Könige, vor mir! Ihr ſeyd nur Herr in Eurem Lande, aber ich bin Herr in meinem Hauſe.

86.

Narren- und Weiſen-Glück.

Ein Narr wird nur glücklich. Aber ein Weiſer macht ſein Glück.

87.

Reimreich.

Wo er geht und ſteht, läßt dieſer alberne Menſch Spuren ſeiner Poeſie zurück. Sein Gehirn kann das Waſſer nicht halten.

88.

Benennung der Dinge.

Die Klugheit will, daß man manche Dinge bey dem gelindeſten Nahmen nennt. Man ſollte

z. B. wenn vom Manne die Rede iſt, lieber ſagen: Er hat geheirathet, als: Er hat ein Weib genommen.

89.
Böſewichter und Narren.

Es gibt liebenswürdige Böſewichter. Aber nie habe ich noch einen liebenswürdigen Narren geſehen.

90.
Böſe Frauen.

Manche Frauen ſind zuverläßig bloß aus Eitelkeit nicht ganz ſo fromm, als man wünſchen könnte. Sie wollen den Triumph haben, Haß zu verdienen, und doch geliebt zu werden.

91.
Das Pulver.

Man hat über die Wilden gelacht, die Schießpulver ſäeten. Aber faſt ſollte man glauben, die Saat ſey aufgegangen, weil es kaum möglich ſcheint, daß die Pulvermacher allein das Bedürfniß der letzten Zeiten lieferten.

92.

Der Tadler.

Der arme Klingklang ſchimpft über meine Einfälle, durch die er ſich getroffen findet. Er nennt meine Satyre aus keiner andern Urſache ſchlecht, als weil ſie — gut iſt.

93.

Der Selbſtmörder.

Der Thor hat Eigenpoſt genommen, und iſt zum Teufel gefahren.

94.

An den verächtlichen Schmul.

Du darfſt mir glauben, Schmul. Ich ſpreche bloß darum nicht übel von Dir, um nicht von Dir zu ſprechen.

95.

Beſcheidenheit.

Biſt Du im Beſitz der übrigen Tugenden: ſo verſteht ſich die Beſcheidenheit von ſelbſt.

96.

Verbrecher.

Es gibt Verbrecher aus Liebe zur Gefahr, die mit dem Verbrechen verbunden iſt, und Mancher

würde vielleicht aufhören, zu ſtehlen, wenn man aufhörte, die Diebe zu hängen.

97.

Flucht vor den Damen.

Nichts iſt klüger, als die Weiber zu fliehen, aber Nichts iſt unmöglicher.

98.

Der begeiſterte Trinker.

O daß ich tauſend Zungen hätte, den Wein zu preiſen, und zehntauſend, ihn zu ſchmecken!

99.

Das vergeſſene Werk.

Dein Werk iſt vergeſſen, mein Freund! Aber nicht, wie Du klagſt, durch die Schuld des Publikums, oder durch Neid und Ränke, ſondern weil es Nichts taugte. Das Gute kann unmöglich untergehen, und man pflegt nur Todte zu begraben.

100.

Auf gewiſſe Schriftſteller.

Die ſonderbaren Leute! Nichts können ſie weniger, als ſchreiben, und doch thun ſie gar Nichts, als ſchreiben.

101.

Die Läßigen.

Es gibt Leute, die ſchlechterdings von Zeit zu Zeit eines äußern Antriebs bedürfen, um ihre Schuldigkeit zu thun. Es ſind Uhren, die nur gehen, wenn man ſie aufzieht.

102.

Diebsklage.

Ich bin ordentlich beſchimpft, daß ich an den Galgen komme. Muß nicht alle Welt glauben, ich ſey ein kleiner Dieb, da ich mir doch gewiß nicht zu viel ſchmeichle, wenn ich behaupte, ich ſey einer der größten geweſen?

103.

Thorheiten.

Es ſtände noch ziemlich gut in der Welt, wenn nur die Thoren allein, und nicht auch kluge Leute — dumme Streiche machten.

104.

Gegen den Selbſtmord.

Man darf auch darum nicht Hand an ſich ſelbſt legen, weil das Leben kein Recht, ſondern eine Pflicht iſt.

105.

Die Lobpreiſer der alten Zeit.

Ariſt.

Es iſt doch ſonderbar. Sonſt hörte man nur die Alten vergangene Zeiten rühmen. Aber jetzt hört man dieſes Lob aus dem Munde der jüngſten Jünglinge.

Philo.

Kein Wunder, mein Freund! Betrachte einmahl dieſe Jünglinge genau, und ſprich, ob die Armen etwas Anders ſind, als — abgelebte Greiſe?

106.

Widerſpruch.

Nenne keinen Thoren glücklich! Du nennſt ihn ſonſt weiſe.

107.

An den Luſtſpielſchreiber.

Wir machen, guter Freund! uns über Dein Luſtſpiel luſtig, weil es uns nicht luſtig gemacht hat.

108.

Ermunterung an die Schriftſteller.

Kämpft muthig in Euren Schriften gegen das Böſe und die Böſen! Oder mit andern Worten. Werft, wie Luther, das Tintenfaß nach dem Teufel!

109.

Die Nachbether.

Alles Neue findet bey ſeinem Entſtehen Nachbether, die durch ihr thörichtes Betragen ſeine Wirkung hemmen, und ſie nicht ſelten ganz zerſtören. Da aber in der Regel das Neue ſelten das Rechte iſt: ſo ſind dieſe Thoren, welche der Welt mehr Nutzen, als Schaden bringen wohl zu dulden. Der Beyſpiele von Neuerern und Neuerungen, die an ihren eifrigſten Freunden ihre ärgſten Feinde hatten, könnte ich nahmentlich aus unſern Tagen nicht wenige anführen. Aber Beyſpiele ſind, wie man weiß, verhaßt.

110.

Die Ehrfurchtgebiethenden.

Gegen manchen unſerer jungen Schriftſteller unterdrücke ich meinen Unmuth, indem ich mir

den Spruch eines Alten, den er freylich in einem ganz anderen Sinne verſtand, zur Regel dienen laſſe. — Maxima debetur puero reverentia. Auf Deutſch — Niemand gebührt mehr Ehrfurcht, als — einem Knaben.

111.

An die Muſen im Krieg.

Warum, Ihr Muſen! laßt Ihr Euch durch die Feuerſchlünde zum Schweigen bringen, und zwingt nicht vielmehr, kraft Eurer göttlichen Gewalt, ſie dazu?

112.

Frauenſtärke.

Die Weiber ſiegen am meiſten durch Weiblichkeit. Was iſt aber Weiblichkeit anders, als Schwäche, und alſo ſind ſie gegen die Männer am ſtärkſten, wenn ſie am ſchwächſten ſind.

113.

Der Liebhaber.

Der nichtswürdige Lelio plündert das Mädchen, das er anbethet. Er iſt ein Liebhaber von

dem armen Geſchöpf, wie der Storch von den Fröſchen.

114.

Ungewißheit der Dinge.

Nichts in der Welt iſt gewiß. Man hielt es, trotz der Ausnahme, die der ewige Jude von der Regel machte, ſeit dem Sündenfalle für eine entſchiedene Wahrheit, daß alle Menſchen ſterben müßen. Aber man entſage nur immer dieſem Vorurtheile. Ein Mann; der mit Recht in großem Anſehen bey der Welt ſtand, Lichtenberg, behauptet mit dürren Worten, es ſey gar nicht unmöglich, daß ein Menſch ewig lebe.

115.

An die Lobpreiſer alter Gedichte.

Es iſt eine lange Zeit, ſeit welcher Eure alten Gedichte geſchrieben ſind, und doch wird mir bey ihrem Leſen die Zeit noch länger. Noch langweiliger aber, als dieſe bewunderten Werke ſelbſt, finde ich die Abhandlungen, in welchen ihr der Welt ihre Vortrefflichkeit beweiſen wollt.

116.

Das zürnende Mädchen.

Verwünſcht ſeyd Ihr böſen Weiber! Ihr allein ſeyd ſchuld, daß ſo viele gute Mädchen keine Männer bekommen.

117.

Die Bücher.

Es wird eine Zeit kommen, wo man keine Bücher mehr für Geld ſchreibt, und dann werden wir Bücher erhalten, die — nicht mit Geld zu bezahlen ſind.

118.

Die Kinder.

Aus Kindern werden auch Leute, ſagt das Sprichwort, und ich ſage: Deſto ſchlimmer für die Kinder!

119.

Der Ehrgeiz.

Was opfern die Menſchen nicht dem Ehrgeiz auf, ſogar die Ehre ſelbſt!

120.

Die Künſte.

Man muß nach Voltaires Ausſpruch den Teufel im Leibe haben, um in irgend einer Kunſt groß zu ſeyn. Aber es iſt nicht chriſtlich, den Teufel im Leibe haben, und verdienen alſo manche Kunſtrichter nicht ſelbſt von ihm geholt zu werden, wenn ſie z. B. einem armen frommen Poeten, von modiſch-chriſtlichem Sinne, zumuthen, ſtatt der mittelmäßigſten Verſe die vortrefflichſten zu machen? Wenn es übrigens in der Kunſt bloß darauf ankommt, daß man den Teufel im Leibe hat, welcher Künſtler wird nicht ſeiner Frau einen größern Beruf zu der ſeinigen, als ſich ſelbſt einräumen?

121.

Die Verſtands-Feinde.

Es iſt ein recht argloſer Unverſtand, wenn in unſern Tagen gewiße erhabene Geiſter den Verſtand herabſetzen.

122.

Die ſieben Weiſen.

Griechenland hat ſeine Weiſen gezählt, und welches Land kann die ſeinigen nicht ebenfalls zählen? Aber wo findet man das glückliche Land, das ſeine Narren zählen kann?

II.

Erinnerung an Klopſtock.

Iſt es nicht, als hätte der unſterbliche Sänger der Hermannsſchlacht folgende herrliche Strophe erſt im Jahr 1813 am Abend des 19. Octobers geſungen?

„Tod hats drey Tage gebothen,
Ihr blutigen Eroberer, Euren Tod!
Habt Ihr etwa mit Deutſchlands Säuglingen und Bräuten
Mitleid gehabt? Ja! Euren Tod drey Tage lang!“

Klopſtock? Wer iſt denn dieſer Menſch? höre ich eine ganze Schar eben ſo tiefſinniger, als junger Leute fragen, und man bleibt ihnen die

Antwort nicht ſchuldig. Klopſtock, ſprechen einige andere, etwas minder junge, hat, wenn wir uns recht beſinnen, eine Meſſiade, und ein Paar Bände voll Oden geſchrieben, und wurde von ſeiner erbärmlichen Zeit ſogar für einen beſſern Dichter, als Hans Sachs, gehalten, ob er gleich in ſeinem ganzen langen Leben von acht und ſiebzig Jahren nicht einmahl ahnte, was Poeſie iſt.

Freylich, freylich leuchten in unſern Tagen ganz andere Sterne am deutſchen poetiſchen Himmel, und von ganz andern Leyern, als einer Klopſtockiſchen, werden die heutigen Helden verewigt, wird hier zu Ehren der neuen Deutſchheit, und dort zu Ehren der neuen Teutſchheit ein frommes Trompeterſtückchen angeſtimmt. Wehe daher den flachen und gemüthloſen Menſchen, welche der ſauſenden und brauſenden Kriegs- Siegs- und Friedens- Preis- und Schimpflieder, und der ſtrotzenden Klingelreime der Unſterblichen von heute und geſtern zu ſpotten, nicht ſatt werden! Nehmen ſie nicht ſogar an dem anmuthigen Tändeln mit dem Kreuz in

den göttlichſten Geſängen ein Aergerniß, und behaupten mit frechem Witze, von dieſen Poeten werde die geſunde Vernunft und die Poeſie zugleich im eigentlichen Verſtand ans Kreuz geſchlagen?

Kein Wunder, wenn die frommen und geduldigen Dichter endlich die Frömmigkeit und die Geduld verlieren, und über jeden Hohnſprecher ſelbſt ein Kreuziget ihn! ausrufen. Im Ernſt, Ihr ſehr gut deutſch, aber ſchlecht poetiſch-geſinnten Leute, Ihr treibt die Sache zu weit, und ich ſelbſt, ob ich gleich, da ich Nichts weniger als ein Kreuzpoet bin, Eure Läſterungen mit kaltem Blut und ſogar mit Lachen anhören könnte, breche zum Beſchluß in die Zornworte gegen Euch aus: Habt in Bavs und Mävs und ins Teufels Nahmen Ehrfurcht vor Verſen, die, wenn ſie auch noch ſo ſchlecht gereimt, doch gut gemeint ſind! Oder wißt Ihr was? Wenn Ihr eine ächtere Poeſie verlangt, als die neueſte allerächteſte: ſo ſchert Euch zum Henker, und laßt Euch dieſen Eure Verſe machen!

III.

Leyer und Schwert.

Oder
Erinnerung an Chriſtian Ewald von Kleiſt.

Zur Zeit der neuen Helden ſollte man billig auch der alten mit verdienter Ehre gedenken. Aber man ſcheint in Deutſchland das Geſetz, daß man die Todten ruhen laſſen ſoll, ſo weit als möglich auszudehnen, um ja nicht gerecht und dankbar ſeyn zu müßen. Nahmen, an die wir ewig mit eben ſo viel Stolz, als Ehrfurcht denken ſollten, ſcheinen völlig vergeſſen. Wer z. B. erinnert ſich jetzt in den Tagen des deutſchen Ruhms des deutſchen Helden und Dichters, Ewald Chriſtian von Kleiſt? Man läßt

ihn ruhen, den Todten. Kein Opfer ehrt den Schatten des Edlen, der im glorreichen Kampfe fürs Vaterland fiel, und mit Todeswunden bedeckt, ſeinen Kriegern noch zurief, ihren König nicht zu verlaſſen.

Leyer und Schwert iſt die nicht ganz anſpruchloſe Aufſchrift der Gedichte-Sammlung eines in den neueſten Kämpfen gefallenen jungen Kriegers, deſſen Dichterberuf Nichts weniger als entſchieden war, und der auf alle Fälle bey weitem nicht zur Reife gelangt iſt. Und auch Kleiſt hatte Leyer und Schwert, und welche Leyer! Ich erinnere die Leſer nur an ſeinen herrlichen Geſang an die preußiſche Armee. Wie erhaben iſt nahmentlich die Stelle dieſes Gedichts, wo der Dichter die furchtbare Anzahl der Feinde mit den Worten bezeichnet:

„Das Waſſer fehlt, wo ihre Roſſe trinken.“

Und wer kann jetzt noch die erfüllte Prophezeyung am Schluße ohne Rührung leſen?

„Auch ich, ich werde noch, vergönn' es mir,
o Himmel:
Einher vor wenig Helden ziehn.
Ich ſeh' Dich, ſtolzer Feind! den kleinen
Haufen fliehn,
Und find' Ehr' oder Tod im raſenden Getüm-
mel.“

Edler Sänger! Ja wohl zogſt Du einher vor wenig Helden, und ſaheſt, wie der ſtolze Feind den kleinen Haufen floh. Aber nicht die Ehre allein, nicht den Tod allein, beyde zugleich haſt Du gefunden, und wie könnte ein Held im Treffen dieſen ohne jene finden?

Wer würde nicht gern gegen Einen Heldengeſang von Kleiſt zehn der neueſten Kriegslieder vertauſchen, von welchen man größtentheils mit Recht ſagen kann, daß ſie ihren Nahmen nur inſofern verdienen, als ſie den Muſen und dem guten Geſchmack den Krieg ankündigen, und daß ſie dem geſchlagenen Feind einen Triumph über ſeine Sieger berei-

ten? Doch ich beſinne mich. Auch der gute Kleiſt gehört unter die Unglücklichen, die ſeit ungefähr zehn Jahren völlig aufgehört haben, Poeten zu ſeyn. Die jüngſten, und alſo die weiſeſten Naſen rümpfen ſich bey ſeinem ſelbſt von einem Manne wie Leſſing geachteten Nahmen, und die Kahlkopf ſchreyenden Knaben fürchten ſich um ſo weniger vor einem rächenden Bären, da ſie ſelbſt eine Art von Bären ſind, die, troz ihrer ewigen Sehnſucht nach dem Süden, dem kälteſten Norden angehören, und nach keinem andern Tonwerkzeuge, als nach einem Dudelſack tanzen, übrigens aber ſelbſt gar lieblich zu ſingen ſich einbilden, wenn ſie aufs abſcheulichſte brummen.

Kleiſt war den 7. März 1715, alſo gerade vor einem Jahrhundert geboren, und einige Worte zur Erinnerung an den Unſterblichen ſind alſo im Jahr 1815 in doppeltem Betracht Worte zu ihrer Zeit.

Friede mit der Aſche des ruhmvollen Helden und des liebenswürdigen Sängers, dem ich gern eine ſchönere Blume als die folgende aufs Grab ſtreuen möchte:

„In der verhüllenden Gruft ruht hier ein
fühlender Sänger,
Ruht hier ein Krieger voll Muth, furcht-
bar dem trotzigen Feind.
Mächtig kämpft' er, und ſang, und Sieg iſt
ſtets ihm geworden,
Hat das Schwert er gezückt, hat er
die Leyer gerührt.

IV.

Der Geizige und ſein Diener.

Auf ſeinem neuen Landgute verſah ſich Herr Stein mit Jagdpferden, und kaufte, o Wunder! ſogar Dachshunde, die für theures Futter ihm Nichts als das Vergnügen verſchafften, einen Fuchs zu jagen. Was iſt eine Jagd, was ſind Jagdhunde und Jagdpferde ohne Jäger? Herr Stein konnte alſo nicht umhin, zu einem alten grünen Rock, der in ſeiner Kleiderkammer moderte, auch den nöthigen Mann zu ſuchen. Der Mann wurde glücklich gefunden, und der Herr verſchaffte dem Diener Gelegenheit, ſich, freylich im Schweiße ſeines Angeſichts, zur Krone aller Bedienten empor zu arbeiten.

Sterblicher, der Du Dich Deiner Geſchäftigkeit rühmſt, laß Dir die Muſe, wenn anders ihr der Athem nicht fehlt, die Tagewerke dieſes Helden im Bedientenrocke erzählen, und bekenne errötheud, daß Dein Thun gegen das ſeinige ein Nichtsthun iſt.

Morgens um vier Uhr, freylich eine Stunde ſpäter, als ſein Herr es verlangte, verließ er das Bett, aber nicht um Wild zu jagen, ſondern um vor der Hand — zahme Kühe zu melken. Sein zweytes Geſchäft war, das Frühſtück für den Herrn, und war etwa ein unwillkommener Gaſt, den man nicht immer zum Hauſe hinauswerfen konnte, zugegen, auch für dieſen zu bereiten. Er mußte drittens Kleider ausklopfen und Schuhe putzen, viertens beſagte Kleider, die von allen Schneidern, wie ein hoffnungsloſer Kranker von den Aerzten, aufgegeben waren, von ihren gefährlichſten Wunden heilen, fünftens Hunde- und Pferde-Futter — ſparen, oder in der Sprache ſeines Herrn Hunde und Pferde füttern, ſechstens die Pferde, die es brauchten, und die man

für den Tag brauchte, ſo ſchnell als möglich ſtriegeln, ſiebentens, nachdem er zuvor ſeinen Jägerſchmuck angelegt, die Pferde geſattelt, und die Hunde aus dem Stall gelaſſen hatte, auf die Jagd fliegen, um vor Mattigkeit halbtodt, die Thiere des Walds ganz todt zu machen, achtens die Tafel decken und bey derſelben aufwarten, neuntens Holz ſägen und ſpalten, zehntens abermahl dafür ſorgen, daß es die Pferde und Hunde nur noch halb ſo ſehr hungerte, als zuvor, eilftens den Kühen zum zweyten Mahl die Euter leeren, zwölftens für acht Pferde und halb ſo viele Menſchen die Nachtſtreu bereiten. Zu dieſen täglichen zwölf kleinen Herkules-Arbeiten kam monatlich eine große, nähmlich die ſämtlichen Ställe zu reinigen. Die Geſchäfte eines Kutſchers muthete ihm ſein Herr nicht zu, weil er — keine Kutſche hatte. Deſto weniger konnte er ſich weigern, ſo oft die Noth es erforderte, Bothendienſte zu verrichten. Auch die Gebäude auf dem Gut machten Anſprüche an ſeine Sorgfalt, und wenn ihr Zuſtand noch ziemlich erträg-

lich blieb, ſo war es zum Theil ſein Werk. Er flickte die Fenſter mit Papier, und wenn er ein Loch in der Mauer ſah, das er nicht ſogleich mit Lumpen und Steinen verſtopfte, ſo hatte er es mit ſeinem Herrn zu thun. Zu ſchreiben hatte er, da Herr Stein mit Niemand im Briefwechſel ſtand, und kein Schriftſteller war, nur das Wenige, was man fürs Haus brauchte. Nicht ſo ſelten, als die Feder, gab man ihm den Dreſchflegel in die Hände, und da man ſehr geſchäftige Menſchen ſogar wider ihren Willen zu ihrer Erholung zwingen muß: ſo beſtand Herr Stein mit gutherziger Strenge darauf, daß der rüſtige Jäger in müßigen Stunden ſich im Garten die Luſt verſchaffte, die für einen bloßen Gärtner nicht ſelten eine ſaure Arbeit iſt. Nichts wäre unnützer geweſen, als wenn man ihm zu eſſen gegeben hätte, da ihm ſchlechterdings keine Zeit zum eſſen übrig blieb. Uebrigens beſtand der Lohn dieſes Kochs, Pferde- Hunde- und Kühwärters, Tafeldeckers, Eilbothen, Holzhackers, Gärtners, Schreibers, Schneiders und Jägers,

kurz dieſes Geſammtbedienten und Allthuers für alle ſeine Arbeiten in jährlichen dreyßig Thalern, und in dem täglichen Zeugniß ſeines Herrn, daß er der ärgſte aller Tagdiebe ſey, der für Nichts-thun bezahlt ſeyn wolle.

Der hartherzige, oder vielmehr unherzige Tod ſelbſt wurde es endlich müde, ihn ſich ewig ermüden zu ſehen, und ertheilte ihm, troß dem murrenden Herrn Stein, das Recht, den Schlaf zu ſchlafen, aus welchem einen armen Diener weder die dumpfe Stimme der Glocke, noch die donnernde ſeines Herrn zu wecken vermag. Er ſtarb zwar nicht alt, aber deſto lebensſatter, und ein armer Poet, der ſogar ſein eigenes Leben für minder elend hielt, als das Leben des Verſtorbenen, ſetzte ihm nicht ohne Thränen folgende Grabſchrift:

Hier liegt der arme Paul, hier liegt der Viel-
geplagte,
Hier liegt ein Jäger, den ſein Herr zu Tode
jagte."

V.

Ueber eine Anecdote von dem engliſchen Arzt D. Mead.

Die kleine Geſchichte, die uns das Morgenblatt, Nr. 143, vom Jahr 1815 von dem zu ſeiner Zeit berühmten Arzt, Dr. Mead, in London, erzählt, möchte dieſem ſchwerlich einen andern, als einen ſehr zweydeutigen Beyfall erwerben. Einem Leidenden ſeine Hülfe verweigern, iſt gerade zu unmenſchlich, und ein Arzt macht ſich durch dieſe Weigerung eines doppelten Verbrechens ſchuldig, indem er zugleich die Pflichten ſeines Stands verletzt. Gewiß, der Mann, der dem Miniſter nicht eher ein Glas Waſſer verordnen wollte, bis ſein Freund aus dem Tower

befreyt ſeyn würde, hätte ſelbſt eine Stelle im Gefängniß verdient, und ich glaube, die ehrwürdige Zunft der Aerzte ſelbſt wird noch jetzt gegen ihren berühmten Genoſſen entſcheiden. Warum verordnete er dem Kranken nicht lieber gar ein Mittel, das ihn aus dem Wege geräumt hätte? Wenn man einmahl ein Arzt iſt, ſo iſt man es für Freund und Feind, für Gute und Böſe, und wie der Richter ohne Anſehen der Perſon urtheilen muß, ſo muß der Arzt ohne Anſehen der Perſon heilen.

Der Doctor Mead ſoll zu den edelſten Menſchen, die je lebten, gehört haben? Eins von beyden, entweder iſt dieſe Behauptung, oder die erzählte Begebenheit nicht wahr. Wer nicht zu den edelſten, wer nur zu den edlen Menſchen gehört, verabſäumt, mit Erlaubniß des Erzählers, keine Gelegenheit, ſelbſt ſeinen Feinden Gutes zu thun. Oder was müßte der Edelmuth ſeyn, wenn er uns erlaubte, blindlings den Eingebungen unſerer Leidenſchaft zu folgen, und um eine Pflicht zu erfüllen, eine andere zu verletzen?

Und welche Pflicht iſt höher, die Pflicht des Arzts, oder die Pflicht des Freunds? Meads Freund lag nur im Gefängniß, aber der Miniſter auf dem Krankenlager. Und hätte er nicht ſchon durch das ſeltene und unbedingte Vertrauen, das der Kranke in ſeine Kunſt ſetzte, gerührt werden ſollen? Davon, daß der Leibarzt kein befugter Richter über die Handlungen des Miniſters war, will ich nicht einmahl reden. Doch ich halte im Ernſt die Geſchichte für erdichtet, oder nur inſofern für wahr, daß vielleicht Mead die Krankheit des Miniſters bennutzte, um die Loslaſſung ſeines Freunds zu erbitten. Dieſe Handlungsweiſe iſt für einen rechtlichen und verſtändigen Mann, wofür wir den Doctor Mead zu halten Urſache haben, die anſtändigſte, und eben darum auch die wahrſcheinlichſte. Und auch der Miniſter konnte dem Bittenden gewähren, was er dem Trotzenden bey einem geringen Gefühl für die Pflichten, die er ſich ſelbſt und ſeinem erhabenen Poſten ſchuldig war, ſo gern er auch, wie jeder Sterbliche, ſeine Krankheit los

ſeyn mochte, ſchlechterdings verſagen mußte. Ohnehin gehört auch der Glaube eines vernünftigen Kranken, daß er nur von dieſem und keinem andern Arzt ſeine Heilung zu erwarten habe, beſonders in einer an Menſchen, und alſo auch an Aerzten ſo reichen Stadt, wie London, unter die großen Unwahrſcheinlichkeiten. Und ſollte nicht gerade der Preis, den Mead auf die Kur ſetzte, das Vertrauen des Miniſters nicht zu ſeiner Kunſt, aber zu ſeinem guten Willen vermindert haben? Mußte endlich der kluge und welterfahrene Doctor nicht beſorgen, der geſunde Miniſter möchte den Schuldigen wieder einſperren, den der kranke nur gezwungen losließ? In der That, dieſe Handlung würde leichter zu rechtfertigen ſeyn, als daß ein Arzt die Erfüllung ſeiner Pflicht von Bedingungen, die Nichts mit der Kur zu thun haben, abhängig macht.

Nichts iſt gefährlicher, als wenn ſchlechterdings tadelhafte Handlungen in einem günſtigen Lichte dargeſtellt werden, und man wird daher dieſe kleine Rüge nicht für überflüßig halten.

Wenn wir es nicht nur für erlaubt, ſondern in einzelnen Fällen ſogar für rühmlich erklären, daß die Aerzte nach Gunſt heilen: ſo bleibt am Ende den Menſchen Nichts zu rathen, als daß ſie aufhören, krank zu werden, oder ihre Heilung der Natur überlaſſen, die bekanntlich, trotz dem beſten Arzt, nur unentgeldlich und ohne Anſehen der Perſon, die Leute geſund macht, und ſterben läßt.

VI.

Die Feder unter den Schwertern.

Welchem vernünftigen Manne gellen nicht noch die Ohren von dem vermaledeyten Kriegsgeſchrey, das noch vor Kurzem ein hungerndes Schriftſteller-Heer in Proſa und Verſen hinter dem Schreibetiſche erhob! Dieſe jämmerlichen Dachſtubenſitzer laſſen ſtatt ihrer Perſonen ihre unnützen Flugblätter zu Felde ziehen. Ihre verſchimmelte Tinte rechnen ſie dem Vaterlande unverſchämter Weiſe für Blut an, das ſie zu ſeinem Heil vergießen, und leihen ihm ſtatt einer ſchlagenden, eine ſchreibende Fauſt. Jeder iſt ein dreyfacher Achill und ſechsfacher Hector, und

jeder nimmt es allein nicht nur mit dem ganzen feindlichen Heer, ſondern auch mit der ganzen feindlichen Völkerſchaft auf. Aber Heer und Volk bleiben beyde ſo unverletzt, als die Helden ſelbſt an ihrem Pult, und wenn dieſe gleich das Kind im Mutterleibe nicht ſchonen, ſo kommt es doch ſeiner Zeit friſch und geſund aus ihm hervor, und ſtirbt höchſtens am Zahnen, oder an den Maſern, oder an Zuckungen.

Soll man dieſe Tapfern, die Nichts todtſchlagen, als die geſunde Vernunft, nicht zu einer andern, wenn gleich weniger gefahrloſen Tapferkeit ermahnen? frage ich. Herab vom ſechsten Stockwerke und vor das feindliche Geſchütz, und weg mit der Feder, hier iſt ein Schwert! könnte dieſen Stubenhelden ein Feldheld zurufen. Schießen müßt Ihr auf den Feind, ſtatt auf ihn zu ſchimpfen, und dann ſchwatzt, prahlt und reimt von Deutſchheit und Teutſchheit, und gebt den Männern Geſetze, wie weit ihre Beinkleider, und den Weibern, wie lang ihre Schürzen ſeyn ſollen! Nichts iſt lächerlicher, als das Kanoniren aus Gänſe-

kielen, und wer ſpottet nicht einer Schlacht, die den Feinden auf einem Blatt Papier geliefert wird? Aber man kennt Euch, und Euer Herz, und Euren Muth. Nicht Soldaten des Vaterlands, ſondern Söldner des Buchhändlers, der Euch von Rechtswegen kaum Musketiersſold auszahlt, wollt Ihr ſeyn, und Eure Angriffe, ſtatt Feinde zu tödten, ſchließen höchſtens dieſem oder jenem Freund die ſchläfrigen Augen zu. Ihr wollt nicht in den Krieg ziehen, ſo lange es keine Sicherheitskarten, die ſich auf dem Schlachtfelde mit Erfolg gebrauchen laſſen, gibt, oder die verlorene Kunſt des alten Deſſauers, ſich feſt zu machen, nicht wieder erfunden iſt, und lieber legt Ihr Euch auf ein Lotterbett, von dem man wieder aufſteht, als auf das Bett der Ehre, das dem Schlafenden zugleich zum Grabe dient. Ihr habt Nichts dagegen, wenn man Euch für Eiſenfreſſer hält, aber das Eiſenfreſſen ſelbſt überlaßt Ihr den Leuten, die beſſere Zähne haben, als Ihr, und — dem Roſt. Ohne Zweifel bildet Ihr Euch ein, die feindlichen Heerhaufen beſtänden aus

den Leuten, die Eure Verſe in den Zeitungen antaſten, und darum glaubt Ihr ſie mit den nähmlichen Waffen, wie dieſe, aufreiben zu können. Oder wollt Ihr die Freude Eurer tapfern Landsleute über ihre Siege mäßigen, in dem ſie ſich Eurer vor dem bezwungenen Feinde ſchämen müßen?

Im Ernſt, wer das kriegeriſche Schwert nicht führt, rühre auch die kriegeriſche Leyer nicht, oder folge wenigſtens dem wackern Gleim, der mit dem feinſten Gefühl des Schicklichen ſeine unſterblichen Kriegslieder, zu welchen ſich Eure todtgeborne Klingelreimerey wie eine krüppelhafte Stadtmiliz zu einem preußiſchen Veteranenkorps verhält, nicht anders als unter dem Nahmen eines Grenadiers in die Welt zu ſchicken wagte.

VII.

Adams Traueranzeige bey Evas Tode.

Es ſollte eigentlich nicht ſeyn, daß einem Manne ſeine Frau hinweg ſtirbt, ehe noch für die nöthige Todesanzeige die nöthige Zeitung, und für die Zeitung die Kunſt ſie zu drucken erfunden iſt. Doch was würden bey dem Verluſt, den ich, der erſte aller Menſchen, erlitten habe, Fauſt und Guttenberg mich helfen, da ich nicht einmahl eine Feder naß machen kann, um zu erzählen, wie naß meine Augen ſind? Welcher Schreib=meiſter hätte mich ſchreiben lehren ſollen, da bey meinem Eintritt in die Welt nahmentlich auch alle Schreibmeiſter erſt auf die vorläufigen An=

ſtalten warteten, die ich treffen mußte, damit ſie lange, lange Jahre nach meinem Abſterben zu leben anfangen können? Der Baum der Erkenntniß hat mich, wie man weiß, nur Gutes und Böſes unterſcheiden, aber nicht einmahl das Abc gelehrt, und nimmermehr darf ich hoffen, ſo lange auf der Erde zu wandeln, daß ich noch eine Peſtalozziſche Schule beſuchen kann. Ich armer achthundertjähriger Mann kann es alſo gar nicht übel nehmen, wenn meine ſpäteſten Enkel die Ehrfurcht gegen mich ſo weit vergeſſen, daß ſie mich noch im Grabe einen alten Ignoranten ſchelten, und ob ich gleich zum voraus Manche von ihnen, die mit dem meiſten Uebermuth auf mich herabſehen, ermahnen könnte, an ihre eigene Bruſt, oder vielmehr an ihren eigenen hohlen Kopf zu ſchlagen: ſo will ich doch aus natürlicher Abneigung gegen alle gelehrten Fehden ſelbſt die heftigſten Angriffe mit Stillſchweigen beantworten.

Indeſſen gefallen mir die künftigen Männer, die ihre todten Frauen öffentlich faſt mehr bewei-

nen, als im Stillen, zu ungemein, als daß ich nicht, trotz aller Hinderniße, die mir im Wege ſtehen, ihrem Beyſpiele folgen, oder ihnen vielmehr mit dem meinigen vorangehen ſollte, und gewiß wird das Publikum um ſo mehr überraſcht werden, wenn es folgende Todesanzeige erſt im Jahr der Welt 5764, oder nach Chriſti Geburt 1815, und zwar in einem Blatte, welches den ordentlichen Todesanzeigen in der Regel ſo wenig als den Steckbriefen bey ſich Raum geſtattet, mit einem Wort, in dem mit Recht allgemein beliebten Morgenblatte lieſt.

„Nicht ſowohl meinen Gönnern, Freunden und Verwandten, als vielmehr dem ganzen jetztlebenden menſchlichen Geſchlecht, welches kein anderes, als mein eigenes Geſchlecht iſt, gebe ich hiemit die ſchuldige traurige Nachricht, daß mir meine getreue Ehegattinn, Eva, geborene Adamsrippe, an den Folgen eines unglücklichen Apfelbiſſes, nach langem Leiden und nach einer noch längern vergnügten Ehe durch den von ihr ſelbſt in die Welt gebrachten Tod entriſſen worden iſt."

Es iſt genugſam bekannt, und wird leider bey dem unſeligen Hange der Menſchen, die Schwachheiten ihres Nächſten zu verrathen, künftig noch weit mehr bekannt werden, daß ich bloß aus Liebe zu der Verſtorbenen meine erſte Sünde begangen, und ihrem Willen nicht nur, wie künftige Männer dem Willen ihrer Frauen, Haus und Hof, ſondern ſogar das Paradies, mit ſeinen ſämmtlichen verbothene und unverbothene Früchte tragenden Bäumen aufgeopfert habe, und man wird alſo hoffentlich die Größe meines Schmerzens bey ihrem Verluſt nach dieſem größten aller Opfer abmeſſen, und in der That, ich darf mit Recht fragen: Welcher Wittwer war noch tiefer gebeugt, als ich?

Wer die Verſtorbene kannte, und wer kannte ſie nicht? wird ihr gewiß Gerechtigkeit widerfahren laſſen, und tröſtlich iſt der Gedanke für mich, daß es, ſo lange es Menſchen geben wird, auch nicht Einen geben kann, der ihr nicht wenigſtens — ſein Daſeyn verdankt.

Friede alſo mit der Aſche der erſten aller Frauen, die für ihren eigenen Apfelbiß genug durch den Gedanken büßte, in welche verbothene Aepfel künftige Weiber zu ihrem und Anderer Verderben einſt beißen, und ihre Männer zu beißen zwingen werden! Ehrt nach dem vierten Gebothe, das Ihr künftig von Moſes zu erwarten habt, die Mutter aller Mütter noch im Grabe, und kein Splitterrichter wage es, Wehe über ſie zu rufen, wenn künftig jede Eva ihre eigene Schlange iſt, wenn eine einzige Frau mehr Röcke, Schürzen und Buſentücher fordert, als ein Feigenbaum Blätter hat, wenn der verſcherzte Stand der Unſchuld jeden Ehemann in Schulden ſtürzt, und wenn durch weibliche Lüſternheit und männliche Schwachheit ein Paradies um das andere verloren geht!

Die Beyleids-Verſicherung, die künftige Wittwer, weil, was der Tod ihnen entriß, nicht Fleiſch von ihrem Fleiſch, und Bein von ihrem Bein iſt, ſich verbitten werden, erbitte ich mir, und empfehle mich und die Meinigen dem fernern Wohlwollen — der Meinigen.

1 8 1 5.

Vierte Abtheilung.

Der ſeltſame Geizhals.

Erſter Abſchnitt.

Erſtes Kapitel.

Der engliſche Lebensbeſchreiber des Helden der gegenwärtigen Geſchichte, eines reichen Guts=beſitzers und Parlamentsglieds, John Elwes, ſagt ihm gleich auf dem Titelblatte ſeines Buchs eine Schmeicheley, in dem er einen Mann den größ=ten Geizhals ſeines Jahrhunderts nennt, dem ſeine Nebenbuhler in der Kunſt zu ſparen nicht ſelten Verſchwendung, und zuweilen ſogar Wohlthätigkeit mit Recht vorwarfen. Ueber=haupt, welche Vermeſſenheit, Jemand die Palme in einer Eigenſchaft zu erkennen wollen, die ſo ſehr im Verborgenen glänzt, als in manchen

Fällen der Geiz! Um zu ſagen, dieſer Geizhals iſt der gröſste von allen, muſs man nothwendig auch alle kennen, und welcher Sterbliche kann ſich dieſer ausgebreiteten Bekanntſchaft rühmen, die allerdings für jeden Menſchenbeobachter von groſsem Werth wäre, wenn ſie ihm gleich zuverläſsig wenigſtens unmittelbar keinen Heller einbrächte? Um alſo keine Ungerechtigkeit gegen irgend einen wackern Haushälter, der vor dem Bilde unſers John Elwes mit Recht ausrufen kann: Auch ich bin — ein Sparer! zu begehen, ſey es genug, die Züge, denen er ſeine Berühmtheit verdankte, zu ſammeln, und das Geſchäft, ihm den Rang unter Seinesgleichen anzuweiſen, bleibe der Einſicht und der Gerechtigkeit des Publikums überlaſſen.

Zweytes Kapitel.

Der Geiz iſt wenigſtens vom Vater her keine erbliche Tugend, und die Erfahrung lehrt ſogar das Gegentheil, da in der Regel die Söhne ver-

ſchwenden, was die Våter durch ein Uebermaß der Sparſamkeit ſammelten. Daß man ihn aber mit der Muttermilch einſaugen kånne, ſcheint das Beyſpiel unſers John Elwes zu beweiſen, deſſen Mutter bey einem Vermågen von hundert tauſend Pfund Sterling verhungerte, und alſo eines Todes ſtarb, auf welchen der Geizhals ſo ſtolz ſeyn darf, als der Held auf den Tod in der Schlacht.

Drittes Kapitel.

Zehn bis zwålf Jahre lang beſuchte der junge Elwes die Weſtmünſter-Schule, nnd verließ ſie mit einem nicht geringen Reichthum von klaſſiſchen Kenntnißen. Aber weder Homer, noch Virgil, weder Plato noch Cicero konnten ſich rühmen, ihm eine dauernde Neigung für die Muſen, denen ſie huldigten, eingeflößt zu haben. Ihr zwölfjähriger Schüler und Vertrauter vernachläßigte ſie, ſobald er die Schule verlaſſen hatte, gänzlich. Er las von nun an kaum mehr

eine Zeitung, und der ganze Werth der Bücher, die man nach ſeinem Tode in den von ihm beſeſſenen Häuſern fand, betrug nicht zwey Pfund Sterling.

Eine noch ſonderbarere Erſcheinung iſt es, daß er ſich auf die erſte und nothwendigſte Kunſt aller Geizigen, auf die Kunſt zu rechnen, beynahe gar nicht verſtand, und wirklich brachte der Mangel dieſer Kunſt ihn nicht ſelten um größere Summen, als er durch die Kunſt zu ſparen erwarb.

Viertes Kapitel.

Von der Weſtmünſter-Schule begab ſich der junge Menſch nach Genf, und wurde auf der dortigen Akademie einer der beſten, und der verwegenſte aller — Reiter.

Ein Mann, der ſeines Geizes wegen beynahe eben ſo berühmt war, als wegen ſeines Geiſtes — Voltaire, hielt ſich zur nähmlichen Zeit in Genf auf, und Elwes, der ihm auch an

Geſtalt nicht unähnlich war, gelangte zu ſeiner perſönlichen Bekanntſchaft. Aber die glänzenden Eigenſchaft er des Dichters der Henriade ſcheinen ungleich weniger Eindruck auf ihn gemacht zu haben, als die Eigenſchaften der Pferde, deren Bekanntſchaft er der Reitbahn verdankte. Wenigſtens ſprach er von jenen nie, und von dieſen ſehr oft.

Nach ſeiner Rückkehr von Genf, wo er gegen drey Jahre blieb, fing er an zu ſparen und — zu ſpielen. Was iſt auch der Hang zum Spiel in der Regel anders, als Habſucht, und darf man ſich daher wundern, wenn man zuweilen die größten Geizhälſe ſich ihm ergeben ſieht?

Nach ſeinem eigenen Geſtändniße brachte er einſt zwey Tage und eine Nacht ununterbrochen bey den Karten zu, obgleich das Zimmer, in dem man ſpielte, ſo niedrig war, daß die Geſellſchaft beynahe auf den Knien liegen mußte. Aehnliche Abenteuer verſchafften ihm ſogar eine Stelle in einem zu ſeiner Zeit unter dem Titel: Abenteuer einer Guinée, erſchienenen Roman.

Er ſpielte um ſehr hohe Summen, und im Ganzen nicht ohne Glück. Aber da ſeine Geſellſchaft größtentheils aus Herrn beſtand, die zu vornehm waren, um ſich einer Spielſchuld wieder zu erinnern: ſo war er, troß ſeines Gewinns, nicht viel beſſer daran, als wenn er immer verloren hätte. Ueberhaupt war es ihm, wie er oft verſicherte, unmöglich, einem rechtlichen Manne, in ſeiner Sprache einem Manne von Stande, Geld abzufordern.

Sein Reichthum ſowohl, als die Bekanntſchaften, die er ſeinem Aufenthalt auf der Weſtmünſter-Schule und in Genf verdankte, öffneten ihm jede Geſellſchaft, und mehrere anſehnliche Klubs zählten ihn unter ihre Mitglieder.

Von Zeit zu Zeit beſuchte er einen alten Oheim auf dem Lande, und dieſer Mann, der ihm eine Erbſchaft von wenigſtens zweyhundertfunfzigtauſend Pfund hinterließ, iſt es vielleicht gerade, der dem Geize des Neffen die erſte Richtung gab.

Der Alte hatte nähmlich ſelbſt die Erwerb- und Sparkunſt zur höchſten Vollkommenheit gebracht. Er verzehrte von ſeinem unermeßlichen Vermögen jährlich nicht mehr als hundert Pfund, indem er Nichts als Haberſuppen, ſelbſtgeſchoſſene Rebhühner und Fiſche aus ſeinen eigenen Waſſern aß, und in ſeinem Leben, das er beynahe auf neunzig Jahre brachte, kein neues, und nicht einmahl ein altes Kleid, das ihn Geld koſtete, trug, weil er ſich einzig und allein des nachgelaſſenen Vorraths ſeiner Ahnherrn bediente. Sein Pferd mußte mit ihm in die Wette hungern, und war ſo kraftlos, daß es ihm ſchlechterdings unmöglich geweſen wäre, ſeinen Herrn zu tragen, wenn dieſer ſich auch nur zwey Mahl in der Woche ſatt gegeſſen hätte. Alles Geräth in ſeinem Hauſe hatte ganze Geſchlechter entſtehen und vergehen ſehen. Weder Dach noch Fenſter wurden jemahls, ſo ſchreyend ſie es auch forderten, ausgebeſſert; Ratten und Mäuſe waren, weil ſie ihn weniger koſteten, als eine Katze, ſeine eigentlichen Hausfreunde, und nirgends brauchten Motten, Wür-

mer, Spinnen und anderes Ungeziefer ſich weniger Zwang anzuthun, als bey ihm. Kurz, die Lebensweiſe des ehrlichen Oheims wich ſo ungemein von Allem, was reinlich, bequem, zierlich, anſtändig und anmuthig heißt, ab, daß allgemein die Spottrede über ihn im Umlauf war, kein Menſch würde mit ihm leben wollen, wenn er es auch könnte, und kein Menſch würde es können, wenn er es auch wollte.

Die Klugheit rieth dem Neffen, dem kargen Oheim die beſte Meinung von ſich beyzubringen, und wie konnte er dieſen Zweck beſſer erreichen, als dadurch, daß er ſich ihm gleichſtellte? So wenig er alſo bey ſeiner damahligen jugendlichen Eßluſt Geſchmack am Faſten fand, ſo unterſagte er ſich doch, ſo oft er die Ehre hatte, der Gaſt des Oheims zu ſeyn, das Eſſen beynahe gänzlich, und ſetzte ſich, ehe er zu ihm zu Tiſche ging, bey einem benachbarten Freund in den Stand, das Entbehren, das ſeiner wartete, ohne Beſchwerden zu ertragen. Im Wirthshauſe des nächſten Dorfs vertauſchte er zugleich ſeine gewöhnliche

Kleidung, die den Augen des Oheims ein Gräuel geweſen wäre, mit einer andern, an welcher ſie ſich weideten. Ein Rock, gegen den der eigene des Oheims ein Feſtkleid war, wohlgeflickte wollene Strümpfe, und Schuhe, die ſchon von drey Herrn in den Ruheſtand verſetzt waren, und ſich kaum noch durch die eiſerne Schnalle zum Dienſt zwingen ließen, kurz, ein Anzug, der jeden Vorübergehenden um ein Allmoſen anſprach, ein ſolcher Anzug war es, in welchem der Oheim den Sterblichen erkannte, in deſſen Adern ächtes Blut von dem ſeinigen rollte, und dem er nach ſeinem Tode das heilige Geſchäft vertrauen konnte — ſeine Schätze zu hüten.

Bey einem einzigen Stücke Holz im Kamin, und zuweilen, obgleich ſelten, bey einem Glaſe Wein zwiſchen beyden, ſaßen gewöhnlich Oheim und Neffe Stunden lang einander gegenüber, und handelten den ewigen Text aller Geizhälſe, die theuren und nahrungsloſen Zeiten ab, von welchen ſie beyde ſelbſt ein ſprechendes Bild waren. Aber ſie ſahen und ſprachen einander nur

bey Tage, und ſobald das unentgeldliche Licht der Sonne ihnen zu leuchten aufhörte, eilte Jeder ſeinem Lager zu.

Fünftes Kapitel.

Bis zum Tode des Oheims, und überhaupt während eines Zeitraums von ungefähr funfzehn Jahren lebte Elwes faſt ununterbrochen in den Modezirkeln von London, und trieb das Spiel mit einer Leidenſchaft, als ob der Gewinn ihm ſtets gewiß, oder der Verluſt ſelbſt ein Vergnügen wäre. Aber der nähmliche Menſch, der täglich Summen, die für Manchen ein Reichthum geweſen wären, auf einer Karte wagte, verließ die Prachtſäle und die glänzendſten Geſellſchaften der Hauptſtadt um — einem Trieb Ochſen entgegen zu gehen, die von ſeinem Gut auf den nächſten Viehmarkt gebracht wurden, und welch ein Triumph für den Herrn von Hunderttauſenden, wenn er nach Stunden langem Handeln mit den Schlächtern einen Schilling mehr bekam!

Nicht ſelten ging er nach einer am Spieltiſche durchwachten Nacht, bey der ſchlimmſten Witterung, zu Fuße und ohne auszuruhen, nach eben dieſem ſiebzehn Meilen von London entlegenen Landgute. Eine Poſtkutſche und ein Gaſthof waren für ihn völlig unnütze Anſtalten. Die Poſtkutſche wußte er ſich bald durch ſeine Füße, und bald durch ſein Reitpferd zu erſparen, und die Bewirthung, die Andere im Gaſthofe ſuchen, fand er — in ſeiner Rocktaſche. Bey ſeinen Reiſen wählte er zugleich immer denjenigen Weg, auf welchem die wenigſten Schlagbäume ſeinen Beutel in Anſpruch nahmen. Kam er an eine Stelle, die ihm Waſſer für ſich, und Gras für ſein Pferd anboth, ſo machte er Halt, und ſpottete in Gedanken des Wirths, deſſen Rechnungen er durch ein Paar hartgeſottene Eyer, oder einige Brocken Brot, die ſeine Mahlzeit ausmachten, zu entgehen wußte.

Sechstes Kapitel.

Nach dem Abſterben ſeines Oheims, der ihm unter Anderem auch ein Landgut hinterließ, verwechſelte er ſogleich den Aufenthalt auf dem ſeinigen mit dieſem. Er fand das Wohnhaus ganz des Erblaſſers würdig, und dennoch gewann er noch unendlich bey dem Tauſche, da in ſeinem eigenen Hauſe die meiſten Zimmer ſo beſchaffen waren, daß ſie den Bewohner nicht einmahl gegen den Regen ſchützten. Wie gleichgültig er übrigens gegen dieſe Ungemächlichkeit war, läßt ſich aus einer Erzählung eines ſeiner Anverwandten abnehmen. Dieſer hatte nähmlich, als er einſt bey ihm übernachtete, ſich mit ſeinem Bette, um nicht in demſelben beregnet zu werden, von einer Stelle des Zimmers zur andern flüchten müßen, bis er endlich einen Winkel fand, der dem Waſſer noch zur Noth den Durchgang verweigerte, und als er des Morgens dem Herrn des Hauſes die ausgeſtandene Noth klagte, antwortete dieſer: Ich meines Orts achte auf ſolche Dinge gar nicht.

Wer aber darauf achtet, für den iſt der Winkel allerliebſt.

Das neue Gut wirkte übrigens Wunder bey ihm. Er verſah ſich nicht nur mit Jagdhunden und Jagdpferden zur Fuchsjagd, ſondern ſogar mit einem Jäger, der aß und trank, und gekleidet ſeyn mußte. Mit einem Jäger? Freylich. Aber man kann nicht den ganzen Tag auf der Jagd ſeyn, und wäre es nicht unverantwortlich, die übrige Zeit die Hände in den Schooß zu legen? Der Jäger des Herrn Elwes mußte alſo ſich morgens vier Uhr aus den Armen des Schlummers reißen, um die Kühe zu melken. Waren die Kühe gemolken, ſo nahm er ſich die kleine Mühe, für ſeinen Herrn ſein kleines Frühſtück zu bereiten, und dieſe Mühe vergrößerte ſich nur wenig, wenn der außerordentliche Fall ſich ereignete, daß der Herr einen Gaſt im Hauſe duldete. Erſt durch dieſe beyden Geſchäfte erwarb er ſich das Recht, in einen alten grünen Rock zu ſchlüpfen, den bereits der altteſtamentliche gewaltige Jäger Nimrod getragen und zerriſſen zu haben ſchien

Er ſattelte die Pferde, hohlte die Hunde aus dem Stalle, und jagte ſo unverdroſſen, wie es einem Menſchen geziemt, der ſich als ein Jäger verdungen hat, und in einem Gewand von der Farbe der Bäume im Wald erſcheint. Da ſich auch der kraftvollſte Menſch bey dem Jagen, wenn es ihm ein Ernſt damit iſt, ein wenig ſtark zu ermüden pflegt: ſo erlaubte Herr Elwes ſeinem Jäger, wenn er von der Jagd kam, kein ſchwereres Geſchäft, als daß er zwey oder drey Pferde ſtriegelte. Er mußte jedoch daſſelbe aus der Urſache mit einiger Geſchwindigkeit vollziehen, weil die Zeit der Tafel herannahete, die er zu decken, und bey welcher er aufzuwarten hatte. Da ſein Herr, als ein Gerechter, der ſich auch ſeines Viehs erbarmte, durchaus wollte, daß ſeine Pferde wenn nicht gut, doch ſchlecht gefüttert würden, wem hätte er ihre Fütterung übertragen ſollen, als dem Jäger, der nach aufgehobener Tafel auf der Welt ſonſt Nichts zu thun hatte? Und vom wem hätten die Kühe zum zweyten Mahl gemolken werden ſollen, als von dem

Menſchen, der ihnen ſchon des Morgens die Enter geleert hatte? Die Hunde zu füttern, und acht Pferden die Streu für die Nacht zu bereiten, wird ſich auch der trägſte Bediente gern gefallen laſſen, wenn er zuvor nicht mehr gethan hat, als der Jäger des Herrn Elwes, und zugleich weiß, daß mit dieſen beyden Geſchäften ſein Tagewerk vollbracht iſt. Daß ſeine Dienſte nicht unbelohnt blieben, kann man ſchon aus dem Umſtand ſchließen, daß ſein Herr ihm täglich vorwarf, er wolle für Nichtsthun bezahlt ſeyn. Und wie hätte dieſer, wie er oft zu thun pflegte, einen Bedienten einen müßigen Hund ſchelten können, der ihm ſeine Dienſte ohne Lohn widmete?

Wird man nicht erſtaunen, wenn man erfährt, daß dieſer Diener ohne Seinesgleichen großmüthig genug war, ſich bey Gelegenheit ſeines Herrn, trotz der Härte, womit dieſer ihn behandelte, und noch öfter ſeines Viehs zu erbarmen? Er ließ ſich nahmentlich den Aufputz von Herrn und Vieh bey feyerlichen Gelegenhei-

ten etwas koſten, und eben ſo vermehrte er an hohen Feſttagen den Pferden ihr Futter aus eigenen Mitteln.

So wenig übrigens die Art, wie Herr Elwes ſeinen armen Jäger behandelte, zu rechtfertigen ſeyn mag, ſo richtig wird man den Spruch finden, den er, wenn von Bedienten die Rede war, ſtets im Munde führte. Hältſt Du, pflegte er zu ſagen, Einen Diener, ſo wird Deine Arbeit fertig; hältſt Du zwey, ſo geſchieht ſie halb, und hältſt Du gar drey, ſo magſt Du ſie nur ſelbſt thun.

Siebentes Kapitel.

Da die Hand des Herrn Elwes ſo wenig zu verſchenken pflegte, wie hätte er die Hand ſelbſt verſchenken ſollen? Er war der Meinung, in einer guten Wirthſchaft ſey es genug an einem guten Wirth, und ſelbſt die beſte Wirthinn ſey zu viel darin, und kraft dieſer Meinung ent=behrte er durch ſein ganzes Leben das Kleinod,

das nach dem Ausſpruche weiſer Männer köſtlicher iſt, als Perlen und Gold, und nach welchem alſo gerade die ſparſamſten Männer am erſten trachten ſollten. Uebrigens verſäumte er, trotz ſeiner Abneigung gegen die Ehe, doch die Hauptpflicht dieſes heiligen Standes nicht. Seine Haushälterinn beſchenkte die Welt mit zwey Söhnen, welche die nicht lachenden Erben des größten Theils ſeines Vermögens wurden.

Achtes Kapitel.

Herr Elwes war kein Freund der Aerzte, weil ſie bezahlt ſeyn wollen, und kaum hätte ihm der Tod ſelbſt fürchterlicher ſeyn können, als eine Rechnung des Mannes, der die Mittel gegen denſelben zuzubereiten den Beruf hat. Der Schlag eines Pferds hatte ihm einſt auf der Jagd den Schenkel bis auf den Knochen verletzt, und doch ſcheute er die Koſten der Kur ſo ſehr, daß er nur durch die Furcht, das Bein möchte abgenommen werden müßen, ſich zu einer Reiſe nach London

bewegen ließ, um die theure Hülfe eines Arzts zu ſuchen, deren Koſten ihm mehr Schmerz verurſachten, als das Uebel, von dem ſie ihn heilte. Bey dieſem Vorfall verdient ſeine ſtoiſche Verachtung des körperlichen Schmerzens bemerkt zu werden, indem er, troz der gefährlichen Verlezung, der Jagd bis zum Ende anwohnte.

Neuntes Kapitel.

Bey einem der Wettrennen in Newmarket, die Herr Elwes häufig zu beſuchen pflegte, machte er einen Freund, der ihn begleitete, zugleich zum Zeugen einer ſeltenen Gutmüthigkeit, und einer in Verzerrung ausartenden Kargheit. Ein Lord, den er nur wenig kannte, lief Gefahr, dem wahrſcheinlichen Gewinn einer Wette von ſieben tauſend Pfund darum entſagen zu müßen, weil er die beſtimmte Summe nicht an dem beſtimmten Tage herbeyzuſchaffen vermochte, und Herr Elwes lieh ihm ungebethen das Geld, mit welchem er auch wirklich die Wette gewann. Aber der nähmliche

Mann, der auf dieſe Weiſe eine ſo beträchtliche Summe zu verlieren wagte, ritt an demſelben Tage von ſieben Uhr Morgens bis Nachts neun Uhr umher, ohne eine andere Mahlzeit, als ein Stück von einem zerbröckelten Pfannkuchen, das er in der Taſche bey ſich führte, zu ſich zu nehmen. Vergebens ließ ihn ſein Begleiter merken, wie wohl ihnen beyden nach der ſtarken Bewegung und bey der ſcharfen Luft ein gutes Mittagsmahl bekommen würde. Machen Sie es, wie ich, antwortete Herr Elwes, indem er ihm ein Stück von ſeinem Pfannkuchen mit der Verſicherung anboth, daß er ihn zwar ſchon vor einigen Wochen von ſeinem Landgut mitgenommen habe, daß er aber noch ſo gut wie friſch wäre.

Zehntes Kapitel.

Beynahe liebte Herr Elwes ſeine beyden Söhne ſo ſehr als das Geld, aber auch nur beynahe. Sie ſollten aus Schonung für den väterlichen Beutel weder etwas lernen, noch ihm ſonſt

irgend einen Aufwand verurſachen, und am we-
nigſten empfahlen ſie ſich bey ihm, wenn ſie krank
wurden. Einer der Knaben hatte ſich einſt bey
einem Falle die Seite gequetſcht, und lief zum
Barbier, der für gut fand, ihm eine Ader zu öff-
nen. Als aber der Vater den verbundenen Arm
erblickte, und den Aderlaß, der einen Schilling
koſtete, erfuhr, ſchalt er den Verwundeten tüch-
tig aus, und verboth ihm, jemahls wieder zur
Ader zu laſſen. Wie ungereimt mußte es auch
einem Manne wie ihm ſcheinen, ſein Blut herzu-
geben, und noch Geld obendrein! War vom Un-
terricht, der den Kindern gegeben werden ſollte,
die Rede, ſo pflegte er gewöhnlich zu ſagen, es
ſey das ſicherſte Mittel, den Leuten das Geld aus
der Taſche zu ſpielen, wenn man ihnen Etwas in
den Kopf hineinbrächte, und hätte er geſagt, je
mehr im Kopf, deſto weniger im Beutel, wie viele
Gelehrte dürften ihm widerſprechen?

Eilftes Kapitel.

Die gewöhnliche Erſcheinung, daß mit den Glücksgütern auch der Geiz zunimmt, ließ ſich auch bey Herrn Elwes bemerken. Aber er ſchien vom Geſchick verurtheilt, bloß die Qualen ſeiner Leidenſchaft ohne ihre Vortheile zu erfahren. Das Sprichwort: Er ſpart Pfennige, und verſchwendet Thaler, paßte auf Niemand beſſer, als auf ihn. Er verſtand nur zu ſammeln, aber nicht das Geſammelte zu verwenden. Es iſt ſchon bemerkt worden, daß das Rechnen ſeine Sache nicht war, und da er ſich auch mit Aufſchreiben in Geld-Angelegenheiten nicht gern befaßte, wie konnte es anders ſeyn, als daß die vernachläßigten Summen die erſparten bey weitem überſtiegen? Er war zugleich die Beute aller Planmacher. Jetzt ließ er ſich durch Ländereyen-Ankauf in Amerika, und jetzt durch Hirngeſpinſte von immer zahlbaren Leibrenten täuſchen. Er borgte um unbedeutender Geſchenke willen die größten Summen an Leute,

von denen außer ihm alle Welt wußte, daß ſie die kleinſten nicht wieder bezahlen konnten. Ein Weinhändler, z. B. der ihn höflich erſuchte, einige Flaſchen feinen Wein von ihm anzunehmen, erhielt dafür ein Darlehen von einigen hundert Pfund. Es verſteht ſich, daß Herr Elwes ſein Geld nie wieder ſah, und daher pflegte er oft zu ſagen, er habe in der That ſo lange er lebe, nie einen feinern Wein getrunken, als dieſen, von welchem jede Flaſche ihn zwanzig Pfund koſte. Nicht weniger theuer kamen ihn manche kleine Dienſtleiſtungen zu ſtehen, für die er ſich die unbedeutende Belohnung durch bedeutende, und nie wieder bezahlte Darlehen erſparte. Mit Einem Wort, der Mann, der ſich ſelbſt allen Genuß verſagte, der um keine Kutſche zu bezahlen, unter einem Wolkenbruche zu Fuß nach Hauſe ging, der ſeine durchnäßten Kleider am Leibe trocknen ließ, um kein holzfreſſendes Feuer anzuzünden, der ſich meiſtens von halbverfaultem Fleiſch und ähnlichen Leckerbiſſen nährte, der kaum ſeine Blöße bedeckte,

und die weggeworfene Perrücke eines Bettlers von der Straße aufnahm, um ſein Haupt mit ihr zu ſchmücken, dieſer Mann verlor durch eine verkehrte Wirthſchaft größere Summen, als ſeine Sparſamkeit ihm einbrachte, er verlor durch den Geiz ſelbſt hundert Mahl mehr, als er durch den Geiz gewann. Aber die Natur ſcheint auch dieſer Leidenſchaft ihre Gränzen beſtimmt, oder vielmehr dafür geſorgt zu haben, daß was ſie auf der einen Seite anhäuſt, auf der andern wieder abgeleitet wird. Nichts ſoll unbennützt vermodern, und Leute wie Elwes würden bey ihrem ewigen Sammeln bald mehr edle Metalle in ihren Kiſten, als die Erde in ihrem Schooße verborgen halten, wenn nicht Schuld oder Unglück ihnen zuweilen eine Schatzung abnöthigte, durch welche die Geſellſchaft wenigſtens zum Theil für ihr gedankenloſes Sparen entſchädigt wird.

Zwölftes Kapitel.

Die Kleidung des Herrn Elwes beſtand lange in einem alten, völlig abgetragenen braunen Rock, und als dieſer ihm endlich ſchlechterdings ſeine Dienſte verſagte, mußte die Kleiderkammer ſeines Oheims einen Nachfolger von grünem Sammt, der ſich neben ſeinem Alter auch noch durch ſeine beträchtliche Weite und durch ungeheure Aermel von der Tracht anderer Sterblichen unterſchied, hergeben. Zu dieſem Prachtrocke trug er Stiefel, und die ſchon erwähnte ſchwarze Bettlerperrücke, unter welcher ſeine eigenen grauen Haare ringsum hervorragten. Man mußte viel Gewalt über ſich ſelbſt haben, um nicht, wenn man ihn in dieſem Aufzuge ſah, in ein lautes Gelächter auszubrechen.

Dreyzehntes Kapitel.

Mit Dienſtleiſtungen war Herr Elwes, wenn ſie ihn Nichts koſteten, nicht geizig. Um einem Paar alten Jungfern, ſeinen Nachbarinnen, aus einer verdrießlichen Verlegenheit zu helfen, ritt er einſt in der Nacht von ſeinem Gut nach London einen Weg von ſechzig Meilen. Die Schönen ſelbſt waren über dieſen ächten Ritterdienſt, der freylich, wenn man ihre Jahre bedachte, die Galanterie des Ritters in einem doppelt glänzenden Lichte zeigte, voll Erſtaunen, und unterließen nicht, gegen alle ihre Freunde den Herrn Elwes als einen Mann zu preiſen, dem ſie die größte Verbindlichkeit ſchuldig wären. Als ſie aber neben den Beſchwerlichkeiten ſeiner ihnen zu Gefallen unternommenen Reiſe auch der mit ihr verbundenen Koſten gedachten, antwortete ihnen ein Mann, der den Herrn Elwes genau kannte: Was die Koſten betrifft, ſo machen Sie ſich wegen dieſer keine Sorgen. Schicken Sie ihm ein Sechspence=

ſtück, und er hat noch zwey Pence bey der Reiſe gewonnen.

Vierzehntes Kapitel.

Daß der Geiz des Herrn Elwes, ſo hoch er ihn auch trieb, nicht Hartherzigkeit, ſondern bloße Selbſtverläugnung war, davon legt ſeine ganze Handlungsweiſe das unverwerflichſte Zeugniß ab: So beträchtlich die von ihm ausgeliehenen Summen ſind, ſo iſt ihm doch niemahls irgend eine wucherude Bedingung zur Laſt gelegt worden: Nicht minder uneigennützig erſchien er in der Eigenſchaft eines Gutsherrn, und ſeine Pächter hatten keine andere Klage über ihn, als daß er ſie für die Ausbeſſerung ihrer Wohnungen, da er für ſeine Perſon gar keinen Sinn für häusliche Bequemlichkeiten hatte, ſelbſt ſorgen ließ.

Er beſaß mehr als hundert Häuſer in London, und ganze Straßen der unermeßlichen Stadt dankten ſeinem Unternehmungsgeiſt und ſeiner Bauluſt, oder vielmehr ſeiner Wuth zu bauen, ihr

Daſeyn. Dieſe Menge von Häuſern machten ihn zu ſeinem eigenen Verſicherer, indem bey einem Brand Niemand mehr Entſchädigung zahlen mußte, als er. Uebrigens ertrug er ein Unglück dieſer Art mit vieler Philoſophie, und als man ihm einſt die Nachricht brachte, daß ein ihm zugehöriges Gaſtwirthshaus in der Aſche liege, ſprach er gelaſſen: Seys! Es liegt wenig daran. Der Miethsmann hat mich noch nie bezahlt, und auf eine andere Art wäre ich ihn doch nicht ſobald losgeworden.

Fünfzehntes Kapitel.

Natürlich blieben immer einige der vielen Häuſer unſers Geizigen unvermiethet, und er bezog daher, wenn er nach London kam, bald dieſes, bald jenes. Meldete ſich ein Liebhaber zu einem, das er gerade bewohnte, ſo war er im Augenblicke bereit, es zu räumen, und der häufige Wechſel machte ihm um ſo weniger Beſchwerde, da ſeine ganze bewegliche Habe in

einem Paar Betten, einem Paar Stühlen, und einem Tiſch beſtand. Nicht ſo gleichgültig war es ſeiner Geſellſchafterinn und Pflegerinn, einer vom Alter tiefgebeugten, und noch überdieß an einer Lähmung leidenden Matrone, daß ſie durch die Eigenheiten ihres Herrn nirgends eine bleibende Stätte fand, und ſich mitten in London zu einem eigentlichen Nomadenleben gezwungen ſah. Es mag in der That ſelbſt nicht jeder Jugend zuträglich ſeyn, abwechſelnd gegen Oſten und Weſten, gegen Norden und Süden zu wohnen, heute in dem größten Prunkſaale, und morgen in einem Zimmer von drey Schritten ſein Haupt niederzulegen, bald gegen Hitze, und bald gegen Froſt, jetzt gegen feuchte Luft, und jetzt gegen Zugluft zu kämpfen, und die Alte, die nahmentlich der Kälte nur ein dürftiges Feuer von wenigen Kohlen, oder von zurückgelaſſenen Spänen des Zimmermanns entgegen zu ſetzen hatte, litt daher beynahe unaufhörlich an ſo vielen Uebeln, daß ſie mehr der Pflege ihres Herrn, als dieſer der ihrigen bedurft hätte. Kein Wunder war es alſo,

daß das arme Weib weniger den Beſchwerden des Alters, als den Beſchwerden ihres Dienſts unterlag, und beynahe hätte ihr Tod auch ihren Herrn ins Grab gebracht.

Herr Elwes war nähmlich, nach ſeiner Gewohnheit, in der ſtrengſten Verborgenheit nach der Stadt gekommen, und hatte eins von ſeinen vielen leerſtehenden Häuſern bezogen, und ſein Neffe, der nothwendig mit ihm zu ſprechen hatte, wußte alſo kaum, wo er ihn ſuchen ſollte. Er ging zu ſeinem Banquier, und ſeine Nachfrage war vergebens. Eben ſo wenig erreichte er ſeinen Zweck auf dem Kaffehhauſe, das der Oheim gewöhnlich zu beſuchen pflegte. Kurz, kein Menſch wußte ihm Nachricht von dem Alten zu geben. Endlich, nach mehreren Tagen vergeblichen Nachforſchens, nannte ihm Jemand die Straße, wo er den Herrn Elwes geſehen haben wollte, als er in ein unbewohntes Haus hineinging. Der Neffe eilte nach dem bezeichneten Orte, und fragte einen Sänftenträger, von dem er, weil er hier ſeine Kunden zu erwarten pflegte, am

erſten Auskunft zu erhalten hoffte, ob er nicht kürzlich einen Herrn, Nahmens Elwes, in der Straße geſehen habe. Aber der Sänftenträger wollte von keinem Herrn etwas wiſſen, und ein Küchenjunge gab anfänglich die nähmliche Antwort, bis er ſich endlich beſann. Einen Herrn, ſprach er, ſah ich nicht, wohl aber einen armen alten Mann, der die Stallthür aufmachte, und ſie wieder hinter ſich verſchloß. Wer konnte der alte, und troß ſeinem Gelde der arme Mann anders ſeyn, als Herr Elwes? Der Neffe klopfte alſo ſogleich an dem verſchloſſenen Hauſe, und als Niemand antwortete, beſann er ſich um ſo weniger, die Thür einſchlagen zu laſſen, da die Auſſage einiger Nachbarn, daß wirklich ein Mann, wie er den Herrn Elwes beſchrieb, in das Haus hineingegangen wäre, ihn ſeiner Sache gewiß machte. Unten im Hauſe herrſchte eine Todtenſtille. Als er aber die Treppe hinaufging, hörte er das Aechzen eines Menſchen, und fand endlich den Oheim auf einem elenden Lotterbette im kläglichſten Zuſtande.

Kaum ſchien noch ein wenig Leben in ihm, und erſt nach dem man ihm eine ſtärkende Arzney beygebracht hatte, war er vermögend, die Fragen des Neffen, über den hülfloſen Zuſtand, in welchem er von ihm gefunden wurde, zu beantworten. Er habe, ſprach er, ſo viel er ſich erinnere, zwey oder drey Tage lang ſich nicht wohl gefühlt. Ein altes Weib, das zu ſeiner Aufwartung ſich bey ihm im Hauſe befinde, wäre, er wiſſe nicht warum, während dieſer Zeit nicht zu ihm gekommen. Wahrſcheinlich ſey ſie, da ſie ebenfalls unpäßlich geweſen wäre, nach erfolgter Beſſerung weggegangen.

Man ging ſogleich, um die Alte im Hauſe aufzuſuchen, und fand ſie oben auf dem Boden, wo eine alte Decke ihr Lager war, leblos an der Erde liegen. Und nach allen Anzeigen war ſie ſchon ſeit zwey Tagen todt.

Wäre Herr Elwes von ſeinem um ihn beſorgten Neffen einen Tag ſpäter gefunden worden, ſo wäre wahrſcheinlich der Beſitzer von mehr als hundert Häuſern und von Tonnen Golds hülflo-

ſer als der ärmſte Bettler geſtorben, und Leute ſeiner Art können von dieſer Begebenheit Stoff zu allerhand nützlichen Betrachtungen hernehmen.

Sechszehntes Kapitel.

Herr Elwes war Landrichter, und hatte allgemein den Ruhm der Unparteylichkeit und Unbeſtechlichkeit, und dieſem Ruhme dankte er es vorzüglich, daß man bey der Ausſicht auf einen Streit zwiſchen zwey ſehr angeſehenen Häuſern wegen der Parlamentswahl ihn als einen Dritten, gegen welchen beyde Theile Nichts einwenden konnten, zum Stellvertreter der Grafſchaft, in welcher ſeine Güter gelegen waren, erwählte.

Obgleich Herr Elwes ſchon ſeit einigen Jahren Nichts mit den öffentlichen Angelegenheiten zu thun gehabt hatte, und bereits in einem Alter von beynahe ſechzig Jahren ſtand, ſo fühlte er doch noch die Begierde zu einem thätigern Leben in ſich, und beſann ſich alſo um ſo weniger, dem ehrenvollen Rufe zu folgen, da ſeine Wahl ihn

nicht mehr als die Mahlzeit koſtete, die er bey dieſer Gelegenheit an der gewöhnlichen Tafel einzunehmen, nicht umhin konnte.

Wie ſtark ſein Körper um dieſe Zeit, trotz ſeiner Jahre, noch war, läßt ſich daraus abnehmen, daß er, ehe er noch von ſeinem Platz im Unterhauſe Beſitz nahm, den Wettrennen und andern öffentlichen Zuſammenkünften in allen großen Städten, wo ſeine Wahlmänner ſich aufhielten, anwohnte. Bey den Bällen tanzte er bis zum letzten Augenblicke, trotz den rüſtigſten Jünglingen, ob er gleich jedesmahl zu Pferd, und nicht ſelten durchnäßt vom Regen angekommen war. Einem Fremden, der einſt ſeine Verwunderung über die Leichtigkeit und Gewandtheit bezeugte, mit welcher der alte Mann noch um Mitternacht tanzte, antwortete Jemand: O, Sie wiſſen noch nicht Alles. Dieſer ſechzigjährige Tänzer iſt zwanzig Meilen weit im Regen hieher geritten, und hat ſeinen Haarbeutel in der Taſche, und ſeine Schuhe in den Stiefeln gehabt.

Siebzehntes Kapitel.

Man behauptete, Herr Elwes habe ſich, ſo wenig auch ſonſt ein Schein von Eitelkeit an ihm zu bemerken war, auf ſeine neue Würde ungemein viel zu gut gethan, und wollte hauptſächlich die Bereitwilligkeit, mit welcher er den Geldverlegenheiten anderer Parlamentsglieder abhalf, zum Maßſtabe nehmen, wie hoch er die Ehre, in ihre Reihe zu gehören, anzuſchlagen pflegte.

Er wurde in drey aufeinander folgenden Parlamenten für die nähmliche Grafſchaft gewählt, und war ungefähr zwölf Jahre ein Mitglied im Hauſe der Gemeinen.

Sein Betragen im Parlament war über allen Tadel erhaben, und wohl dem Staate, wenn alle Glieder des Hauſes dieſen ihren Amtsbruder zum Muſter genommen hätten! In jeder Lage, und ſo oft er ſeine Stimme gab, behauptete er die Eigenſchaft eines unabhängigen Landedelmanns, und ohne eine Stelle, oder einen höhern Rang, oder ſonſt irgend einen Vortheil zu verlangen,

widerſtand er allen Verſuchen, ihn ſeiner Pflicht ungetreu zu machen. Freylich wollte ſich auch der Geldgeiz des guten Mannes nicht wohl mit dem Ehrgeiz vertragen, und nie ſah man ihn in einer größern Unruhe, als zur Zeit, wo ſein Gönner, der berühmte und berüchtigte Lord North, damit umging, den König um die Pairs-würde für ihn zu bitten. In der That, man konnte mit Recht fürchten, der Schrecken möchte ihn tödten, wenn irgend eine unerwartete Ehre, die einen unerwarteten Aufwand von ihm forderte, ihm zu Theil würde. Man denke! Ein Mann, wie er, ſollte Kutſchen und Pferde anſchaffen, und wenigſtens drey oder vier Bediente halten, deren Kleidung ihn zehn Mahl mehr gekoſtet hätte, als ſeine eigene. War der Tod nicht tauſend Mahl weniger fürchterlich, als ein ſolcher Kaſſenſturm? Es war überhaupt von jeher der Grundſatz des Herrn Elwes, ſich ſo zu betragen, daß er für arm gehalten wurde. Er gab kein Geld aus, damit die Leute glauben ſollten, er habe keins, und wirklich iſt es eine feine Liſt der

meiſten Geizigen, daß ſie ihren Geiz, deſſen ſie ſich von Rechtswegen ſchämen, mit dem Bettlermantel zu verhüllen ſuchen.

Achtzehntes Kapitel.

Bey dem Eintritte des Herrn Elwes ins Parlament war die Oppoſition voll Hoffnung, ſich durch ihn verſtärkt zu ſehen. Fox ſtand an ihrer Spitze, und dieſer, der im Spiel, wenn auch nicht immer Geld, doch häufig Freunde gewann, war durch ſeine Neigung zu demſelben längſt mit dem neuen Parlamentsgliede in Verbindung gekommen. Aber Herr Elwes trat ſogleich auf die Seite des Lord North, und dieſer Schritt hatte zuverläßig keinen andern Grund, als den Glauben an die Güte der Maßregeln des Miniſters. So oft dieſer Glaube ihm fehlte, eben ſo oft ſtimmte er gegen den Gönner, und er erklärte ſich alſo, wie es jedem ſelbſtſtändigen und gewiſſenhaften Manne geziemt, nie für eine andere Sache, als für die Sache der Pflicht. Dieſes

löbliche Betragen fand indeſſen nur bey den wenigſten Parlamentsgliedern Beyfall, und nahmentlich betrachteten ihn viele von der Oppoſition als einen Mann, der ab- und zugehe, oder nannten ihn eine Parlaments-Buhlerinn. Es verdient bemerkt zu werden, daß beyden Theilen gleich viel daran lag, ſeinen Nahmen bey ihren ſtreitigen Wahlen mitzählen zu dürfen. Er hatte häufig den Vorſitz bey ihren Verſammlungen, und zu bewundern war die Geduld, mit welcher er ihre Berathſchlagungen anhörte. Selten unterbrach er die längſten Verhandlungen, und Mancher der Sprechenden hat Urſache, ſich noch jetzt dankbar einer Tugend zu erinnern, die eben ſo ſelten und ſchwer, als in den meiſten Verhältnißen unentbehrlich iſt.

Herr Elwes fuhr ſo lange fort, den Miniſter mit ſeiner dem größten Theil des Volks ſo verhaßten Unternehmung des amerikaniſchen Kriegs zu unterſtützen, bis ihm endlich, obgleich ſpät genug, über die Verderblichkeit der von ihm begünſtigten Maßregeln die Augen aufgingen.

Uebrigens verrieth er auch bey dieſer Sache einen hohen Grad von Uneigennützigkeit, da kaum Jemand ſo viel bey dem Kriege verlor, als er. Der Ertrag von ſeinen vielen Häuſern verminderte ſich beträchtlich, und ein großer Bau, auf den er wenigſtens ſieben bis achttauſend Pfund verwendet hatte, mußte gar unvollendet bleiben.

Neunzehntes Kapitel.

Bey dem Siege, welchen die Oppoſition über den Miniſter davon trug, entſagte Herr Elwes freywillig jedem Haſchen nach Ehrenſtellen und andern Vortheilen, und fand in dem Bewußtſeyn, ſeine Stimme jedes Mahl, wie ſein Gewiſſen es ihm geboth, gegeben zu haben, die einzige Belohnung, nach der er ſtrebte.

Die Verhandlungen, die um dieſe Zeit gewöhnlich bis zum andern Morgen dauerten, hielt er jedes Mahl bis zum Ende aus. Ueberhaupt fand man ihn früh und ſpät im Hauſe, und es fiel ihm um ſo weniger ſchwer, den öffentlichen

Geſchäften eine Mahlzeit zum Opfer zu bringen, da er ſich längſt daran gewöhnt hatte, zuweilen vier und zwanzig Stunden lang ohne Nahrung zu bleiben. Ein gleiches Ausharren hatte er ſich auch in andern Geſellſchaften zum Geſetz gemacht, die er nie zuerſt zu verlaſſen pflegte.

Nach der Verabſchiedung des Lord North blieb Herr Elwes bey der Foxiſchen Sache, jedoch ohne Nachtheil ſeines alten Grundſatzes, in allen Fällen nur ſeiner eigenen Ueberzeugung, unbekümmert um fremde Meinungen oder Abſichten, zu folgen.

Zwanzigſtes Kapitel.

Mit der ſogenannten Coalition, oder der bekannten Verbindung zwiſchen dem Herrn Fox und dem Lord North, die Herr Elwes unterſtützt hatte, endigte ſich auch ſeine parlamentariſche Laufbahn. Er wurde ein Opfer ſeiner Anhänglichkeit an dieſen allgemein gehaßten Verein. Indeſſen wäre er bey dem Rufe ſeiner Rechtſchaffenheit trotz des

Widerwillens, den jene Verbindung ſich zugezogen hatte, wahrſcheinlich von Neuem gewählt worden, wenn er ſeinen Abſcheu gegen die Koſten einer ſtreitigen Wahl hätte überwinden können. Aber offene Wirthshäuſer auf ſeine Rechnung, Hahnengefechte und Spenden aller Art, welche Donnerworte für einen Mann, der ſich ſelbſt für ſein ganzes Leben zu Hunger und Blöße verdammt hatte!

So ſehr er aber, als es darauf ankam, ſeinen Sitz im Parlament zu behaupten, ſeiner Sparſamkeit das Uebergewicht einräumte, ſo wenig konnte er es mit ſeiner Würde vereinigen, ſich unter den verächtlichen Haufen der Gnadenbuhler und Gnadengehalts-Bettler zu miſchen, die gern das Vaterland, ohne irgend einen Anſpruch auf ſeine Dankbarkeit, zu ihrem ewigen Wechsler machen möchten. Der Mann, welcher ſtets ohne die Lockſpeiſe einer Belohnung ſeine Pflicht im Hauſe der Gemeinen erfüllte, und nie ſeine Stimme gab, ohne daß er hätte mit der Hand auf dem Herzen ſprechen können: So wahr mir

Gott helfe, ich glaube zu thun, was dem Vaterlande zum Beſten dient! dieſer Mann hatte während ſeiner ganzen politiſchen Laufbahn nie eine Gunſtbezeugung empfangen, und nie um eine gebethen. Er vergaß nie, daß auch nach ihm noch Leute leben würden, daß der Freund des Vaterlands die Staatsverwaltung ſeinen Kindern unverſchlimmert überliefern müße, und daß einen Gnadengehalt, den man nicht verdiente, vom Staat annehmen, ſeinen Nachkommen ihr Erbtheil ſchmälern heiße. Seine Weigerung, für Geld ins Parlament zu kommen, hatte zuverläßig auch noch einen edlern Grund, als ſeine Furcht vor dem Aufwand, und es iſt ein frommer Wunſch, daß ſein Beyſpiel in jedem Falle, wo von Beſetzung eines öffentlichen Amts die Rede iſt, nicht bloß bewundert, ſondern auch nachgeahmt werden möchte. Wer beſticht, läßt ſich wieder beſtechen, und darf ein Fürſt, oder ein Volk ſich wundern, wenn Leuten, die ihre Stellen gekauft haben, auch Alles feil iſt, und wenn ſchnöde Käufer ſich in noch ſchnödere Verkäufer verwandeln?

Im Parlament ſchloß ſich Herr Elwes vorzüglich an Männer an, die ihrer Geſinnungen wegen in einem guten Rufe ſtanden, und nahmentlich befolgte er dieſen Grundſatz auch zur Zeit, als eine irrige Anſicht ihn verleitete, die berüchtigte Coalition zu unterſtützen.

Nie, ſo lange er ein Mitglied des Unterhauſes war, ſtand er auf, um zu ſprechen, und gab nie ein anderes, als durch einfaches Abſtimmen, ſeine Meinung zu erkennen. Unter ſeine Eigenheiten gehörte es auch, daß er nicht, nach der gewöhnlichen Sitte im Parlament, an irgend einer beſondern Seite im Unterhauſe ſaß, ſondern ſeinen Platz nach Belieben wechſelte, und auf dieſelbe Weiſe auch ſeine Stimme gab.

Von dem ſpäter ſo berühmt gewordenen Miniſter Pitt, deſſen politiſche Laufbahn mit dem Aufhören der ſeinigen begann, ſagte er bey einer gewißen Gelegenheit: Wenn ihm irgend Jemand ſein Geld abzuſchwatzen vermöchte, ſo wäre es dieſer junge Redner.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Züge der Sparſamkeit des Herrn Elwes findet man, während er im Parlament ſich der Sorge für das öffentliche Wohl widmete, in Menge. Es fiel ihm z. B. gar nicht ein, ſeiner neuen Würde halber ſeine Kleidung zu ändern, und oft, wenn man ihn auf der Straße ſah, erwarb das Parlamentsglied ſich bey den Vorübergehenden durch ſeinen Aufzug das Mitleid, auf welches nur der Bettler Anſprüche zu machen hat.

Die Mahlzeiten, die er während der Parlaments-Sitzungen dem Sprecher zu geben gezwungen war, blieben immer dieſelben, und dieſer hatte alſo das Vergnügen, bey jeder Einladung die Speiſen, die ſeiner warteten, zum Voraus kraft der Einbildung genießen zu können. Auf die nähmliche Art pflegte er es mit den Miniſtern zu halten, und auch bey einer Mahlzeit für die Oppoſition fand nicht die geringſte Abänderung Statt. Die Witzlinge der Minderzahl unterließen nicht, dieſe gaſtfreundliche Unpartheylich-

keit in das gehörige Licht zu ſetzen. Die Miniſter und ihre Gegner, ſprachen ſie, haben gleiche Urſache, mit Herrn Elwes zufrieden zu ſeyn. Er pflegt beyde Theile auf den nähmlichen Fuß zu behandeln.

So ſpät es auch immer in der Zeit, und ſo ungünſtig die Witterung auch immer ſeyn mochte, jedes Mahl ging Herr Elwes zu Fuß und ohne Ueberrock aus dem Parlament nach Hauſe, und vergebens wurde ihm von einem Paar Mitglieder, die gleichen Weg mit ihm hatten, vorgeſchlagen, eine Miethkutſche gemeinſchaftlich mit ihnen zu nehmen. Ihm ſey Nichts angenehmer, als das Gehen, war ſeine gewöhnliche Antwort. Hohlten ſie ihn aber nachher mit ihrer Kutſche ein, ſo machte er wenig Schwierigkeit, ihnen Geſellſchaft zu leiſten, weil man ihm nun keinen Antheil mehr am Fuhrlohn abfordern konnte. Die Herrn merkten bald die kleine Liſt, und waren artig genug, ſie bloß zu belächeln, ohne ſie zu vereiteln. Da ihm aber doch nicht immer der Zufall eine Kutſche, die ihn umſonſt aufnahm,

in den Weg fuhr, ſo traf es ſich oft genug, daß er ſich ſeiner Füße bedienen mußte, und auf einer ſolchen nächtlichen Fußreiſe begegnete ihm das Unglück, gegen die Ecke einer Sänfte zu rennen, und ſich beyde Füße bedeutend zu verwunden. Bey dieſem Ereigniß bewährte er abermahl, daß er ſein Geld ungleich mehr liebte, als ſich ſelbſt, und zugleich trug er einen entſchiedenen Sieg über die von ihm höchlich verachtete Kunſt der Aerzte davon.

Er wollte nähmlich, wie immer, ſeine Heilung der Natur, die bekanntlich für ihre Kuren keine Bezahlung nimmt, überlaſſen. Allein ſein Neffe, ein ſehr wackerer Mann, bey dem er damahls wohnte, drang ſo lange in ihn, bis er ihm endlich erlaubte, einen Wundarzt zu rufen. Dieſer kam, und ermangelte nicht, über die Bedenklichkeit der Hautverletzungen überhaupt, und über die Schwierigkeit des gegenwärtigen Falls insbeſondere eine eben ſo lange als gelehrte Rede zu halten. Als er aber zugleich von dem Glücke ſprach, daß man nach ihm geſchickt habe, unter-

brach ihn der Kranke mit den Worten: Es mag ſeyn, mein Herr! daß meine Füße ohne Ihre Hülfe gar nicht zu retten ſind. Aber ich muß Ihnen geſtehen, daß ich die Gefahr keineswegs für ſo groß halte, und zum Beweiſe, wie gewiß ich meiner Sache bin, ſollen Sie Ihre Kunſt nur an dem einen Fuße verſuchen, und ich wette, der andere, den ich ganz ohne Salben und Pflaſter ſeinem Schickſal überlaſſen will, ſoll zuerſt geheilt ſeyn. Der Arzt ging die Wette ein, und hatte den Verdruß, daß die Natur ſeiner Kunſt um vierzehn Tage zuvorkam.

Zweyter Abſchnitt.

Erſtes Kapitel.

Um dieſe Zeit ſtrömte das Gold in die Kiſten des Herrn Elwes, und dieſer Segen des Plutons machte ihn täglich ärmer. In den nähmlichen Grade, in welchem ſeine Einnahmen ſich vermehrten, ſchränkte er ſeine Ausgaben ein. Er

hörte auf, ein eigenes Haus zu machen, und zog zu ſeinem Neffen. Kaum hielt er noch einen Bedienten, und von ſeinen zwey Pferden ſchaffte er bloß darum nicht eins ab, weil beyde zuſammen in ihrem ausgehungerten Zuſtande nur für eins gelten konnten, und auch zuſammen nicht mehr Futter erhielten, als ein einziges von Rechtswegen hätte fordern können. Warum ſollten auch ſeine Pferde ſich ſatteſſen, da er dieſe Befriedigung ſich ſelbſt verſagte? Ehe er ſo ganz unermeßlich reich war, hatte er in ſeinem leichten Sinne ſich zuweilen ſogar noch ein kleines Vergnügen erlaubt. Für dieſe Ausſchweifung beſtrafte er ſich jetzt ſelbſt durch das ſtrengſte Entbehren. So wie er lieber umſonſt krank ſeyn, als für Geld geſund werden wollte, eben ſo ging er auch im zerriſſenen Rock, um keine Schneiderrechnung zu bezahlen. Seine beyden Söhne, die ohnehin, wie man weiß, nie zu Verräthern an dem väterlichen Beutel werden durften, verdienten ihr Brot auf ſeinen Gütern, als die vornehmſten Ackerknechte. Reiste er zuweilen ſelbſt

auf eines derſelben, ſo geſchah es mit einem Paar hartgeſottenen Eyern in der Taſche, und er beehrte das nächſtgelegene von beyden, wohin die Reiſe sechs Pfennige weniger koſtete, Vorzugsweiſe mit ſeiner Gegenwart. Mit Einem Worte, wenn jemahls ein Sterblicher die Kunſt von Nichts zu leben hätte erfinden können, ſo wäre es Herr Elwes geweſen, der bey einem Reichthum von wenigſtens ſiebenhunderttauſend Pfund in Einem Jahre kaum fünfzig verzehrte.

Zweytes Kapitel.

Es iſt ſchon erwähnt worden, welche beträchtliche Summen Herr Elwes durch gewagte Unternehmungen verlor. Endlich aber erkaufte er mit fünfundzwanzigtauſend Pfund, die ihn der Verſuch, durch amerikaniſche Eiſenwerke ſeine Reichthümer zu vermehren, koſtete, auch von dieſer Seite die nöthige Klugheit, und vertraute von nun an ſeine Barſchaften bloß den öffentlichen Fonds.

Um die nähmliche Zeit, da er durch eigene Schuld den eben gedachten Verluſt erlitt, wagte er ſein Leben, um einige Pfennige zu ſparen. Doch die Sache verdient eine umſtändliche Erzählung. Als er nähmlich in einer kalten und dunkeln Nacht in Geſellſchaft eines Freunds nach Hauſe ritt, rief er ſeinem Begleiter, der etwas voraus geritten war, und ſich gerade vor einem Schlagbaume befand, ſehr eifrig zu: Zurück, zurück! Folgen Sie mir! Hier iſt der beſte Weg. Der Freund kam, und ſah mit Entſetzen, daß Herr Elwes mit ſeinem Pferde den ſteilen Damm hinankletterte. Um Gotteswillen, Herr Elwes! ſprach er, was machen Sie? Wollen Sie den Hals brechen? Ich wenigſtens komme hier in meinem Leben nicht hinauf. Es iſt, erwiederte Herr Elwes, gar keine Gefahr dabey, und wenn Ihr Pferd nicht recht fort kommt, ſo leiten ſie es. Endlich mit der größten Anſtrengung, und nicht ohne daß ein Pferd hinſtürzte, erſtiegen ſie den Damm, und kamen mit nicht geringerer Gefahr auf der andern Seite wieder herab. Als ſie

ohne ein Unglück die Ebene erreicht hatten, dankte der Freund dem Himmel für ihre Errettung. Für unſere Errettung vom Schlagbaume, meinen Sie? ſprach Herr Elwes. Sie haben Recht. Man muß bey keinem Schlagbaume bezahlen, wenn man ihn vermeiden kann. Bald nachher kamen ſie in einen engen Pfad, in welchem Herr Elwes, ſo ſehr ihnen auch der Froſt zu eilen geboth, ſo langſam ritt, als er nur konnte, und als ſein Begleiter ihn erinnerte, ſein Pferd anzutreiben, antwortete er, er wolle es nur etwas Heu freſſen laſſen, das an einem Zaune hing. Das Heu, ſetzte er hinzu, iſt ſehr gut, und wir haben es hier umſonſt.

Drittes Kapitel.

Herr Elwes war ungefähr fünfundſiebzig Jahre alt, als er aus dem Parlament kam, und von nun an both ſein Leben dem Beobachter weiter Nichts als Züge einer Selbſtverläugnung dar, die mehr zum Mitleid, als zum Unwillen,

oder zum Spott reizte, und von welcher in dieſem Grade es vielleicht an einem zweyten Beyſpiele gebricht.

Einen großen Theil ſeiner Zeit brachte er als Mitglied eines Spielklubs auf einem Kaffehhauſe zu. Man ſpielte nicht hoch, und die Haupt-Annehmlichkeit für den Herrn Elwes beſtand darin, daß er Feuer und Licht auf gemeinſchaftliche Koſten bekam. War er gleichgültig gegen alle Bequemlichkeiten, wenn er ſie bezahlen mußte, ſo ſchätzte er ſie deſto mehr, wenn ſie ihm auf Anderer Rechnung zu Theil wurden. Er beſaß einen außerordentlich feinen Geſchmack für die köſtlichſten Gerichte — an fremden Tafeln. Niemand ließ einem Wein von edlem Gewächs mehr Gerechtigkeit widerfahren, als er, wenn er ihn — nicht bezahlen durfte, und ſeine Eßluſt hatte nicht Ihres gleichen, wenn er — außer dem Hauſe ſpeiste.

So wohlfeil er aber auch in der Regel in ſeinem Klub lebte, ſo theuer kam ihn einſt bey einer gewißen Gelegenheit das Beſuchen deſſel-

ben zu ſtehen. Er behielt nähmlich noch immer einige Neigung zum Spiel, und zugleich hatte er eine hohe Meinung von ſeiner Kunſt im Picket. Kraft dieſer Meinung war er ſehr bereitwillig, das ihm von einem Fremden angebothene Spiel anzunehmen. Aber zum Unglück war er einem Manne in die Hände gefallen, der die gleiche Meinung, nur mit größerem Rechte, von ſich ſelbſt hatte, und der Erfolg war, daß Herr Elwes nach einem Spiele von zwey Tagen und Einer Nacht an ſeinen Gegner eine Summe bezahlen mußte, die er ſtets zu verheimlichen ſuchte, die aber, wie man zu vermuthen Grund hat, nicht unter dreytauſend Pfund betrug. Die Beſchwerde des langen Spiels hatte er mit der dem Geiz und der Gewinnſucht eigenen Geduld ertragen. Uebrigens machte er ſich der Thorheit des hohen Spiels von nun an nie mehr ſchuldig, und die übrigen Mitglieder des Klubs dachten freundſchaftlich genug, ihn gegen jede neue Verſuchung zu bewahren.

Es ſchien einmahl das Schickſal des guten Mannes zu ſeyn, mitunter bey ſeinem Geldſam-

meln den Stein des Siſyphus zu wälzen, und die mühevolle Aufthürmung, die ihn Jahre gekoſtet hatte, in einem Augenblicke wieder zuſammenſtürzen zu ſehen. Aber kein Unfall dieſer Art konnte ihn ſeinem Grundſatze zu ſparen ungetreu machen. Jedes große Vermögen, behauptete er, und vielleicht nicht ohne Grund, ſey durch Sparſamkeit zuſammen gebracht worden, und nur durch dieſe Tugend aller Tugenden könne man gewiß ſeyn, ſeinen Zweck nicht zu verfehlen.

Viertes Kapitel.

Im Frühlinge des Jahrs 1785 wünſchte Herr Elwes wieder ein Mahl eines ſeiner beyden Landgüter, das er ſeit einigen Jahren nicht geſehen hatte, zu beſuchen. Aber auf welche Art ſollte er dahin gelangen? Schwere Frage! Weder ſeine eigenen Füße, noch die Füße ſeiner Pferde waren mehr im Stande, ſechzig bis ſiebzig Meilen weit zu laufen, und ſelbſt zum Reiten hätten ſeine Kräfte nicht hingereicht. Was blieb alſo übrig,

als daß er ſich einer Poſtkutſche bediente? Aber ums Himmelswillen, wo hätte er das Geld zu dieſem Aufwande hernehmen ſollen? Die Reiſe ſchien alſo eine wahre Unmöglichkeit, und ſicher wäre ſie unterblieben, wenn der Himmel ſich nicht ſeiner erbarmt, und das Herz eines benachbarten Landedelmanns gerührt hätte, der in eben dieſe Gegend reiste, und ihm einen freyen Platz in ſeiner Kutſche einräumte.

Der Anblick ſeines Landguts erweckte bey Herrn Elwes die ſchmerzliche Erinnerung, daß er ehemahls eine Jagd gehalten, daß er unnütze Pferde, Hunde und Bediente gefüttert, und zuweilen ſogar einen Freund zu Gaſt gebethen hatte, und mit einem Seufzer machte er die Bemerkung: Er habe ehemahls eine Menge Geld thörichter Weiſe ausgegeben, aber mit der Zeit werde ein Menſch weiſer.

Die Zimmer ſeines Hauſes, das ſehr ernſtlich den Einſturz drohte, fand er für ſeinen Sohn zu koſtbar eingerichtet, und äußerte, der junge Menſch könnte ſich wohl mit ſchlechterem Geräthe

behelfen. Zerbrochene Fenſterſcheiben wurden in ſeinem Hauſe gewöhnlich mit Papier ergänzt. Doch wurde zuweilen auch eine Lücke mit Glasſcherben ausgefüllt, und auf dieſe Weiſe kamen Figuren zum Vorſchein, deren Beſchreibung eine nicht leichte Aufgabe für die Mathematik geweſen wäre. Um kein Zimmer zu heizen, ſchlug Herr Elwes gewöhnlich ſeinen Sitz in der Küche auf, oder machte ſich unter den Trümmern eines alten Gewächshauſes eine Bewegung. Während der Ernte fand er es eben ſo angenehm, als nützlich, auf den Feldern ſeiner eigenen Pächter — Aehren zu leſen, und da er in der That mehr Mitleid verdiente, als ein eigentlicher Armer, ſo ſorgte man gutherziger Weiſe dafür, daß eine größere Ausbeute zurück blieb, als gewöhnlich. War die Zeit dieſes Sammelns vorüber, ſo legte er darum keinesweges die Hände in den Schooß. Die aufgehende Sonne fand ihn beſchäftigt, Späne, Knochen und andere von dem Leichtſinne weggeworfene brennbare Dinge zur Feurung für ſein Hausweſen zuſammen zu ſuchen, und einſt war einer

ſeiner Nachbarn Augenzeuge davon, wie er ſich mit der größten Anſtrengung eines Krähenneſts zu bemächtigen trachtete. In der That, ſprach er zu dieſem, als er ihm ſeine Verwunderung über ſein ſonderbares Geſchäft bezeugte, es iſt Sünde und Schande, wie dieſe Kreaturen mit dem Holz umgehen. Sehen Sie doch nur einmahl, wie groß ſie ihre Neſter machen! Wahrlich, es fällt der unnützen Brut gar nicht ein, daß das Holz ein Ding iſt, das man nicht genug ſparen kann.

Fünftes Kapitel.

Da der Geiz des Herrn Elwes endlich jede andere Leidenſchaft bey ihm verſchlang, ſo trieb er das Sparen nach einem förmlichen Lehrgebäude. Damit ſein altes Mutterpferd die Grashalme, die es von ſeiner kargen Hand empfing, nicht ganz umſonſt verzehrte, beſtieg er es noch zuweilen. Aber er hütete ſich wohl auf der öffentlichen Landſtraße zu reiten, und bediente ſich, um die Hufeiſen zu ſchonen, ſtets des ſanften Raſens neben

derſelben. Dieſer, verſicherte er, bekomme den Hufen des Pferds ungemein wohl. Beſuchte ihn zuweilen einer ſeiner Nachbarn, ſo ſchlich er ſich richtig jedes Mahl in den Stall, um das Heu wegzunehmen, das der Pflichtvergeſſene Hausknecht den Fremden Pferden in die Krippe geſteckt hatte. Es ſey genug, dachte er, daß der Herr mit ihm eſſe, er brauche die Gaſtfreyheit nicht auch noch auf ſeine Pferde zu erſtrecken.

Die Natur hatte ihm, vielleicht zur Strafe, eine ſehr ſtarke Eßluſt verliehen, die nach und nach in eigentliche Gefräßigkeit ausartete. Aber auch ſein Heißhunger mußte ſich Geſetze von ſeinem Geiz vorſchreiben laſſen. Um kein Fleiſch vom Fleiſcher zu kaufen, aß er lieber ſo lange Nichts als Hammelfleiſch, bis von einem ganzen Schaf, das er ſelbſt ſchlachten ließ, Nichts mehr übrig war. Daß die Fäulniß des Fleiſches für ihn kein Grund war, es nicht zu eſſen, iſt ſchon geſagt worden.

Mit noch größerer Erſparniß, als ſein Tiſch, wurde ſein Anzug beſorgt. Sein Hut unterſchied

ſich gewöhnlich von einem Kardinalshut nur da-
durch, daß ihn ſtatt des Hutmachers die Zeit
rothgefärbt, und noch überdieß durch zahlloſe
Verletzungen ihre Gewalt an ihm veroffenbart
hatte. Um dieſes koſtbare Kleidungsſtück zu ſcho-
nen, bediente er ſich zuweilen einer Mütze von
rother und weiſſer Wolle, die männiglich für voll-
kommen würdig erkannte, die Stellvertreterinn
eines ſolchen Huts zu ſeyn. Es verſteht ſich, daß
auch die übrige Kleidung, bis auf die Schuhe, die
er, damit ſie ſich weniger abnutzten, niemahls
reinigen ließ, die Uebereinſtimmung des Ganzen
nicht ſtörte. Mit Einem Worte, der gute Mann
wurde, da ſelbſt die Bettler einen Anzug wie den
ſeinigen verſchmähten, nicht unſchicklich einem
Gefangenen verglichen, der auf Koſten des hart-
herzigſten aller Gläubiger eingekerkert war.

Sollte man es glauben, daß er, trotz dieſer
beyſpielloſen Sparſamkeit, ſich ſelbſt kein Ge-
nüge leiſtete, und ſich ſogar der Verſchwendung
anklagte? Er müßte, pflegte er oft zu ſagen,
ſich mit ſeinem Vermögen etwas mehr in Acht

nehmen. Ueberhaupt vertrat der Reichthum bey ihm je länger je mehr die Stelle eines feindſeligen Dämons, der ihm Tag und Nacht keine Ruhe geſtattete. Er hielt alle Leute ohne Ausnahme für Verſchwender, und als man ihm einſt von einem Manne erzählte, der wenigſtens eine Million im Vermögen hatte, man habe ihn in einem neuen Wagen geſehen, prophezeyte er, der Menſch werde auf dieſe Art ſein Geld bald völlig los ſeyn.

Sechstes Kapitel.

Während ſeines jetzigen Aufenthalts auf dem Lande wurde Herr Elwes mit einer Schauſpielerinn vom Londner Theater bekannt. Als ein Mann, dem es, kraft ſeiner ehemahligen Lebensweiſe, gar nicht an feinen Sitten fehlte, erwies er der Dame viele Artigkeiten, und wußte ſich überhaupt durch ſein Betragen und ſeinen geſunden Verſtand ihre Achtung zu gewinnen. Natürlich wurde ſehr viel von der Bühne geſprochen,

und die Prieſter in Thaliens nannte ihm nach der Reihe die Nahmen der vorzüglichſten Schauſpieler und Schauſpielerinnen, um ſein Urtheil über ſie zu vermehren. Aber wie erſtaunte ſie, als er ihr geſtand, daß er keine dieſer männlichen und weiblichen Zierden der Bühne, und überhaupt nie ein Schauſpiel geſehen habe! Ein Vergnügen alſo, das für jede Menſchengattung beynahe gleiche Reize hat, zu welchem Vornehme und Geringe, Leute mit Bildung und ohne Bildung ſich in die Wette drängen, ein Vergnügen, welchem Menſchen von Gefühl und Geſchmack beynahe vor jedem andern den Vorzug einräumen, und welches der großen und feinen Welt, zu welcher er in ſeinen beſten Jahren gehört hatte, ſchon durch die Mode zum Bedürfniß wird, ein ſolches Vergnügen genoß ein Mann, der noch überdieß gewöhnlich in der Hauptſtadt lebte, nicht etwa bloß ſparſam aus Sparſamkeit, ſondern ſein Geiz erlaubte ihm nicht einmahl, es nur kennen zu lernen, und der Ruhm eines Garrik hatte bey ihm weniger Gewicht, als fünf Schillinge.

Siebentes Kapitel.

Erſt in ſeinen letzten Jahren ließ das Publikum der Schooßſünde des Herrn Elwes, die vielleicht ſeine einzige war, volle Gerechtigkeit widerfahren. Als er früher ſeinen Landſitz bewohnte, wußten theils ſeine Nachbarn noch wenig davon, wie ſehr er mit ſeinem Mammon ein Herz und eine Seele war, theils ſöhnte er ſie durch ſeine Fuchshunde und durch manche kleine Luſtbarkeit die er mit ihnen theilte, mit der tadelhaften Seite ſeines Characters aus. Da er aber bey ſeiner Rückkehr dieſe Seite einer fortdauernden Beobachtung Preis gab, ſo wurde er bald der allgemeine Gegenſtand des Gelächters und der Geringſchätzung, und ſogar ſeine eigenen Leute ſchämten ſich der Knauſerey ihres Herrn. Man nannte ſein Haus gewöhnlich nur das Armenhaus des Kirchſpiels, und wenn es die Beſtimmung eines Armenhauſes iſt, die Bewohner ſelbſt an den unentbehrlichſten Bedürfnißen Mangel leiden zu laſſen, ſo verdiente es dieſen Nahmen vollkommen

Herr Elwes fuhr indeſſen immer fort, ſich in der Kunſt des Entbehrens zu üben, und man kann beynahe mit Gewißheit behaupten, daß er, da er ſchlechterdings kein Geld für irgend ein Bedürfniß ausgeben wollte, ohne ſeine Meyerhöfe, ſeine Fiſchwaſſer, und einige von ihm ſelbſt verwaltete Grundſtücke, die ihm ſeine Nahrungsmittel unentgeldlich lieferten, verhungert wäre. Einſt hielt er von den Reſten eines Waſſerhuhns, die er einer Katze, als ſie mit dem Raube aus dem Waſſer kam, abgejagt hatte, und wieder einmahl von dem unverdauten Theile eines kleinern Hechts, den man in dem Magen eines gefangenen größern gefunden hatte, ſeine Mittagsmahlzeit, und bezeugte nahmentlich über den letzten Fang eine ausnehmende Freude. Er habe, ſprach er, zwey Fliegen mit einer Klappe geſchlagen. Es ſey genug, bey dieſer Gelegenheit zu bemerken, daß der Mann, der, was der Bettler wegwirft, als einen Leckerbiſſen verzehrte, damahls beynahe achtmahl hunderttauſend Pfund reich war.

Achtes Kapitel.

Den Frühling des Jahrs 1786 verlebte Herr Elwes allein in einem einſamen Hauſe ſeines Landguts, und benutzte die Muße, der er ſich erfreute, dazu, daß er täglich für ſeine eigene Perſon eine neue Civilliſte entwarf. Geld war der einzige Gedanke, mit dem er ſich niederlegte, und mit dem er aufſtand, mit dem er einſchlief, und mit dem er erwachte. Zugleich peinigte ihn der höchſte Grad des Argwohns, und er ſah keinen Menſchen, von dem er nicht glaubte, er habe einen räuberiſchen Anſchlag auf ſeine Schätze.

Der Ermahnung des Nachtwächters, Feuer und Licht zu bewahren, bedurfte Niemand weniger, als er, weil er zuletzt die Vorſicht ſo weit trieb, daß er weder das eine, noch das andere mehr anzünden ließ. Die Sonne war ihm Licht genug, und ging ſie unter, ſo hielt er es für einen Wink, ſein Bett zu ſuchen. Das lange Liegen nutzte dieſes freylich auch mehr ab, als

ihm lieb war. Es entſtand daher auch, ohne Zweifel auf ſeinem Lager, der große Gedanke in ihm, daß ein guter Wirth ſich wenigſtens das Betttuch erſparen müße, und man muß ſich wundern, daß er ſich am Ende nicht gar entſchloß, auf der Erde zu ſchlafen.

Er vertauſchte ſpäter noch ſeine erſte Wohnung auf ſeinem Landgute mit einem Pachterhauſe, das ſich ihm vermuthlich dadurch empfahl, daß es ein noch zerſtörteres Anſehen hatte, als das verlaſſene. Es ſtand einſam am Ende eines Walds, und ſein alter Pachter mit ſeiner Frau waren die einzigen vernünftigen Geſchöpfe, mit welchen er hier umgehen konnte. Er wurde krank, und lag gegen vierzehn Tage beynahe ohne alle Pflege, weil er keine haben wollte. Dieſe Krankheit hatte indeſſen für ſeine beyden natürlichen Söhne die günſtige Folge, daß er anfing, an die Entwerfung ſeines letzten Willens zu denken, und wirklich ließ er auch noch in dieſem Sommer in London, wohin er zurückkehrte, denſelben in geſetzlicher Form zu Papier bringen.

Bald nach dieſer wichtigen Handlung übertrug er durch eine gerichtliche Vollmacht die Verwaltung ſeines Vermögens ſeinem Anwalt und ſeinem jüngſten Sohne, und bey der täglichen Abnahme ſeines Gedächtniſſes war es in der That ein ſehr vernünftiger Entſchluß, daß er die Sorge für die Sache, an welcher ſein ganzes Herz hing, Andern anvertraute. Er vergaß immer das letzte Ereigniß zuerſt, und wie unbekannt er zuweilen mit ſeinen eigenen Angelegenheiten war, davon mag folgende kleine Geſchichte zum Beweiſe dienen. Er hatte einſt des Abends auf ſeinen Banquier einen Wechſel von zwanzig Pfund ausgeſtellt. In der Nacht fiel es ihm ein, dieſe Summe möchte vielleicht ſeine Forderung an das Handelshaus überſteigen, und nachdem er bis zum folgenden Morgen in der größten Unruhe und in einem fieberhaften Zuſtande im Zimmer umhergegangen war, eilte er zu dem Kaufmanne, um ſich wegen der außerordentlichen Freyheit zu entſchuldigen, die er ſich genommen habe. Aber dieſer verſicherte ihn, ſeine Entſchuldigung ſey ganz überflüßig,

da er in dieſem Augenblicke nicht weniger als eine Summe von vierzehntauſend ſiebenhundert Pfund von ihm in Händen habe.

Ueberhaupt muß man dem Herrn Elwes das Lob der Gewiſſenhaftigkeit in Geldſachen, die er auch bey dieſer Gelegenheit erprobte, im höchſten Grade beylegen. War er Jemand ſchuldig, ſo ruhete er nicht, bis er ihn bezahlt hatte, und jede übernommene Verbindlichkeit erfüllte er mit einer Genauigkeit, welche ſelbſt die ſoldatiſche noch übertraf.

Neuntes Kapitel.

Im Sommer des Jahrs 1789 begab Herr Elwes ſich wieder nach London, und lebte dort in Geſellſchaft zweyer Dienſtmädchen, die an die Stelle ſeiner der Sparſamkeit geopferten männlichen Bedienten getreten waren. An Beſchäftigung und Unruhe ließ es dem guten Manne der Bau an einem ſeiner Häuſer nicht fehlen. Er war regelmäßig des Morgens um vier Uhr an Ort und

Stelle, um die ſpäter kommenden Arbeiter aus-
zuſchelten, und die Nachbarn, die nach ſeinem Anzuge ihn ſelbſt für einen Handwerker anſahen, ertheilten ihm das Lob, es ſey Niemand ſo pünctlich, als der alte Zimmermann. Er war den ganzen Vormittag bald da, bald dort, um dem verhaßten Müßiggange zu ſteuern, und ängſtigte ſich überhaupt wegen dieſes Hauſes, das ihm in einem Jahre höchſtens funfzig Pfund einbringen konnte, ſo ſehr, daß er ſich ein Fieber, das beynahe ſeinem Leben ein Ende gemacht hätte, zuzog.

Zehntes Kapitel.

Aus dem geizigen Greis wurde allmählig ein geiziges Kind. Er fand ſein Vergnügen daran, einige Guineen, die er in mehrere Stücke Papier gewickelt hatte, in verſchiedene Winkel zu verſtecken, und wieder zu ſuchen, und in der letzten Abſicht ging er nicht ſelten ſelbſt bey Nacht im Hauſe umher. Vergaß er einmahl, wo er eines ſeiner Papiere hingelegt hatte, ſo war er

nicht weniger in Verzweiflung, als wenn es um ſein ganzes Vermögen geſchehen geweſen wäre.

Um eben dieſe Zeit, da er etwa ſechs und ſiebzig Jahre alt ſeyn mochte, äußerten ſich auch an ſeinem Körper die erſten Schwächen des Alters. Er bekam Anfälle von Gicht. Aber ſeiner gewöhnlichen Abneigung gegen Aerzte und Apotheker, oder vielmehr gegen ihre Rechnungen, getreu, gebrauchte er kein anderes Heilmittel, als daß er eine Fußwanderung, ſo ſtark und ſo weit er nur konnte, durch die Stadt anſtellte. Zuweilen verirrte er bey dieſen Eilmärſchen in den Straßen, deren Nahmen ſeinem ungetreuen Gedächtniß entfallen waren, und hatte Jemand die Gefälligkeit, ihn nach Hauſe zu bringen, ſo machte er, zum Zeichen, daß er den Weg in ſein Haus ſelbſt zu finden wiſſe, unter der Thür mit vieler Artigkeit ſeinen Bückling, und verließ den Begleiter, ohne ihn Ehrenhalber mit ſich kommen zu heißen.

Eilftes Kapitel.

Im Winter 1789, welcher ſein letzter ſeyn ſollte, wurde das Gedächtniß des Herrn Elwes täglich ſchwächer, und ſeine ewige Begierde, Geld zu ſammeln, machte der Furcht Platz, in gänzlichem Mangel zu ſterben. Seinem Baumeiſter ſagte er einſt: Stellen Sie ſich vor, wie elend es mir geht. Sehen Sie hier fünf Guineen. Dieſe ſind Alles, was ich jetzt habe, und es ängſtigt mich zu Tode, wie ich mit dem wenigen Gelde auskommen ſoll. Ohne Zweifel haben auch Sie Wunder geglaubt, wie reich ich wäre. Aber nun ſehen Sie, wie es um mich ſteht.

Zwölftes Kapitel.

Einige Jahre vor dem Tode des Herrn Elwes zeigte ſich vor ſeinen älteſten Sohn die Gelegenheit, die Hand eines Frauenzimmers von vielen Vorzügen und einem nicht unanſehnlichen Vermögen zu erhalten. Der Oheim des Mädchens

beſuchte den alten Herrn Elwes, um ſich mit ihm über die Angelegenheit zu beſprechen. Herr Elwes machte wider Verhoffen nicht die geringſte Schwierigkeit, ſeine Einwilligung zu einer Verbindung zu geben, die er ſelbſt für ſehr vortheilhaft erkannte. Gut, ſprach der erfreute Oheim, wir haben alſo nur noch einen Punct in Ordnung zu bringen. Ich denke reichlich für meine Nichte zu ſorgen, und gewiß ſind Sie nicht weniger väterlich gegen Ihren Sohn geſinnt. Darf ich alſo fragen, was er von Ihnen zu hoffen hat? Für dieſe Frage hatte Herr Elwes keine Ohren. Ein Vater, glaubte er, brauche ſeinem heirathenden Sohne Nichts zu geben, als ſeine Einwilligung, und da der Oheim dieſe Gabe allein für Nichts achtete: ſo hatte der junge Menſch den Schmerz, ſeiner Geliebten entſagen zu müßen.

Vielleicht war es eine verdiente Strafe des Himmels für die Hartherzigkeit, die Herr Elwes bey dieſer Gelegenheit bewies, daß ſich bey ihm ſelbſt, troß ſeines Neſtor-Alters, zur Geld-

Liebe noch Frauenliebe geſellte. Da er, wie ſchon erzählt wurde, ſich der Holz-Erſparniß wegen häufig in der Küche aufzuhalten pflegte, ſo fing er an, auch noch eine andere Gluth, als die auf dem Herd loderte, zu empfinden. Eines ſeiner beyden Dienſtmädchen hatte ihr Netz mit ſo glücklichem Erfolg nach dem alten Goldfiſch ausgeworfen, daß es ohne die hülfreiche Dazwiſchenkunft ſeiner Freunde zuverläßig um ſeine ſchon ſo lange behauptete Freyheit geſchehen geweſen wäre.

Der Sohn hatte indeſſen ſein Glück in dem Beſitz eines andern Frauenzimmers gefunden, und kaum war er auf dem väterlichen Landſitze gehörig eingerichtet, als er dem Vater den Wunſch bezeugte, er möchte, um der Pflege ſeiner Gattin zu genießen, künftig in ſeinem Hauſe leben. Herr Elwes, der in London ſeiner eigenen Sorge überlaſſen, und alſo dem äußerſten Mangel Preis gegeben war, hatte alle möglichen Gründe, die ihm angebothene Freyſtatt nicht auszuſchlagen. Aber gleichwohl wäre

der fromme Wunſch des Sohns zuverläßig unerfüllt geblieben, wenn nicht ein Freund dafür geſorgt hätte, das unüberwindliche Hinderniß in den Augen des ſparenden Alten, die Koſten der Reiſe, zu beſeitigen, indem er ihm einen Platz in ſeinem Wagen einräumte. Aber ſchon ſtellte ſich dieſer Reiſe eine zweyte Schwierigkeit in den Weg. Der Rock des Herrn Elwes war nähmlich noch weniger im Stande, als ſein Herr, die Beſchwerden derſelben auszuhalten, und welche Beredſamkeit, oder welche Noth hätte den Stellvertreter des Geizes zum Ankauf eines neuen bewegen können? Dem Sohne blieb alſo nur die Liſt übrig, ihm durch den Freund, der ihn mit ſich reiſen ließ, auch die nöthige Bedeckung in die Hände ſpielen zu laſſen, und der letzte Rock des Mannes, der bey ſeinem einige Monate nachher erfolgten Tode ſeinen Erben ein Vermögen von acht Mahl hunderttauſend Pfund Sterling hinterließ, war demnach — ein geſchenkter.

Dreyzehntes Kapitel.

Herr Elwes trat ſeine Reiſe mit ſechsthalb Guineen und einer halben Krone in der Taſche an, und dieſe zu bewachen war das Geſchäft der letzten Tage ſeines Lebens. Die Ruhe floh von dem Lager des armen Reichen, und ſelbſt im Schlafe marterte ihn die Furcht, ſeine Schätze zu verlieren. Oft war es, als ob er mit Jemand ringe, und zugleich hörte man ihn mit lauter Stimme rufen: Ich will mein Gold behalten! Kein Menſch ſoll mir mein Eigenthum rauben! Zuweilen auch lief er, nach ſeiner ſchon früher erzählten Gewohnheit, beym Erwachen mitten in der Nacht nach der Stelle, wo er ſein Geld verborgen hatte, um zu ſehen, ob es noch da wäre, und ſein Unſtern wollte es, daß er einſt wirklich dieſen Schatz, in welchem, wie er ſich einbildete, ſein ganzer Reichthum beſtand, vermißte. In ſeiner Verzweiflung über dieſes Unglück kam er auch mit bloßen Füßen vor das Bett eines Freunds, der gerade im Hauſe übernachtete. Der Gaſt rief,

wer da wäre, und der Nachtwandler antwortete mit vieler Artigkeit: Herr, mein Nahme iſt Elwes. Ich habe das Unglück gehabt, daß mir in dieſem Hauſe, das, wie ich glaube, mir ſelbſt gehört, alles Geld, das ich nun auf der Welt habe, geſtohlen worden iſt. Fünf und eine halbe Guinee und eine halbe Krone! Der Freund ſuchte ihn zu beruhigen, und behauptete, er werde ſich geirrt haben. Aber er fuhr fort, ſeinen großen Verluſt zu bejammern, und bath den Gaſt zu bedenken, was es heiße, eine Summe wie dieſe einzubüßen. Einige Tage nachher fand man das Geld hinter einem Fenſterladen.

Vierzehntes Kapitel.

Bey der täglich mehr ſich äußernden Abnahme ſeiner körperlichen und geiſtigen Kräfte bekam Herr Elwes Anfälle von Verſtands-Zerrüttung, und an die Stelle ſeiner ehemahligen Selbſtbeherrſchung traten Stürme der heftigſten Leidenſchaften.

Sechs Wochen vor ſeinem Tode hörte er auf, ſich, wenn er zu Bette ging, auszukleiden, und einſt fand man ihn des Morgens im tiefen Schlafe mit den Schuhen an den Füſſen, ſeinen Stock in der Hand, und ſeinen alten zerriſſenen Hut auf dem Kopfe. Um dieſe Unordnung zu verhüten, gab man ihm einen Bedienten zur Aufſicht. Aber er beſtand auf ſeiner neuen Gewohnheit, und bewies auch bey dieſem Anlaß, welchen Werth er dem Gelde beylegte, indem er dem Bedienten verſprach, ſeiner in ſeinem letzten Willen zu gedenken, wenn er ihm ſeine Freyheit ließe.

Fünfzehntes Kapitel.

Endlich kam der Tag, an welchem der Mann, den die Götter durch Reichthum zu ſtrafen beſchloſſen zu haben ſchienen, die Welt und ſein Gold verlaſſen ſollte. Herr Elwes entſchlummerte am 26ten November des Jahrs 1789, gelaſſen und ſanft, und ohne einen Laut des Schmerzens. Es ſcheint nicht, daß er ſich vor dem Tode

gefürchtet habe. Vielleicht verſprach er ſich in ſeinem künftigen Leben neue und größere Schätze, und welche andere Seligkeit kann auch der ſterbende Geiz ſich denken, als Reichthum? Man wird es nicht ohne Lächeln leſen, daß ſeine letzten Worte ſein zeitliches Vermögen zum Gegenſtand hatten. Er ſprach zu ſeinem jüngſten Sohne, den eine Ahnung, er werde den Vater nur noch Ein Mahl ſehen, von einer Reiſe an das Sterbebett deſſelben führte: Er hoffe, er habe ihm gelaſſen, was er wünſche. Vierzehn Tage vor ſeinem Tode war er noch zwölf Meilen zu Fuß gegangen. Von ſeinem Vermögen erbten ſeine beyden Söhne, kraft ſeines letzten Willens, fünf Mahl hunderttauſend Pfund. Das Uebrige fiel an den Sohn ſeines vor ihm verſtorbenen Neffen. Er hatte zwar in eben dieſem letzten Willen ausdrücklich gebothen, alle Vermächtniße zu bezahlen, die er etwa durch ein Codicill, oder einen Teſtaments-Anhang zu beſtimmen für gut finden möchte. Allein nach ſeinem Tode fand ſich nirgends eine Urkunde dieſer Art, und man be-

merkte nicht ohne Lächeln, daß er nicht einmahl, wie es ſonſt in letzten Willens-Urkunden gewöhnlich iſt, ſeinen Leib der Erde vermacht hatte.

Sechszehntes Kapitel.

Von den Lebensumſtänden und übrigen Verhältnißen des Herrn Elwes ſind noch einige nachzuhohlen. Sein Geſchlechtsnahme war Meggot, und den Nahmen Elwes erbte er mit deſſen Gütern von ſeinem durch den Geiz nicht minder als er berühmten Oheim, Sir Harvey Elwes. Sein Vater war ein angeſehener Bierbrauer in Southwark, welcher Flecken ehemahls durch ſeinen Großvater, Georg Meggot, im Parlament vertreten worden war. Sein vom Vater, den er ſchon in ſeinem vierten Jahre verlor, ererbtes Gut war zu Marcham, in der Grafſchaft Berkſhire, das von ſeinem Oheim ererbte aber zu Stoke in der Grafſchaft Suffolk gelegen. Einen auffallenden Beweis ſeiner außerordentlichen Sanftmuth liefert folgende kleine Geſchichte. Ein junger

Menſch, der ihn auf einer Jagd begleitete, ſchoß ihm von ungefähr zwey Schrotkörner ins Geſicht, und als der ungeſchickte Schütze ſein Verſehen nicht ohne Beſtürzung entſchuldigte, antwortete Herr Elwes, indem er ſich das Blut abwiſchte: Ich wünſche Ihnen Glück, mein Freund! daß Sie es ſchon ſo weit gebracht haben. Ich wußte, daß Sie ſogleich etwas treffen würden.

Siebzehntes Kapitel.

Da in dieſer Geſchichte auch des Oheims unſers Helden, gedacht iſt: ſo mag zur Characterſchilderung von dieſem auch noch folgende Erzählung hier einen Platz finden.

Eine Diebsbande würdigte den Mann, der gewöhnlich eine bare Summe von drey bis viertauſend Pfund im Hauſe liegen hatte, mit Recht ihrer Aufmerkſamkeit, und machte den Anſchlag, da freywillig von ihm gar Nichts zu bekommen war, ihm recht viel mit Gewalt zu nehmen. Kraft dieſes löblichen Vorſatzes drangen die beherzteſten

Mitglieder der ſaubern Zunft einſt des Nachts zu=
erſt in den Stall, und banden, trotz ſeiner muthi=
gen Gegenwehr, zuerſt ſeinen Bedienten, und
ſodann im Hauſe ſelbſt ſeine beyden Mägde, und
zwar dieſe zuſammen. Jetzt erſchienen ſie vor
dem Bette des Herrn, der ſich gewöhnlich ſchon
um acht Uhr niederzulegen pflegte, und ließen
ihm ſehr höflich die Wahl, ob er ſich todtſchießen
laſſen, oder ihnen im Vertrauen den Ort anzeigen
wolle, wo ſein entbehrliches Geld anzutreffen ſey.
Zum Wunder wählte er das letzte, gab aber jedoch
ihnen den Schlüſſel zu ſeiner Schatulle nicht eher,
als bis ſie ihn verſichert hatten, daß ſeinem Be=
dienten, der ſehr bey ihm in Gunſt ſtand, kein
Leid geſchehen ſollte. Als aber die Räuber in der
Schatulle nicht mehr als funfzig Guineen fanden,
bezeugten ſie ihm, daß dieſe Kleinigkeit für ihre
dermahligen Bedürfniße bey weitem nicht hin=
reiche, und daß ſie alſo, wenn er ihnen nicht eine
beſſere Probe ſeiner Aufrichtigkeit gebe, ſo leid es
ihnen thue, nicht würden umhin können, ſeinen
Kopf zur Zielſcheibe ihrer Piſtolen zu machen,

und wirklich hatte dieſe Drohung die Folge, daß der Geängſtigte zum Verräther an ſeinen Schätzen wurde. Die Räuber fanden an dem Ort, den er ihnen bezeichnete, einen großen Schubkaſten, und in dieſem nicht weniger, als zweytauſend ſiebenhundert Guineen. Nachdem ſie ihre Beute in zwey große Körbe gepackt hatten, nahmen ſie mit der Erklärung Abſchied, Einer von ihnen werde zurück bleiben, um ihn bey dem geringſten Schreyen um Hülfe auf der Stelle zu ermorden. Doch Herr Harvey ließ ſich nicht länger ſchrecken. Meine Herrn! ſprach er mit der größten Kaltblütigkeit, indem er ſeine Uhr vor ſich hinlegte, ich will mir keine Mühe geben, daß Sie beym Kopfe genommen werden, und ich laſſe Ihnen alſo auf Ehre zwanzig Minuten Zeit zu Ihrer Flucht. Aber nach dieſer Friſt ſoll mich keine Gewalt abhalten, nach meinem Bedienten zu ſehen. Er hielt pünctlich Wort, und befreyte nach zwanzig Minuten den Gebundenen, die Räuber aber entkamen, ob ihnen gleich das ganze Dorf nachſetzte. Als das Geſindel einige Jahre ſpäter wegen ähnlicher Ver=

brechen eingezogen wurde, weigerte ſich Herr Harvey ſchlechterdings, auf die erhaltene Vorladung vor Gericht zu erſcheinen, um gegen ſie zu zeugen. Ich habe, ſprach er zu ſeinem Sachwalter, der wegen der Sache in ihn drang, mein Geld verloren, und nun wollen Sie, daß ich auch noch meine Zeit verliere! Den Zug, daß Herr Harvey in ſeiner verzweifelten Lage und mit Gefahr ſeines Lebens für ſeinen Bedienten ſorgte, wird gewiß Niemand leſen, ohne für den Mann, trotz ſeines Geizes, Achtung zu empfinden.

Achtzehntes Kapitel.

Zum Beſchluß noch einige Worte über den Character des Helden der gegenwärtigen Geſchichte. Gewiß gehört der Mann unter die merkwürdigſten Erſcheinungen. Wer war geiziger als Herr Elwes, und wer war zugleich gewiſſenhafter, als er? Er widmete ſein ganzes Leben dem Geſchäft, Geld zu gewinnen, und doch verabſcheute er den Wucher. Wenn er ſeinem Nächſten Nichts ſchenk-

te, ſo diente er ihm doch, und beynahe ſcheint es, er habe vom Geben mehr das Wort, als die Sache gehaßt. Wie hätte er ſonſt ſo viele Summen, die nie wieder zu ihm zurückkehrten, ausleihen können? Wollte er vielleicht wenigſtens die Hoffnung, das Gegebene wieder zu bekommen, oder das Recht, es wieder zu fordern, behalten? Uneigennützigkeit bey einem Geizigen iſt eine wahre Heldentugend, und kann man dem Herrn Elwes dieſe Tugend abſprechen, wenn man ſich an ſein Betragen im Verhältniß mit Andern, und beſonders im Dienſte ſeines Vaterlands erinnert? Mit Einem Worte, ſein Geiz ließ ihn in der Regel nur vergeſſen, was er ſich ſelbſt, nicht aber was er Andern ſchuldig war, und wenn ſeine Bediente es nicht beſſer hatten, als er, ſo liegt der Grund ſeiner Härte gegen ſie vielleicht bloß darin, daß er ſie als ergänzende Theile ſeiner Perſon betrachtete. In der That, der Geiz wäre wohlthätig, wenn er immer in Begleitung der löblichen Eigenſchaften erſchiene, die man allgemein dem Herrn Elwes nachrühmte. Friede alſo mit der

Aſche eines Mannes, deſſen Liebe zum Golde mit größerem Recht ein kindiſches Spiel, als eine verderbliche Leidenſchaft genannt zu werden verdient, und von dem man, wenn man ihm auch Geiz im gehäſſigſten Sinne zur Laſt legt, doch zugleich zu geſtehen gezwungen iſt, eines der größten Laſter habe ihn nicht laſterhaft machen können.

1 8 1 5.

Fünfte Abtheilung.

1 8 1 5.

Fünfte Abtheilung.

I.

Die Feder im Mund.

Der Mund, da er gerade nicht bey guter Laune war, fand es auf einmahl ſeiner unwürdig, daß manche Schreibende, während ſie eine Pauſe in ihrem Geſchäft machen, ihm zumuthen, ihnen die Feder zu halten. Er knirſchte mit den Zähnen vor Unmuth, und konnte kaum Worte finden, ſeinem Verdruß gegen das edle Werkzeug Luft zu machen, durch deſſen Hülfe Iliaden und Klinggedichte, Theodiceen und Kochbücher ans Licht treten.

Nichtswürdiges Ding! fing er an, glaubſt Du, ich habe Nichts zu thun, als mich mit

Dir zu ſchleppen? Kaum hält Dich die Hand ſelbſt ſo lange, als ſie Dich mir zu halten gibt, und meinen eigenen Beruf muß ich hintanſetzen, um Dir zu dienen. Oft und viel kann ich bloß Deinetwegen kein vernünftiges Wort hervorbringen, und eben jetzt hinderſt Du mich wieder, meine ganze Beredſamkeit an Dir zu erſchöpfen. Verwünſcht ſeyſt Du, und verwünſcht ſey die einfältige Gans, der man Dich aus dem Flügel gerupft hat!

Die Feder war ziemlich betreten, als ſie den Mund in dieſem ihr ganz ungewohnten Tone mit ihr ſprechen hörte. Aber da ſie von jeher ſich vor keinem Gegner fürchtete, und jedem gehörig zu antworten wußte: ſo blieb ſie auch ihm Nichts ſchuldig.

Undankbarer! ſprach ſie, für tauſend große Dienſte willſt Du mir nicht einmahl einen kleinen leiſten! Statt daß Du unaufhörlich von meinem Lob überfließen ſollteſt, überſchütteſt Du mich mit Schmähungen, und führſt eine Sprache gegen mich, wie — ich ſelbſt, wenn

der nichtswürdige Nundinator Schmul, oder ſein Spießgeſell, der eben ſo nichtswürdige vielgewanderte Nullus, oder der dritte im Kleeblatte, der unbedeutende, und von einem ewigen Hunger gepeinigte Viel-Schreiber Aloyſius, oder ſonſt ein verächtlicher Zeitungs-Söldner mich in die Hand nimmt.

Du kannſt zwar unmöglich alle Wohlthaten behalten, die Du täglich von mir empfängſt, aber Du ſollteſt doch auch nicht alle vergeſſen. Du bildeſt Dir ein, es gebe keinen größern Redner, als Dich. Aber wie oft bin ich genöthigt, ſtatt Deiner zu reden, weil man Dich ſchon auf drey Schritte nicht mehr vernimmt, und weil Alles, was Du ſagſt, im eigentlichen Verſtand in den Wind geſprochen iſt! Wie oft muß ich ferner mich abſtumpfen, damit Du herrlich und in Freuden lebſt! Denkſt Du nicht, wenn Du Morgens voll Begierde nach Deinem Frühſtück, Mittags nach Deinem Mittageſſen, und Abends nach Deinem Abendeſſen ſchnappſt, wie oft Du ohne mich vergebens ſchnappen wür-

deſt? Wie viele gebratene Tauben kommen Dir bloß durch mich zugeflogen, und rechneſt Du den ſüßen Wein für Nichts, in welchen ich meine Tinte für Dich verwandle? Endlich, um das Beſte nicht zu vergeſſen, muß ich nicht die Liebesbriefe und Liebeslieder ſchreiben, welchen Du es mehr als Deiner eigenen Beredſamkeit verdankſt, daß es gleichſam Küſſe auf dich regnet?

Bezähme alſo, guter Freund! Deinen lei- der Dir angeborenen Hang zum Läſtern, und ſtatt loſe Reden gegen mich zu führen, bemäch- tige von nun an ſogleich mit edler Dank- und Dienſtbegierde Dich meiner, wenn irgend eine ſchreibende Hand mich — hinters Ohr ſtecken will!

Was konnte der Mund auf dieſe Gründe antworten? Er fühlte, daß die Feder Recht hatte, und ließ ihr verſtummend das letzte Wort.

II.

Die Thierpeiniger.

Ohne Furcht vor dem höchſten und gütigſten Weſen, ohne deſſen Willen kein Sperling vom Dache fällt, iſt das allein ſündige Geſchöpf der Erde, iſt der Stolze, der ſich zum Herrn der Schöpfung aufgeworfen hat, iſt der Menſch der Tyrann der Thiere, und vom Elephanten an, den ſein nichtswürdiger Treiber von Welt zu Welt ſchleppt, bis zur Mücke, die von bübiſchen Händen geſpießt wird, ruft Alles, was neben ihm athmet, Wehe über ihn. Euer Uebermuth und Eure Habſucht machen das Pferd zum Rennthier, und nie beſteigt Ihr ſeinen Rücken,

oder den von ihm gezogenen Wagen ohne Sünde. Sogar der ſelbſtgequälte verächtliche Knecht wetteifert mit dem gefühlloſen Herrn, dem er durch die Straßen nachjagt, in der Grauſamkeit gegen das edle Thier. Selbſt das Pflügen wird zum Verbrechen durch die Martern, welche der wohlthätige Stier erfährt. Vergeltet Ihr dem treuen Hund ſeine Tugenden nicht ſo, als ob er ſie bloß beſäße, um Eure entgegengeſetzten Laſter zu ſtrafen? Wie mit einem Hund will ich mit Dir umgehen! wie oft hört man dieſe ruchloſe Drohung von Euren Lippen, und was iſt ſie Anders, als ein freches Geſtändniß, daß Ihr ein Recht zu haben glaubt, die Teufel des armen Thiers zu ſeyn, und daß Ihr von dieſem Rechte wie wahre Teufel Gebrauch macht? Sichert die Nachtigall und die Lerche ihr Lied, ſichert den Schmetterling ſeine Farbenpracht, ſichert die Biene und die Ameiſe ihr Fleiß, ſichert den Wurm ſeine Armſeligkeit, ſichert die Spinne das Grauen, mit welchem Ihr ſie betrachtet, vor Eurer Mißhandlung? Ihr ſeyd die ſtärkern und erbarmungs-

loſern Geyer der Vögel, und verſchont nicht einmahl ihre nackende Brut. Ihr ſchlagt die Eule ans Kreuz, und laßt den verſtümmelten Froſch verſchmachten. Ihr trozt ſelbſt der Gefahr, um zu plagen und zu unterdrücken, und nie zeigt Euer Muth ſich größer, als wenn er ein Laſter iſt. Eure Ketten ſollen den Löwen Euren eigenen Sclavenſinn lehren, und das Kamehl muß knien und kriechen lernen, wie Ihr. Nicht bloß ſterben ſoll das harmloſe Reh für Euch, es ſoll den Tod unter Qualen leiden. Ihr ſeyd menſchlich, wenn Ihr bloß mordet, und der Fiſch, wenn er an der Angel zappelt, gewährt Euch größere Luſt, als wenn ihn der Koch Euch auf die Tafel ſetzt. Gott gibt dem Vieh ſein Futter, aber der Menſch verſagt es ihm, und verbindet, troz dem ernſten Verboth, dem dreſchenden Ochſen, während er ihm doppelte Arbeit auferlegt, das Maul.

Doch wer vermag die Unthaten alle zu zählen, von welchen Ihr Tag und Nacht, Sonne und Mond zu Zeugen, und den ganzen beleb-

ten Raum, den Wald, wie die Flur, das Haus; das Ihr bewohnt, wie die Straße, auf der Ihr wandelt, zum Schauplatze macht? Wahrlich, Löwen und Tieger, Wölfe und Bären ſind nicht reißend, und Schlangen und Baſilisken nicht giftig genug, um die übrigen Thiere an dem reißendſten und giftigſten von allen, an dem Menſchen zu rächen.

Aber warum machen ſich Menſchen des Verbrechens der Unmenſchen theilhaftig durch Schweigen und Dulden? Gibt es ein unſchuldigeres Blut als das Blut der Thiere, und dieſes ſoll der Muthwille ungeſtraft vergießen dürfen? Wäre es des Staats unwürdig, wenn er einen Gerichtshof beſtellte, der dieſen armen Geſchöpfen Recht ſpräche? Oder verſagt man ihnen bloß darum das Recht, weil ſie nie Unrecht haben, und weil die Armen keinen Sachwalter bezahlen, noch, wenn anders nicht das Schaf ſeine Wolle, und das Huhn ſein Ey auf den Altar der Themis legen ſoll, einen Richter beſtechen können? Wahrlich, es gibt gar kein Recht in der Welt,

ſo lange es nicht lauter Recht in der Welt gibt. Ihr müßt gar kein Unrecht dulden, oder jedes, und kein Menſch iſt vor Mißhandlungen ſicher, ſo lange es nicht auch die Thiere ſind. Es iſt ganz billig, daß Ihr die Diebe hängt. Aber warum ſoll der Schurke nicht wenigſtens die Geißel ſelbſt fühlen, der ſie gegen ſein beſſeres, ihn ernährendes Thier mißbraucht? Auch hier werde Gleiches mit Gleichem vergolten! Geißelt den Geißelnden! Gebt ihn der öffentlichen Schande Preis! Laßt ihn die Koſten eines Spitals für kranke, abgelebte, hülfloſe und verlaſſene Thiere tragen, und nachdem das Verbrechen ſchwer iſt, macht ſelbſt dem Zuchthaus und dem Galgen die Freude, der vernunftentbehrenden Unſchuld gegen die vernunftbegabte Gefühlloſigkeit, Hartherzigkeit und Grauſamkeit Genugthuung zu verſchaffen!

O Ihr Menſchen! ſoll ewig die ganze Natur vor Euch zittern? Soll die Barmherzigkeit, ſoll die menſchlichſte aller Tugenden dem Menſchen ſtets die fremdeſte ſeyn? Denkt an Eure eige-

nen Leiden, und denkt, daß keines derſelben ewig dauert! Eure Tyrannen wüthen — und ſterben; das Glück wird müde, Euch zu verfolgen; dem Krieg folgt der Friede, und keinen Augenblick weicht der tröſtende Engel, den man Hoffnung nennt, Euch von der Seite. Aber das Leben der Thiere iſt durch Eure Schuld eine endloſe Qual, ach! und die Armen kennen nicht einmahl den Tod, der den Unglücklichſten von Euch als Bürge ihrer Erlöſung vor Augen ſteht. O es iſt ein zehnfaches Verbrechen, Geſchöpfe zu martern, die, wenn ſie leiden, nicht einmahl einen Troſt haben.

Schont alſo, Ihr Grauſamen, ſchont wenigſtens die Thiere, wenn Ihr einander ſelbſt nicht ſchonen wollt! Habt Erbarmen mit dem frommen Lamm und mit dem muthigen Pferd, mit dem wachſamen Hund und mit dem pflügenden Stier! Erbarmt Euch des wilden und des zahmen Viehs! Erbarmt Euch der Vögel unter dem Himmel, der Thiere auf und in der Erde, und der Fiſche im Waſſer! Erbarmt Euch aller

Geſchöpfe, und Euer Erbarmen ſey um ſo größer, je höher Ihr über ſie erhaben ſeyd! Hört auf, die Thiere zu quälen, damit Ihr den Nahmen Menſchen verdient! O laßt es Euch immer wieder ſagen, wenn Ihr die Thiere mißhandelt, ſo mißhandelt Ihr die Unſchuld, und bildet Ihr Euch ein, dieſe ungeſtraft beleidigen zu können, was iſt dieſe Einbildung anders, als eine Läſterung der höchſten Gerechtigkeit?

III.

Flüchtige Bemerkungen eines Sonderlings über Liebe und Ehe.

Was iſt die Liebe? Ein Uebel, von welchem zwar die meiſten Menſchen vermöge der Schwäche ihrer Natur befallen werden, das man aber, gerade weil es ein Uebel iſt, nicht hegen, ſondern heilen muß. Sie iſt ein Rauſch, den man, und zwar zu ſeinem Glück, meiſtens ſchon in der Hochzeitnacht ausſchläft, und Nichts iſt mir lächerlicher, als wenn man ſie zur Bedingung einer Heirath macht. Ihr Thoren! wie lange bleibt Ihr denn verliebt? Jahr und Tag, meinetwegen, wenns hoch kommt. Und wie lange verheirathet? Eure ganze Lebenszeit. Was liegt alſo daran,

ob Ihr von funfzig Jahren, die Ihr beyſammen lebt, das erſte Jahr verliebt ſeyd, oder nicht? Der Verſtand, und nicht das Herz muß, wenn Ihr heirathet, zu Rath gezogen werden, und zwar, da junge Leute keinen haben, der väterliche, oder der mütterliche, oder der vormundſchaftliche. Ueberhaupt gebührt den Kindern bey ihrer Verheirathung eben ſo wenig eine Stimme, als ſie eine bey ihrer Taufe hatten. Die Aeltern geben dem Sohn ein Weib, der Tochter einen Mann, und erſt wenn ſie vom Altare kommen, fängt die Rolle der Verheiratheten an. Jetzt mögen ſie einander kennen, lieben, achten, lenken, meinetwegen auch beherrſchen, was aber die Hauptſache iſt, ertragen lernen. Erſt in der Ehe erfährt man, was zur Ehe gehört, und zwey junge Leute, die vor der Ehe einen Jahre langen Roman ſpielten, beginnen ſie eben ſo unwiſſend, als ob ſie ſich im Augenblicke der Trauung zum erſten Mahle geſehen hätten. Alle Kinder ſollten im Ernſt wie Fürſtenkinder verheirathet werden, ſtatt daß dieſe

erlauchte Sitte des höchſten Stands bis jetzt nur zugleich auch dem niedrigſten, dem Bauernſtande, eigen iſt. Wie viel Verdruß wäre den Aeltern, wie viel Unglück den Kindern, und wie viel Romanen-Unſinn der Welt erſpart! Je mehr Liebe vor der Ehe, deſto weniger in der Ehe! Denkt an die Griechen und Römer, die Ihr ſo oft, und immer auf eine verkehrte Weiſe nachahmt! Spielte jemahls die ungezügelte Leidenſchaft, die Ihr Liebe nennt, bey ihnen überhaupt, und beſonders wenn von einer ſo ernſten Sache, als eine Heirath iſt, die Rede war, eine bedeutende Rolle? Dafür wußten ſie aber auch von keinen Werthers-Leiden, von keinen Romeo- und Juliens-Trauerſpielen, von keinem verſtümmelten Abälard, und weder von einer alten, noch von einer neuen Heloiſe. Die Kunſt, die Ovid gelehrt hat, war ihnen weniger verderblich, als die, welche Eure Romanenſchreiber Euch lehren, und von welcher die Natur Nichts weiß. Niemand ſtarb vor Liebe, und noch weniger ſah man Narren und Närrinnen, die ſich vor Liebe auf-

henkten, oder vergifteten, oder ins Waſſer ſtürz-
ten. Mit Einem Wort, ſoll es beſſer in der Welt
werden, ſo erhebt Euch mit der ganzen Kraft Eu-
rer Seele gegen die verderblichſte aller Leiden-
ſchaften. Brecht der Liebe den Hals, damit ſie
nicht Euch den Hals bricht, und haßt den Amor
als den einzigen Teufel, den Ihr zu fürchten habt.
Geſteht Euch Euer Sohn, er ſey in dieſes oder
jenes Mädchen, oder Eure Tochter, ſie ſey in die-
ſen oder jenen jungen Menſchen verliebt: ſo ant-
wortet dem Sohn, oder der Tochter: Ihr ſollt
Euch nicht heirathen, gerade weil Ihr Euch liebt.
Seyd Ihr einmahl verheirathet, und es ereignet
ſich, daß Man und Frau ſich in einander verlieben,
ſo iſt es Eure Sache. Ihr mögt dann ſehen, ob
Ihr trotz der Liebe, miteinander leben könnt,
oder ob es zur Eheſcheidung kommen muß, die
in dieſem beſondern Falle von Rechtswegen durch
die Geſetze nicht erſchwert werden ſollte. Wenig-
ſtens will ich mit leichter Mühe beweiſen, daß
man bequemer in der Ehe lebt, wenn man ſich
haßt, als wenn man ſich liebt.

IV.

Die Heirath nach des Vaters Willen.

1.

Der unglücklichſte Mann.

Bin ich nicht der unglücklichſte Mann unter der Sonne? rief der alte Kaufmann Luchs, und wollte eben mit dem Fuß auf den Boden ſtampfen, als er ſich noch zu rechter Zeit erinnerte, daß dieſe Art, ſeine Ungeduld auszudrucken, einem Manne nicht gezieme, der — das Podagra hat.

Es gab eine Menge Leute in der Stadt, worin Herr Luchs lebte, die täglich wünſchten, ſo unglücklich zu ſeyn, als der unglücklichſte Mann unter der Sonue, oder die vielmehr Unglück und ein Vermögen von zwey Mahl hunderttauſend Tha-

lern; wenn man auch das Podagra hat, gar nicht zuſammenreimen konnten.

Zwar kann ein reicher Mann, und vollends ein reicher Kaufmann, trotz ſeiner zwey Mahl hunderttauſend Thaler, ſich höchſt unglücklich fühlen, wenn er z. B. zuvor vier Mahl hunderttauſend beſeſſen, und die Hälfte davon verloren hat. Aber von einem Unglück dieſer Art, das er allerdings ſchwerlich überlebt haben würde, wußte Herr Luchs Nichts. Er hatte in ſeinem Handel, und überhaupt in ſeinem ganzen Leben immer nur gewonnen, und der einzige Verluſt, den er jemahls erlitt, den er aber, ob er gleich der größte war, den ein Mann erleiden kann, auf eine Art ertrug, als ob er ihm völlig gleichgültig wäre, beſtand in ſeiner Frau.

In der That war es dem guten Manne auch gar nicht Ernſt mit ſeiner Behauptung, daß er der unglücklichſte Mann unter der Sonne ſey, und er würde den Glücklichſten und Zufriedenſten, der nur zehntauſend Thaler weniger beſaß, als er, zuverläßig ausgelacht haben, wenn ihm von die-

ſem ein Tauſch angebothen worden wäre. Mit Einem Worte, der Unmuth hatte ihm den Ausruf ausgepreßt, und die Quelle dieſes Unmuths war — ſeine Tochter.

2.

Das unglücklichſte Mädchen.

Wenn die Leute ſich nicht bereden laſſen wollten, Herr Luchs ſey unter der Sonne der unglücklichſte Mann, ſo waren ſie dagegen einſtimmig der Meinung, Julie, ſeine Tochter, ſey das ſchönſte Mädchen unter derſelben. Aber das ſchönſte Mädchen unter der Sonne nannte ſich täglich das unglücklichſte unter derſelben, und an ihrem Unglück war Niemand ſchuld, als der Mann, der behauptete, aufs Beſte für ihr Glück zu ſorgen, nähmlich der Herr Papa.

3.

Einigkeit und Uneinigkeit.

Der Vater muthete der Tochter zu, ſie ſollte heirathen, und ſoviel auch gewöhnlich die Mädchen gegen dieſe Zumuthung einzuwenden haben, ſo bereitwillig war Julie, ihr zu gehorchen. In

dieſem Stücke herrſchte alſo die größte Einigkeit zwiſchen ihr und ihrem Vater. Aber ſobald dieſer den Mann nannte, den ſie heirathen ſollte, ſo nannte ſie ſogleich einen andern, den ſie heirathen wollte, und der Papa wurde beynahe über ihren Willen noch zorniger, als die Tochter über den ſeinigen betrübt war.

4.

Die väterliche Wahl.

Man wirft den meiſten Vätern, und leider nur mit zu vielem Rechte vor, daß wenn ſie für ihre Töchter einen Mann ſuchen, ihre Wahl nicht immer gerade auf den Liebenswürdigſten fällt. An Geld fehlt es dem erkorenen Schwiegerſohne ſelten, aber deſto mehr an andern Eigenſchaften, die ein verſtändiges Mädchen mit Recht höher achtet, als Gold, und was noch mehr iſt, höher als Perlen, und was kaum glaublich iſt, ſogar höher, als Kutſchen und Pferde. Bey dem einen Freyer ſind ſchon die Jahre gekommen, die ihm ſelbſt nicht, und der Geliebten noch viel weniger gefallen. Ein anderer iſt nicht ſo hübſch von Ge=

ſtelt, wie man billig ſeyn ſollte, wenn man von einem hübſchen Mädchen geliebt ſeyn will; ein dritter gibt durch ſein Betragen zu erkennen, daß er auch, wenn er eine Frau hätte, noch Herr im Hauſe würde ſeyn wollen. Ein vierter hat das Pulver, und ein fünfter das Tanzen nicht erfunden. Ein ſechster ... Doch wer kann alle Mängel zählen, für welche die Geldliebe der Väter gar keine, und ein Mädchen tauſend Augen hat? Von dem Herrn Luchs muß man jedoch rühmen, daß ſeine Tochter ſelbſt kaum beſſer hätte wählen können, als er für ſie gewählt hatte. Heinrich Wehrfeld, ſo hieß der Erwählte, war kaum fünf und zwanzig Jahre alt, und das männliche Geſchlecht wurde eben ſo wenig müde, ſeinen perſönlichen Eigenſchaften, als das weibliche, ſeiner Perſon ſelbſt Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Er hatte ſogar, was Juliens Weigerung in den Augen des Vaters noch unverzeihlicher machte, den Nahmen mit ihrem Erwählten gemein, indem beyde Brudersſöhne waren. Uebrigens waren dem Herrn Luchs über die mannigfaltigen

Vorzüge des jungen Mannes, ungeachtet er ihn von Kindheit auf kannte, erſt ſeit drey Monaten die Augen aufgegangen, da der letzte Wille eines Oheims ganz unverhofft durch eine reiche Erbſchaft ſeinen übrigen Verdienſten die Krone aufſetzte.

Schon am nähmlichen Tage, als er Nachricht von dem Vermächtniß erhielt, rief er die Tochter auf ſein Zimmer.

Es iſt Zeit, daß Du heirathest, fing er an.

Julie ſchwieg.

Iſt die Jungfer ſtumm? fuhr er fort. Du ſollſt heirathen, ſage ich, und erwarte, daß Du antworteſt, wie es einer Tochter geziemt, wenn ihr der väterliche Wille bekannt gemacht wird.

Ich hoffe, ſprach ſie, der väterliche Wille und mein Glück ſind Eins.

Allerdings, erwiederte er, wenn nähmlich der Verſtand und das Glück, welchem Du dieſen Nahmen gibſt, Eins ſind. Ich will, daß Du den

jungen Wehrfeld heirathest. Dieſer Wille macht Dich glücklich, weil er vernünftig iſt, und alſo muß er auch der Deinige ſeyn.

Den jungen Wehrfeld wollen Sie, daß ich heirathe? rief Julie. O beſter Vater! wie ſoll ich Ihnen für dieſe Güte danken? Meine Hoffnung, Ihre Abneigung gegen den guten Mann werde endlich beſſeren Gefühlen weichen, hat mich alſo doch nicht getäuſcht?

Meine Abneigung? verſetzte er. Wenn habe ich denn etwas gegen den jungen Menſchen gehabt? Doch zum Henker! Ich glaube gar, Du meinſt ſeinen Vetter, Deinen verdammten Franz. Wie oft habe ich Dir ſchon verbothen, ſeinen Nahmen gegen mich zu nennen! Und jetzt bildeſt Du Dir gar ein, ich werde ſelbſt für den Bettler bey Dir werben. Nicht von dem Menſchen, der Nichts iſt, weil er Nichts hat, iſt die Rede. Den Heinrich meine ich, ihn ſollſt Du heirathen.

Den Heinrich? ſprach Julie. Ich erſtaune. Woher wiſſen Sie, daß er mich liebt?

Ich weiß Nichts, erwiederte der Alte, als daß jeder junge Menſch, der kein Narr iſt, ein Mädchen zur Frau begehrt, dem der Vater, wenn er will, hundert tauſend Thaler zum Brautſchatz geben kann. Und war Dir Heinrich nicht von jeher gut, ob Du gleich immer die Spröde gegen ihn ſpielteſt?

Die ſchöne Julie fuhr fort, dem Vater zu beweiſen, daß ſie, und wenn ſelbſt ein Mann, der mehr Millionen als Haare auf dem Kopf zählte, um ſie anhielte, doch laut der Stimme ihres Herzens, das ihr Liebe, und laut der Stimme ihres Gewiſſens, das ihr Treue gebiethe, keinem Andern, als dem armen Franz Wehrfeld ihre Hand geben könne, und da für dieſe Herzens- und Gewiſſens-Stimmen Herr Luchs keine Ohren hatte, ſo verlor er endlich die Geduld, und befahl der Tochter, ihm aus den Augen zu gehen, während er, wie gewöhnlich, in die Frage ausbrach, ob er nicht der unglücklichſte Mann unter der Sonne ſey.

5.
Die Wahl der Tochter.

Herr Franz Wehrfeld, den das Schickſal ausersehen hatte, den alten Herrn Luchs zum unglücklichſten Mann, und ſeine ſchöne Tochter zum verliebteſten Mädchen unter der Sonne zu machen, war ein Dichter, oder vielmehr er war, da er ſich ſchämte, zu ſeyn, was Leute wie Klopſtock und Wieland waren, eine poetiſche Natur, und dieſer Natur dankte er vorzüglich das Wohlgefallen, das die gute Julie an ihm fand. Wenn neun Muſen ſich um die Wette beeifern, einem jungen Menſchen ihre Gunſt zu beweiſen, was bleibt einem armen Mädchen übrig, als eben dieſem jungen Menſchen ſich ganz und gar zu ſchenken? Zwar behaupteten eine Menge Leute, und man konnte beynahe ſagen, das Publikum behauptete, Herr Franz Wehrfeld werde von den Muſen ein wenig zum Beſten gehabt, und in der That, wer die Muſen nicht ſtatt auf dem Pindus im Irrhauſe ſuchte, konnte ihnen unmöglich den geringſten Antheil an der Poeſie des Herrn

Franz Wehrfeld zutrauen. Allein Julie hatte zu ihrem Unglück und zu ſeinem Glück noch gar keine andere Verſe geleſen, als die ſeinigen, und von den ſeinigen wieder keine andere, als die, deren Gegenſtand ſie ſelbſt war, und je weniger ſie von ſeiner Götterſprache verſtand, deſto mehr wurde der Dichter und ſein Werk von ihr bewundert. Wäre ich doch, ſprach ſie oft zu ſich ſelbſt, nur auch ein Mann! Wenn ich armes Mädchen mich zu Tode martere, vermag ich doch weder etwas zu ſprechen, noch zu ſchreiben, das nicht andere Leute eben ſo gut verſtehen, als ich ſelbſt. Aber die Männer! O die glücklichen Geſchöpfe! Ganze Bücher können ſie ſchreiben mit deutſchen Buchſtaben und mit deutſchen Worten, ohne daß ich, oder eine andere deutſche Seele mehr davon verſteht, als wenn es arabiſch, oder gar ſpaniſch wäre. O es muß himmliſch, es muß zum Entzücken ſeyn, lauter Dinge zu ſagen, aus welchen die Leute nicht klug werden können, und ich wollte gern zehn Jahre lang Nichts thun, als den Leuten zuhören, bey welchen man dieſe Kunſt

lernen kann, wenn ich nur nicht fürchtete, ich ſey zu ungeſchickt dazu.

6.

Wankende Liebe.

Wer nicht liebenswürdig iſt, kann unmöglich lange geliebt werden, und ein unverdientes Glück iſt in der Regel auch ein kurzes. Niemand war aber weniger liebenswürdig, als, trotz ſeiner poetiſchen Weihe, Herr Franz Wehrfeld, und was konnte alſo natürlicher ſeyn, als daß er mit jedem Tage mehr in der Gunſt eines Mädchens ſank, deſſen Augen anfänglich bloß darum in ihm den liebenswürdigſten aller Männer erblickten, weil eben dieſe Augen wenigſtens in der Nähe noch keinen andern geſehen hatten? Jetzt aber ſahen dieſe Augen täglich einen andern, neben welchem Herr Franz ungefähr ſo viel Glanz behielt, als ein Kieſel neben einem Diamant, und dieſer andere war — Heinrich.

Herr Luchs hatte ganz Recht. Heinrich Wehrfeld war der ſchönen Julie von jeher gut, oder vielmehr er liebte ſie ſo ſehr, als jemahls irgend

ein Heinrich eine Julie geliebt hat. Einen Nebenbuhler wie Franz rechnete er für gar Nichts, und Nichts konnte ihm daher erwünſchter ſeyn, als die öftern Einladungen des Herrn Luchs, die, indem ſie ihn zum Voraus die väterliche Einwilligung hoffen ließen, ihm zugleich Gelegenheit verſchafften, ſich unvermerkt die Bahn in das Herz der Tochter zu brechen.

7.

Glückslaunen.

Während der berühmte blinde Gott ſich der Sache des guten Heinrichs bey der ſchönen Julie recht ernſtlich anzunehmen ſchien, ließ ihn die eben ſo berühmte, und eben ſo mit Blindheit geſchlagene Göttinn einen Unfall erfahren, der eben dieſer Sache bey dem Vater den ſchlimmſten Ausgang drohte. Das einzige Verdienſt, das man haben mußte, um ein würdiger Schwiegerſohn des Herrn Luchs zu ſeyn, hieß, wie wir bereits wiſſen — Geld, und dieſes Verdienſts ſah ſich der arme Heinrich eben ſo ſchnell wieder beraubt, als er es erlangt hatte. Ein vertrauter Freund

des verſtorbenen Oheims, der als er ſtarb gerade abweſend war, trat mit einem zweyten Teſtament auf, nach welchem nicht Heinrich, ſondern Franz der einzige Erbe des Verſtorbenen ſeyn ſollte. Alle Welt ſchimpfte über den unſeligen Einfall des ſeligen Oheims. Der ſonſt vernünftige Mann hieß es, müße kindiſch, oder gar toll geweſen ſeyn, als er einen Menſchen zum Erben von hunderttauſend Thalern erklärt habe, der, ſeine Poeſie mit dazu gerechnet, nicht hundert Groſchen werth ſey. Aber das Teſtament ließ ſich durch die bitterſten Wahrheiten nicht vernichten, und Herr Franz verlor keinen Augenblick, es in ſeiner ganzen Strenge geltend zu machen. Wenn Sie mein Freund bleiben wollen, ſagte ihm Julie, ſo theilen Sie mit Ihrem Vetter. Aber ein ſo großer Schatz auch ein Mädchen, beſonders in poetiſchen Augen iſt, ſo waren doch funfzigtauſend Thaler in den Augen unſers Poeten noch ein größerer, und er ſchlug alſo der ſchönen Julie ihr Geſuch mit ſo dürren Worten ab, als ob eben dieſe Worte eine Stelle in ſeinen

Gedichten einnehmen ſollten. In der That, was mußte ein kluger Mann, wie er, von einem Mädchen denken, das ihn ſchon vor der Ehe zu einer ſo ungeheuren Verſchwendung verleiten wollte? Der arme Heinrich war und blieb alſo der arme Heinrich, und wie gern wäre er es geweſen, wenn er mit ſeiner Erbſchaft nicht auch die Hoffnung auf den Beſitz ſeiner Geliebten verloren hätte!

8.

Beſſeres Glück.

Heinrich hatte der ſchönen Julie bisher ſeine Liebe auf jede mögliche Art, nur nicht mit Worten erklärt, und jetzt erklärte ſie ihr der wunderliche Menſch mit der Bitte, daß ſie — ihn ja nicht wieder lieben möchte, und mit den heiligſten Betheurungen, daß er ſie ſobald als möglich vergeſſen wolle. Aber hat jemahls eine Schöne die erſte Liebes-Erklärung nach dem Wunſche des Liebhabers beantwortet? Julie wurde gebethen, nicht zu lieben, und ſie erklärte dem Bittenden gerade zu, daß ſie auf ihrem Kopf, oder

vielmehr auf ihrem Herzen beſtehen, und ihn wo möglich noch weit mehr lieben wolle, als er ſie. Sie ſind, ſprach ſie, zum Erſtaunen großmüthig, daß Sie, weil Sie einen Schatz verloren haben, auch dem zweyten entſagen wollen. Aber die Großmuth, mein Herr! ſoll keine Unglückliche machen, und ich, freylich ſollte ich es Ihnen nicht geſtehen, ich würde, da ich mich nun einmahl von Ihren Schmeicheleyen habe bethören laſſen, bey Ihrem Verluſt wenigſtens noch einmahl ſo tief trauern, als wenn mir mein Kanarienvogel davon geflogen wäre. Daß Sie ſchwören, mich vergeſſen zu wollen, dieſe Sünde würde ich Ihnen in meinem Leben nicht verzeihen, wenn ich nicht gewiß wüßte, daß der Schwur der ſchrecklichſte Meineid iſt, deſſen ſich je ein Sterblicher ſchuldig machte. Doch im Ernſt, mein Freund! ich habe die Trauerſpiele nie leiden können, und jetzt ſoll ich wegen Ihrer Grillen ſelbſt die Heldinn von einem werden? Was haben Sie verloren? Eine Erbſchaft! Und wegen dieſes Verluſts ſoll ich nicht Ihre Frau werden? Brauchen Sie denn ſchlech-

terdings hunderttauſend Thaler, um mit Weib und Kindern nicht Hungers zu ſterben? Steht Ihren Talenten nicht beynahe jedes Amt offen, und ſind dieſe Talente, nicht ſelbſt ſo gut, als das beſte Amt? Und ein Oheim, der ſelbſt nicht wußte, was er wollte, ſollte ſein Teſtament zu einem Scheidebrief für uns beyde gemacht haben? Freylich würde mein Vater lieber den König Midas als den König Salomo, wenn dieſer nicht etwa der reichſte von beyden war, zu ſeinem Eidam wählen. Aber wo iſt der Vater, der nicht am Ende ſo gut thun muß, was ſeine Tochter, als was ſeine Frau will? Und damit ich Ihnen Nichts verhehle, der meinige hätte mich vor Kurzem beynahe gezwungen, Ihre Frau zu werden. Was will er alſo antworten, wenn ich ihm jetzt erkläre, ich ſey keineswegs aus Neigung, ſondern bloß aus Gehorſam bereit, meinen Franz gegen ſeinen Heinrich zu vertauſchen? Es wäre gar zu kaufmänniſch, wenn er ſich auf die verlorene Erbſchaft berufen wollte, und ich müßte keine Zunge im Munde haben, wenn ich ihn nicht über=

zeugte, daß es kein größeres Unrecht in der Welt gibt, als wenn ein Vater ſeine Tochter lieber zu einer reichen, als zu einer glücklichen Frau machen will. Kurz, ich will, daß Sie den Muth nicht ſinken laſſen, und der weiblichen Liebe, der weiblichen Standhaftigkeit und der weiblichen Schlauheit das ſchuldige Vertrauen ſchenken.

9.

Väterlicher Vorſatz.

So wenig Gnade bisher Herr Franz Wehrfeld vor den Augen des Herrn Luchs gefunden hatte, ſo freute er ſich doch jetzt über das Glück deſſelben ſo ſehr, als über ſein eigenes. Wer hätte es gedacht, ſprach er zu ſich ſelbſt, daß ein Teſtament einen Knoten zerhauen würde, den meine Gewandheit nicht aufzulöſen vermochte? Welcher Mann kann einem Mädchen den Kopf zurecht ſetzen? Und ich glaube beynahe, Julie ließe ſich eher von mir aus dem Hauſe jagen, als daß ſie den Heinrich heirathete. Wohl mir alſo, daß das Teſtament ihren Franz zu einem ganz andern Menſchen gemacht hat! Ich werde ihr jetzt, wie

es die Vaterwürde erfordert, noch einmahl erklären, daß ſie ſchlechterdings Heinrichs Frau werden müße, und wenn ſie mich dann, indem ſie ſich mir zu Füßen wirft, bey Allem, was heilig iſt, beſchwört, ihrem Herzen, das ewig ihrem Franz gehöre, keine Gewalt anzuthun, ſo werde ich allmählig aus der Rolle des ſtrengen Vaters in die Rolle des zärtlichen übergehen, und ich freue mich zum Voraus auf die ſchönen Nahmen, mit welchen die kleine Närrinn, die ſich in ihr Glück gar nicht wird finden können, den gütigſten aller Väter belegen wird.

10.

Der überraſchte Papa.

Herr Luchs konnte die Vermählung der Erbſchaft mit ſeinem Fleiſch und Blut kaum erwarten, und er ſäumte alſo nicht lange, dem Ziel ſeiner Wünſche näher zu rücken. Nun Julie! ſprach er einſt des Morgens beym Frühſtück, wo er ſich gewöhnlich mit der Tochter allein befand, biſt Du noch immer abgeneigt, durch Dein Glück das meinige zu befördern? Ich ſterbe, wenn ich

Dich nicht noch in dieſem Jahr als die Gattinn eines würdigen Mannes ſehe.

Sie ſollen nicht ſterben, antwortete Julie lächelnd. Aber wer iſt denn der würdige Mann, deſſen unwürdige Gattinn ich werden ſoll? Zwar ſprachen Sie vor Kurzem von Heinrich Wehrfeld. Aber Sie wiſſen ... Hier machte Sie abſichtlich eine Pauſe, die der Papa nicht lange dauern ließ.

Allerdings, ſprach er, iſt Heinrich Wehrfeld der Mann, dem in meinen Augen vor jedem andern der Vorzug gebührt, wenn ich gleich inzwiſchen auch manches Gute von Franz erfahren habe.

Wohl, antwortete Julie, Sie haben inzwiſchen manches Gute von Franz, und ich manches Gute von Heinrich erfahren, nnd da ich mir gern bey ihnen und der Welt den Nahmen einer gehorſamen Tochter erwerben möchte: ſo erkläre ich Ihnen hiemit, daß mein Wille der Ihrige iſt, und daß alſo Heinrich meine Hand haben ſoll. Ich weiß, daß er mich mehr liebt, als Franz, und dem guten Manne gebührt ohnehin ein Erſatz für die verlorene Erbſchaft.

Die Nachricht, das Meer habe ihm ein Schiff verſchlungen, hätte Herrn Luchs, dem Kaufmann, unmöglich einen größern Schrecken verurſachen können, als der Strich, den ihm ſeine Tochter mit ihrem verwünſchten Gehorſam durch die ſchönſte aller kaufmänniſchen Rechnungen machte. Statt alſo die gute Julie für ihre Aufopferung zu umarmen, murmelte er einige böſe Worte von weiblichem Wankelmuth zwiſchen den Zähnen, und wer weiß, ob nicht ohne den erwünſchten Umſtand, daß wegen einiger Mängel des neuen Teſtaments Herr Franz ſich noch glücklich ſchätzen mußte, die Erbſchaft mit Heinrich nur theilen zu dürfen, ſich ſeine kaufmänniſche Natur zum Verderben der armen Liebenden über alle andere Rückſichten hinweggeſetzt hätte? Auf alle Fälle wäre es ihm eben wegen dieſer Theilung am liebſten geweſen, wenn Julie die beyden Vettern zugleich hätte heirathen können.

V.

Ein Goldonſcher Luſtſpiel = Auftritt.

Hat wohl jemahls ein Frauenzimmer das Glück, eines Mannes Weib zu werden, mit ſo vieler Unbefangenheit dem Manne ſelbſt zu erkennen gegeben, als in folgender Scene von der Heldinn eines Goldonſchen Luſtſpiels geſchieht?

Roſaura und Alberto, der Advokat ihres Gegners, der einen Rechtshandel gegen ſie gewann, ſind die Unterredenden.

Roſaura.

Himmel! Alberto kommt? O Verrätherey!

Alberto.

Sie erſchrecken, ſchöne Roſaura! bey dem Anblick eines Mannes, der gekommen iſt, um Sie zu tröſten?

Roſaura.

Spott, mein Herr! iſt der Troſt in Ihrem Munde. Habe ich es nicht ſchon vor Gericht erfahren, welchen Troſt ich mir von Ihnen verſprechen darf?

Alberto.

Können Sie, edle Roſaura! mir meine Pflicht zum Verbrechen machen? Was kann ein gewiſſenhafter Sachwalter Anders thun, als die Sache, die man ihm anvertraute, gegen Freund und Feind vertheidigen, und billigten Sie es nicht ſelbſt, daß ich mich den Schmerz, Ihnen zu ſchaden, nicht zu einer Treuloſigkeit verleiten ließ?

Roſaura.

Reden Sie, was Sie wollen. Ich frage nur, weſſen Schuld es iſt, daß ich unglücklich bin?

Alberto.

Die Schuld des Rechts, beſte Roſaura! und nicht die meinige. Ich will aber, da mein Geſchick mich einmahl zu dem obgleich unſchuldigen Werkzeug Ihres Unglücks machte, die Schuld davon ganz auf mich nehmen, und an mir ſoll es

nicht liegen, wenn Sie nicht vollkommene Genugthuung erhalten.

Roſaura.

Ein gütiges Wort! Aber wie wollen Sie es wahr machen?

Alberto.

Der Rechtshandel, ſchöne Roſaura! koſtet Sie Ihr Vermögen, und einen adelichen Freyer. Für dieſen doppelten Verluſt verſpreche ich Ihnen Erſatz durch einen Gatten, der zwar nur von bürgerlicher Herkunft iſt, aber nicht wie Ihr adelicher, aber ſehr unedler Freyer, bloß Ihren Reichthum, ſondern Sie ſelbſt liebt.

Roſaura.

Hören Sie auf, mir mit eiteln Verheißungen zu ſchmeicheln! Wo wäre der Mann, der ſich entſchließen könnte, eine Unglückliche, wie mich, zu heirathen?

Alberto.

Dieſer Mann, meine Theuerſte! bin ich. Wer kennt Ihre Vorzüge beſſer, als ich? Und darf ich mir nicht ſogar ſchmeicheln, einen kleinen Platz

in Ihrem Herzen zu beſitzen? Verdiente ich alſo nicht den Nahmen eines Undankbaren, eines Gefühlloſen, eines Barbaten, wenn ich nicht eilte, das Unheil, das meine Zunge vor den Gerichtsſchranken anrichtete, durch meine Hand vor dem Altar wieder gut zu machen?

Roſaura.

O heilvolles Unheil, o Schmerz voll Süßigkeit, o Verluſt voll Gewinn! Ein Unglück, das mich zu Boden drückte, verſöhnt mich durch das höchſte Glück mit ſich ſelbſt. Aber gewiß, ich träume, oder Sie, mein Freund! wollen nur den Sturm meiner Leidenſchaften mit einer nichtigen Hoffnung beſänftigen.

Alberto.

Hier mit dieſer Hand, angebethete Roſaura! bekräftige ich meine Worte, und ſoll ein Eid Sie meiner Treue verſichern, ſo ſey er hiemit aufs feyerlichſte geſchworen!

Roſaura.

Ihre Hand biethen Sie mir? Wohl, ich nehme Dich, liebſte, theuerſte Hand! Du ſollſt mir ge-

wiß nicht entkommen; Du ſollſt ewig meine Gefangene bleiben. Du biſt meine Hoffnung, Du biſt meine Zuflucht, Du biſt mein einziger Troſt. Dich drücke, Dich küſſe, Dich verehre ich, Dir überlaſſe ich mich. Habe Mitleiden mit einer armen Unglücklichen, und ſey ihre Stütze, ihr Schutz! (zu einer Freundinn, die ins Zimmer tritt.) Ach, meine Beſte! ich weiß gar nicht mehr, wo ich bin.

Wie gefällt den deutſchen Leſerinnen dieſe ihre italieniſche Schweſter? Könnte der verliebteſte Schäfer mehr Entzücken verrathen, den die ſprödeſte Schöne nach Jahre langem Schmachten endlich erhört hätte? Und iſt es möglich, daß eine weibliche Zunge ſo ſehr zur Verrätherinn an dem weiblichen Stolz werden kann?

Daß Goldoni nach der Natur ſchilderte, darf man ihm zutrauen, und wie hätten ihm auch ſeine Landsmänninnen jemahls eine ſolche Scene, ohne das Bewußtſeyn, der Dichter habe Nichts erdichtet, verzeihen können?

O Land, wo die Citronen blühen, und wo die Mädchen mit dem Munde bekennen, was ſie im

Herzen empfinden, ſollte nicht Alles, was männlich iſt in Deutſchland, und ein Herz im Buſen trägt, ſich aufmachen, um unter Deinem ſchönern und glücklichern Himmel die Grauſamen zu vergeſſen, die ihre Liebe wie eine Todſünde verhehlen, und dem zärtlichſten Liebhaber, der alle Augenblicke bereit iſt, ſein Blut für ſie zu vergießen, kaum mit Blicken geſtehen, daß ihre Marmorbruſt nicht in der That von Marmor iſt? Doch was läßt ſich nicht von der Gelehrigkeit deutſcher Schönen hoffen, beſonders wenn ihre Lehrmeiſterinnen dem Auslande angehören? Und vielleicht ſehen wir alſo bald auf deutſchem Boden in der Natur, was in dem wälſchen Luſtſpiele uns unnatürlich ſcheint.

VI.

Der italiäniſche Luſtſpieldichter Goldoni als Sachwalter.

Goldoni, der bekanntlich im Tempel der Themis und im Tempel der Thalia zugleich das Prieſteramt verwaltete, ſollte einſt in der erſten Eigenſchaft einen jungen Menſchen in Piſa, der ſich die Freyheit genommen hatte, in dem untern Stockwerke des Hauſes, deſſen oberes von ihm bewohnt war, eine Thür zu erbrechen, und ſich für dieſe Mühe durch eine beträchtliche Summe Gelds, die er in der erbrochenen Wohnung fand, bezahlt zu machen, gegen die Anſprüche der Gerechtigkeit vertheidigen, die noch recht ſäuberlich mit ihm zu verfahren glaubte, wenn ſie

ihn bloß ein halbes Menſchenalter lang auf eine Galeere ſchmieden ließ.

Die Aufgabe war keine von den leichteſten. Aber der dramatiſirende Sachwalter wußte ſie auf eine Art zu löſen, die ohne Zweifel manche Genoſſen ſeiner Kunſt, welcher übrigens Nichts zu ſchwer ſeyn darf, zum Neid reizen wird. Er ließ nähmlich das Schloß der erbrochenen Thür dem Schlüſſel des obern Stockwerks anpaſſen, und dieſe kleine Schloß-Veränderung gab auch ſogleich der bedenklichen Sache eine ganz andere Geſtalt. Der Thäter hatte mit keinem Gedanken an eine Verletzung des ſiebenten Geboths gedacht. In einer jungen Leuten ſo natürlichen Zerſtreuung glaubte er das zweyte Stockwerk bereits erſtiegen zu haben, als er ſich noch auf dem erſten befand. Er öffnete ohne einen argen Gedanken die fremde Thür, und als er einen Haufen Gold offen vor ſich liegen ſah, wie hätte er der Gelegenheit, der man von jeher unverhohlen Schuld gegeben hat, daß ſie Leute, von denen man es gar nicht

glauben ſollte, zu Dieben mache, widerſtehen ſollen? Von der Anklage des gewaltſamen Einbruchs war alſo der junge Menſch nunmehr glücklich befreyt, und wenn Jemand zur Galeere verdammt werden ſollte, ſo war es nicht er, ſondern die Gelegenheit. Kurz, die Gerechtigkeit ließ ſich, beſonders da der Raub dem Eigenthümer erſetzt wurde, und der Sachwalter ihr noch überdieß durch eine beredte, mit Autoritäten aus klaſſiſchen Schriftſtellern geſchmückte Vertheidigungsſchrift, die mit dem Spruch: Gedenke nicht der Sünden meiner Jugend und meiner Uebertretung, begann, das Herz zu rühren wußte, mit einer dreymonatlichen Gefängnißſtrafe, welcher ſich der Thäter unterwerfen mußte, verſöhnen, und den glücklichen Sachwalter belohnte, neben der Zufriedenheit der Familie des jungen Verbrechers, ſogar noch ein Glückwunſch des hintergangenen Kriminalrichters.

Goldoni hatte, wie man aus der Selbſtzufriedenheit, mit welcher er in ſeinem Leben

dieſe Geſchichte erzählt, abnehmen kann, gar keine Ahnung davon, daß er, um einen Verbrecher der verdienten Strafe zu entziehen, ſich ſelbſt eines ſtrafwürdigen Verbrechens ſchuldig gemacht habe. Oder iſt es etwa in Italien den Sachwaltern erlaubt, zum Beſten ihrer Klienten zu offenbaren, Betriegereyen ihre Zuflucht zu nehmen? Doch wie könnte ſelbſt von dieſer Erlaubniß ein Mann, der noch auf die Stimme ſeines Gewiſſens achtet, Gebrauch machen? Und man muß in der That durch dieſen Rechtsfall an der Moral, die Goldoni, der übrigens allgemein in dem Ruf eines ſehr rechtlichen und gewiſſenhaften Mannes ſtand, in ſeinen Luſtſpielen lehrt, zum Voraus ein wenig irre werden.

Uebrigens darf nicht verſchwiegen werden, daß ein rechtſchaffener Vater und zwey liebenswürdige Schweſtern, die im Begriff ſtanden, ſich zu verheirathen, in dem Verbrecher zu ſchonen waren, und man ſieht aus allen Umſtänden, daß der gute Goldoni ſich beredete, es ſey in

dieſem Falle, in welchem drey Unſchuldige mit einem Schuldigen hätten leiden müßen, nur ein frommer Betrug, wenn er die eben ſo hellſehende als unerbittliche Juſtiz ein wenig hinter das Licht zu führen ſuche.

VII.

Poeten-Uebermuth.

Ein bereits vor vierzig Jahren ſehr jung verſtorbener Poet, der bey ſeinem erſten Erſcheinen auf dem Parnaß mehr verſprach, als er in der Folge leiſtete, wurde von dem ſeiner Zeit als Dichter nicht unrühmlich bekannten Geheimenrath und Regierungs-Präſidenten, Freyherrn von G........n, zu St......t, der gern aufkeimende Talente unterſtützte, einiger Aufmerkſamkeit gewürdigt, und mit Leutſeligkeit behandelt. Der junge Muſenſohn, der ſich durch alle möglichen Unbilden der ſpäter ſo verrufenen Genialität die Verſorgung in ſeinem Vaterland er-

ſchwert hatte, erhielt endlich durch die Empfehlung eines berühmten Gelehrten die Stelle eines Profeſſors an einem auswärtigen Gymnaſium in der Reſidenz eines kleinen nordiſchen Fürſten, und trunken von ſeinem Glück und von der Gnade ſeines neuen Herrn, ſchrieb er an den Präſidenten in einem Ton, der ſich kaum durch völlige Standes-Gleichheit hätte entſchuldigen laſſen, und durch den Umſtand, daß der Präſident mehr als noch einmahl ſo alt war, als er, doppelt unſchicklich wurde. Der Titel Exzellenz, der dem Range des ausgezeichneten, mit dem großen Orden ſeines Fürſten gezierten Staatsmanns zukam, mußte der beynahe in jeder Zeile wiederhohlten Anrede: Mein liebſter G........n! weichen, und zugleich floß die epistola familiaris von den lächerlichſten Prahlereyen über. Der Briefſchreiber ließ dem Herzog, ſeinem Herrn, die Gerechtigkeit widerfahren, daß er das Glück, einen Mann wie ihn in ſeinem Dienſte zu haben, recht ſehr zu ſchätzen wiſſe, und vergaß in ſeinem Bericht keinen huldvollen

Wink, der ihm zu Theil wurde. Aber ſo eine ſchöne Sache es um Fürſtengnade iſt, ſo weiß man doch auch, daß ſie den Begnadigten nicht ſelten im höchſten Grade zur Laſt fällt. Kann insbeſondere ein junger Poet viel bey Hof ſpeiſen, ohne daß die Welt irgend ein unſterbliches Werk, und er die Unſterblichkeit ſelbſt, oder wenigſtens die halbe einbüßt? An jedem Kourtage gehen ein Paar Oden, der Sonette nicht zu gedenken, verloren. Setzt er ſich zu dem Fürſten in den Wagen, ſo muß er nothwendig erſt vom Pegaſus herabſteigen, und wie kann er ſich zugleich auf dem Helikon und auf der Redoute befinden? Kein Wunder alſo, daß auch unſer Dichter über die Gnaden- und Ehrenbezeugungen, deren er ſich in ſeiner Lage Preisgegeben ſah, in bittere Klagen ausbrach. Er machte dem armen Präſidenten wenig Hoffnung zu künftigen Briefen. Sie haben, ſchrieb er, keinen Begriff davon, mein liebſter G.......n! wie wenig Ihr H.....n, ſich ſelbſt angehört. Heute zieht mich der Miniſter an ſeine Tafel,

und morgen nöthigt mich der Hofmarſchall in ſeine glänzende Theegeſellſchaft. Der Fürſt will mich ohnehin täglich bey ſich ſehen, und des Fahrens nach Hof iſt kein Ende.

Der Präſident, in gerechtem Unwillen über den Eigendünkel und die Impertinenz des Poeten züchtigte ihn auf eine Art, die kaum angemeſſener hätte ſeyn können. Er trug die Beantwortung des vertraulichen Schreibens ſeinem Kutſcher auf, und dieſer ſchrieb in dem nähmlichen Ton an den Profeſſor, wie der Profeſſor an den Präſidenten. Mein lieber H.....n, mein liebſter H.....n, mein guter H.....n, mein beſter H.....n! hieß es durch den ganzen Brief, und was die Kunſt zu prahlen betrifft: ſo übte der Pferdebändiger dieſelbe beynahe mit noch mehr poetiſcher Freyheit, als der Jünger des Muſengottes. Er hatte kürzlich mit der Tochter des fürſtlichen Leibkutſchers getanzt, und mit dem erſten Kammerlackeyen Brüderſchaft getrunken. Der Hofſchmied hatte ihn zu Gaſt, und der Tafeldecker gar zu Gevat-

ter gebethen. Sein Herr, der Präſident, that es gar nicht anders, er mußte ihn täglich bey ſich ſehen, und nicht zu zählen waren die Gnadenbezeugungen, mit welchen er von ihm überhäuft wurde. Erſt dieſen Sommer hatte er ihm einen abgelegten Pelzrock, und gleich nachher ein Paar faſt noch ganz neue Stiefel geſchenkt. Was ſagen Sie dazu, mein liebſter H.....n! ſchrieb er, daß der Herr und ich täglich zuſammen ſpazieren fahren, der Herr nähmlich im Wagen, und ich auf dem Bocke? Mit ſeiner Zeit ging es dem Kutſcher eben ſo fatal, als dem Poeten. Ich kann Sie verſichern, beſter H.....n! ſchrieb er, daß Sie der Einzige ſind, dem ich, ſeitdem ich nicht mehr Reitknecht, ſondern Kutſcher bin, einige Zeilen widme, und wenn nicht Se. Excellenz, der Herr Präſident, der Meinung wären, Ihre an mich gerichtete, obgleich in der Zerſtreuung an Se. Excellenz addreſſirte Zuſchrift dürfe, beſonders ihres merkwürdigen Inhalts und ihres beſcheidenen Tons wegen, nicht unbeantwortet bleiben, ſo muß ich Ihnen geſtehen, ich hätte mich von

dieſer Pflicht wahrſcheinlich losgeſprochen. Es geht mir armen Kutſcher ſo ſchlimm, als dem beſten Poeten, den man durch lauter Ehrenbezeugungen zur Verzweiflung bringt, und liebſter H.....n! fragen Sie meinen Herrn, fragen Sie die ganze Stadt, ob ich nicht ſogar mit noch größerem Recht als Sie voll Unmuth ausrufen kann: Des Fahrens nach Hof iſt kein Ende!

Ob die wohlverdiente Demüthigung den aufgeblaſenen Poeten klüger und beſcheidener gemacht hat, iſt nicht bekannt. Indeſſen wollen wir, da man von den Todten nicht nur das Beſte reden, ſondern auch das Beſte denken ſoll, glauben, er habe in der Folge bey jeder Verſuchung ſeiner Eitelkeit ſich ſeines liebſten G.....n erinnert, obgleich in der Regel die jugendlichen Muſenſöhne, ſtatt ihrer Natürlichkeit Gewalt anzuthun, ſich lieber, wie Wieland von einem einſt mehr berüchtigten als berühmten Mitglied dieſer eitlen Zunft erzählt, aus der erſten Impertinenz durch eine Zweyte ziehen.

VIII.

Das mißbrauchte Buch.

Ein vor mehreren Jahren verſtorbener berühmter Gelehrter und Profeſſor auf einer der angeſehenſten Univerſitäten empfing von einem auswärtigen Amtsbruder ſein in zwey Quartbänden beſtehendes Werk zum Geſchenk. Das Buch ſelbſt war ihm unbrauchbar. Aber der ſchöne Marmorband brachte ihn auf den Einfall, es als Fußgeſtell für ſeine Pendeluhr zu benutzen. Lange trug das gelehrte Werk geduldig ſeine Laſt, und vielleicht leiſtete es kaum irgend einem andern Beſitzer weſentlichere Dienſte. Aber wer ein Buch zum Uhrentragen verurtheilt, kann unmöglich wünſchen, daß der Ver-

faſſer ſelbſt ſein Werk in dieſem Stande der Erniedrigung erblicke, und wie groß war daher die Verlegenheit des guten Profeſſors, als der Mann, vor dem er den Gebrauch, den er von ſeinem Buche machte, am meiſten zu verbergen Urſache hatte, ihn einſt mit einem Beſuch überraſchte! Zwar ſuchte er es den Blicken des Eintretenden dadurch zu entziehen, daß er ſich, den Rücken gegen daſſelbe gekehrt, ſo ſchnell als möglich davor hinſtellte. Allein was mußte Jener davon denken, daß der Hausherr während des ganzen Beſuchs unaufhörlich auf einer Stelle blieb? Und welche peinliche Lage für dieſen ſelbſt! Zum Glück brach der Fremde ſeinen Beſuch kurz ab. Aber eben dieſer Umſtand und die Kälte, mit welcher er Abſchied nahm, ließen kaum zweifeln, daß wenn er auch nicht bemerkte, was man ihm verbergen wollte, er doch über die Aufnahme, die er erfahren hatte, Nichts weniger als vergnügt war.

Vielleicht hätte der Profeſſor ſich durch einige Komplimente am Beſten aus der Sache

gezogen. Er hätte zum Beyſpiel recht paſſend ſagen können: Indem ich Ihr Werk, mein Beſter! in eine ſo genaue Verbindung mit meiner Uhr ſetzte, was konnte ich damit wollen, als Zeit und Ewigkeit ſinnbildlich paaren? Muß ferner nicht Jeder, der Ihr Buch an dieſer Stelle erblickt, von ſelbſt den Schluß machen, Sie wären ein Schriftſteller, der mehr als irgend ein anderer mit der Zeit fortſchreite, oder gar einer, der ſtatt von der Zeit ſich tragen zu laſſen, dieſe ſelbſt trage, und der zugleich ſtets am Beſten wiſſe, was die Glocke geſchlagen hat? Welcher Schriftſteller endlich kann außer Ihnen ſich rühmen, daß ein Beſitzer ſeines Buchs wenigſtens den Titel deſſelben eben ſo oft lieſt, als er — nach der Uhr ſieht?

Durch dieſe und hundert andere gleich ſchmeichelhafte Gründe konnte dem Verfaſſer bewieſen werden, daß ſein Buch zur Unterlage einer Uhr machen, eben ſo viel ſey, als ſeine Büſte in ein Pantheon ſtellen, oder ihn ſelbſt

unter Könige begraben, und vielleicht läßt künftig Mancher, um deſto leichter zu dieſer Ehre zu gelangen, ſeine Werke ſtatt in Octav in Quart drucken.

1 8 1 5.

Sechste Abtheilung.

I.

Der Perſonen=Wechſel.

Eine Geſellſchaft junger Leute freute ſich in einem Gaſthofe bey der Rheinweinflaſche des Lebens, und nachdem Jeder auf das Wohl der Gebietherinn ſeines Herzens ſein Glas geleert hatte, begann Einer von ihnen, indem er das ſeinige von Neuem füllte: Es iſt doch Schade, daß der gute Franz nicht auch hier iſt, um mit uns anzuklingen. Auf, laßt ihn leben, trotz der wunderlichen Grille, die ihn abhielt, mit uns zu gehen!

Der Narr! ſprach ein Anderer, hat man jemahls gehört, daß ein vernünftiger Menſch,

bloß weil in der Nacht ihm träumte, der goldene Adler, den unſer Wirth im Schilde führt, habe ihm die Augen ausgehackt, am folgenden Tage einem Freudenfeſte ſeiner Freunde beyzuwohnen ſich weigert, ungeachtet dieſe, bloß ſeiner Träumerey wegen, dem königlichen Vogel für heute den Rücken kehren, und als ob ſie ſelbſt Adler wären, ihren Flug zur Sonne nehmen wollten.

In der That, fiel ihm Werner, ein junger Kaufmann ein, der gute Franz iſt, trotz ſeines Geiſts und ſeiner Fähigkeiten, der Aberglaube und die Leichtgläubigkeit ſelbſt. Nichts ſcheint ihm natürlicher, als das — Unnatürlichſte. Er zittert vor jedem Weſen, weil ihn eine Hexe geritten haben kann. Auf dem Kirchhofe ſpuken nach ſeinem Wahne ſo viele Geiſter, als er Gräber hat. Er zweifelt ſo wenig an dem Daſeyn des Rübezahls, als an dem Daſeyn des Rieſengebirgs, und in ſeinen Augen gibt es keine glaubwürdigere Geſchichtsbücher, als — die Feenmährchen. Noch vor Kurzem erzählte

er mir ſogar mit der ernſthafteſten Miene von der Welt, ein vornehmer Edelmann ſey in ſeinen Reitknecht, und der Reitknecht in den Edelmann verwandelt worden, und was wollt Ihr wetten, ich berede ihn morgen des Tags mit Eurer Hülfe, Er ſey Ich, und Ich ſey Er?

Die Uebrigen lachten, und hielten ganz für Scherz, was bey ihrem Freunde wenigſtens zur Hälfte Ernſt war. Als aber ſpäter der Wein die Geiſter noch ein wenig höher geſtimmt hatte, und Werner von ungefähr wieder des Abweſenden gedachte, riefen Einige: Wie ſteht es um Dein Verſprechen? Du wollteſt ja es dahin bringen, daß er glaubt, er ſey nicht mehr der Goldſchmied Franz, ſondern ein gewißer kleiner, ausgelaſſener, durchtriebener Spaß- und Spottvogel, den die Stadt den Kaufmann Werner nennt. Es wäre, bey allen guten und böſen Geiſtern! ein Meiſterſtück, das Dich, und zur Geſellſchaft uns mit unſterblich machen könnte, und die kleine wohlverdiente Züchtigung würde vielleicht noch obendrein dem Träu=

mer zur heilſamen Lehre und zur Beſſerung dienen.

Ich halte Wort, erwiederte Werner, wenn Ihr mir Euren Beyſtand verſprecht. Es verſteht ſich aber, daß, ſo groß die Forderung auch iſt, Jeder von Euch ſeine Rolle wenigſtens halb ſo gut ſpielt, als ich, und nicht irgend eine Unbeſonnenheit von Eurer Seite meiner Klugheit einen Strich durch die Rechnung macht.

Etwa eine Woche nach dieſem Geſpräch erſchien gegen Abend Tillmann, einer der Freunde, in dem Laden des Goldſchmieds. Franz! ſprach er nach der erſten Begrüßung, einer meiner auswärtigen Handelsfreunde trägt mir auf, eine koſtbare Vaſe für ſeinen Hof bey Dir zu beſtellen. Willſt Du Dich mit der Arbeit, die gut bezahlt wird, befaſſen, ſo verfertige vor allen Dingen eine Zeichnung, die ich meinem Freunde mit Deinen Bedingungen ſchicken muß. Der Goldſchmied erklärte ſich bereitwillig zu der Arbeit, und Tillmann nahm Abſchied. Ihm folgte Ludolf, ebenfalls einer der Mitverbündeten.

Ich komme, fing er an, und hohlte tief Athem, um Dir einen ſonderbaren Traum zu erzählen. Du gehörſt, ich weiß es, nicht unter die Leichtſinnigen, die ſich einbilden, man träume für Nichts und wieder Nichts, und was mich betrifft, ſo war mein Traum ſo lebhaft, daß wenn er mich das große Los hätte gewinnen laſſen, ich nicht weiß, ob ich nicht ſchon zum Voraus um Kutſchen und Pferde nnd Palläſte und Landgüter handelte. Mir träumte nähmlich, Werner und ich hätten Dich in Deinem Hauſe beſucht. Auf dem Tiſche lag ein großes Meſſer mit einem Heft von einem mir unbekannten ſchönen bläulichen Holze, und einer außerordentlich hellgeſchliffenen Klinge. Werner ergriff das gefährliche Werkzeug, und machte im Scherz eine Bewegung, als wollte er nach Dir ſtechen. Aber im nähmlichen Augenblicke gingſt Du, ohne das Meſſer wahrzunehmen, mit raſchen Schritten auf ihn zu, und drückteſt Dir daßelbe tief in die Bruſt. Ich müßte albern ſeyn, wenn ich glaubte, der Traum müße ge-

rade buchſtäblich eintreffen. Aber irgend ein Unglück könnte Dir doch heute mit Werner begegnen, und darum wollte ich erſt, ohne Dich ſelbſt mit der Erzählung des Traums zu beunruhigen, ihn bitten, Deine Gegenwart für heute zu meiden. Aber zu meinem größten Befremden durchlief ich die halbe Stadt vergebens nach ihm. Wo ich hinkam, hieß es, erſt dieſen Augenblick wäre er weggegangen, und da ich beynahe verzweifle, ihn zu finden, ſo trieb mich die Angſt, wenigſtens Dir zu ſagen, daß Du auf Deiner Hut biſt.

Wer beſchreibt die Beſtürzung des armen Goldſchmieds, der, wenn er im Traume ein Bein brach, wachend gar den Hals zu brechen fürchtete, und dem man jetzt einen Traum erzählte, der durch einen Umſtand auf den Nahmen eines Wunders Anſpruch machte! Er beſaß nähmlich wirklich ein Meſſer, das dem von Ludolf beſchriebenen vollkommen glich. Es war das vor wenigen Tagen empfangene Geſchenk eines auswärtigen Freunds, und da er es noch

keinem Menſchen gezeigt hatte, und natürlich gar nicht ahnte, daß es gerade von Ludolf zum Behuf ſeines Traums beſtellt worden war, wie konnte er anders, als glauben, daß ihm, wenn er nicht die Vorſicht aufs Höchſte treibe, irgend ein ſchwarzes Verhängniß bevorſtehe? Er ſchloß ſogleich ſeinen Laden, und eilte nach Hauſe. Das Meſſer, ſprach er zu ſich ſelbſt, werfe ich noch heute in den Fluß. Oder iſt es beſſer, ich vergrabe es? Oder ſoll ich es durchs Feuer vernichten? Und Werner, fuhr er fort, einen Monat lang wenigſtens darf er mir nicht vor die Augen.

Unter dieſem Selbſtgeſpräche trat er in ſein Haus, und fand — ſein Zimmer verriegelt. Während er nähmlich in ſeiner Werkſtätte von Ludolf aufgehalten worden war, hatte Werner von ſeiner Wohnung Beſitz genommen. Du und Dein Herr, Ihr ſeyd beyde verloren, ſprach er zu der alten Haushälterinn, wenn Du mir nicht blindlings gehorchſt. Erſtlich mußt Du mit meiner Hülfe ihn abhalten, daß er weder heute

noch morgen ſein Zimmer betritt, und zweytens, wenn er kommt und eingelaſſen ſeyn will, Dich ſtellen, Du halteſt ihn für mich, und mich für ihn.

Als demnach Franz jetzt wirklich anklopfte, fragte die Alte, ohne zu öffnen, wer da ſey.

Mach auf! rief er. Was fällt Dir ein, daß Du die Thür verriegelſt?

Verzeiht, Herr Werner! antwortete die Haushälterinn, mein Herr hat es mir befohlen. Er will heute Niemand ſprechen.

Dein Herr! rief Franz. Biſt Du toll? Und welchen Nahmen gibſt Du mir? Auf der Stelle mach auf! Ich bin Dein Herr!

Jetzt kam Werner vor die Thür, und ſprach, indem er kraft der ihm eigenen Kunſt Franzens Stimme bis zur Täuſchung nachahmte: Verzeihe mir, guter Werner! wenn ich mir Deinen Beſuch für heute verbitte. Ich muß ungeſtört an der Zeichnung einer Vaſe arbeiten, die unſer Freund Tillmann für einen auswärtigen Hof bey mir beſtellt hat, und, ſo lächerlich Dir es auch

ſcheinen mag, Du dürfteſt auch ohne dieſes Hin= derniß mir heute nicht zu nahe kommen. Ludolf erzählte mir erſt vor einigen Stunden, ihm habe geträumt, ich wäre von Dir mit einem Meſſer, das er, ob ich es gleich erſt vor wenigen Tagen zum Geſchenk erhielt, aufs genaueſte beſchrieb, durchbohrt worden. Es iſt freylich möglich, daß dieſer Traum Nichts bedeutet. Aber Du wirſt mir zugeben, daß es kein ſichereres Mittel gibt, nicht von Dir erſtochen zu werden, als wenn ich Dir meine Thür verſchließe, und da es Dir, wie ich hoffe, nicht damit gedient iſt, mein Blut zu vergießen, ſo kannſt Du mir es unmöglich übel nehmen, wenn ich Dich eine Zeitlang eben ſo ſehr fliehe, als man — die Menſchen überhaupt flie= hen ſollte.

Der arme Franz war außer ſich. Er hörte ſeine eigene Stimme, und in ſeiner eigenen Per= ſon erzählte man ihm, was er arbeite, und was einem Andern von ihm geträumt hatte. Er kam mit dem Vorſatz, ſich um dieſes Traums willen in ſeinem Zimmer zu verriegeln, und ein Anderer

hatte es aus derſelben Urſache bereits gethan. Man nannte ihn bey einem fremden Nahmen, und ſeine eigene Haushälterinn, die ehrlichſte Seele von der Welt, die für ihren Herrn das Leben ließ, wollte ihn nicht mehr erkennen. Welche Zeichen und Wunder! Konnte er etwas Anderes glauben, als er träume, oder er ſey bezaubert? Indeſſen machte er doch noch einen Verſuch, eingelaſſen zu werden.

Macht auf, macht auf! rief er. Ich heiße nicht Werner. Ich bin Franz, der Goldſchmied, und Niemand hat ſeit ſechs Jahren hier gewohnt, als ich.

Werner, Werner! rief jetzt der verſtellte Franz, welch ein unanſtändiger Lärm! Haſt Du den Verſtand verloren, oder ſoll ich glauben, Du habeſt im Ernſt einen Anſchlag auf mein Leben? Je mehr Du tobſt, je mehr muß ich gegen Dich auf meiner Hut ſeyn, und je bedenklicher wird mir mein Traum. Sey alſo vernünftig, und ſtöre mich nicht länger! Wahrſcheinlich haſt Du ein wenig zu viel Wein im Kopfe, und Du weißt,

ein Berauſchter kann Nichts Beſſeres thun, als daß er nach Hauſe geht, und ſich zu Bette legt.

Es iſt richtig, ſprach Franz zu ſich ſelbſt, daß es mit mir nicht richtig iſt. Ich muß doch auf die Straße gehen, um zu erfahren, wer ich eigentlich bin.

Guten Abend, Werner! rief ihm eine Stimme entgegen, als er kaum vor das Haus trat. Haſt Du den närriſchen Franz beſucht? Was macht der Grillenfänger? Hat es ihm nicht wieder von Adlern geträumt, die ihm die Augen aushackten, oder von Mäuſen, die ihm das Hirn aus dem Kopfe fraßen? Oder bildet er ſich nicht etwa gar ein, er ſey dieſer oder jener Kaiſer, oder König, oder irgend ein Hofrath, oder Hofnarr?

Ich bilde mir Nichts ein, fuhr Franz unmuthig heraus, und bin nicht ....

Wunderlicher Menſch! unterbrach ihn der Freund, und ſah ihn mit einer bedenklichen Miene an, wer ſpricht denn von Dir? Ich rede von Franz, von dem Du herkommſt.

In dem nähmlichen Augenblicke näherte ſich ihnen ein Poſtbothe, und händigte Franzen einen Brief mit der Aufſchrift an den Kaufmann Werner ein.

Der Brief iſt nicht an mich, ſprach Franz, und wollte ihn zurückgeben.

Um Verzeihung, erwiederte der Bothe, der Brief iſt an Herrn Werner, und dieſer waret Ihr erſt geſtern noch, da ich Euch in Eurem Gewölbe den Pack mit Geld überlieferte.

Jetzt nahm der Freund den Brief, und nachdem er die Aufſchrift angeſehen hatte, gab er ihn Franzen mit den Worten: Ich glaube, Du kannſt nicht mehr leſen, oder Du haſt Deinen Nahmen vergeſſen. Die Aufſchrift iſt ja deutlich an Dich.

Ehe Franz antworten konnte, kam ein Kaufmann aus der Stadt auf ihn zu. Wißt Ihr ſchon, Nachbar Werner! ſprach er, daß das Haus Nathan Levi in Danzig ſeine Zahlungen eingeſtellt hat? Ihr habt doch keine Papiere mehr von

ihm? Ich habe von den meinigen mich noch zu rechter Zeit losgemacht.

Finde ich Dich endlich, mein ſauberer Herr! rief jetzt ein dem guten Franz völlig unbekannter Mann, den zwey Gerichtsdiener begleiteten. Habe ich Dir die hundert Dukaten, die Du mir ſchuldig biſt, bis zum jüngſten Tage geliehen? Auf der Stelle ſchaffe mir mein Geld, oder Du wanderſt ins Gefängniß, aus dem ſo wenig Erlöſung für Dich ſeyn ſoll, als für einen Verdammten aus der Hölle.

Wer ſeyd Ihr, guter Freund? ſprach Franz. Ihr betragt Euch ſehr unbeſcheiden gegen mich.

Wer ich bin? rief der Andere. Du willſt mich nicht kennen? Warſt Du nicht zehn Mahl in meinem Hauſe, bis Du mich beſchwatzteſt, daß ich Dir in Deiner Noth die Summe borgte, die Du mir ſchon vor Jahr und Tag hätteſt wieder bezahlen ſollen?

Ich habe Euch, antwortete Franz, in meinem Leben nicht geſehen, und wenn Ihr be-

hauptet, ich ſey Euch Geld ſchuldig, ſo ſeyd Ihr entweder von Sinnen, oder ein Betrieger.

Ich von Sinnen? Ich ein Betrieger? ſchrie der Unbekannte. Willſt Du mir Deine Schuld abläugnen? Habe ich nicht Deine Handſchrift? Hier, fuhr er fort, indem er ein Papier hervorzog, lies Deinen Nahmen, Ludwig Werner! Oder iſt dieſe Handſchrift etwa nicht die Deinige?

Bin ich denn Werner, rief Franz, oder ſoll ich Dir bezahlen, was Du dieſem geliehen haſt? Ich bin der Goldſchmied Franz, und wenn Du mich nicht auf der Stelle meine Straße ziehen läſſeſt, ſo ſoll es Dich reuen.

Schön, ſchön! ſprach der Andere. Man heißt Werner, wenn man Geld entlehnt, und Franz, wenn man es wieder bezahlen ſoll. Aber gut, daß es noch Gefängniße gibt, in welchen ſo feine Herrn, wie Du, ſich wieder beſinnen können, wenn ſie vergeſſen wollen, wie ſie ſelbſt, und wie die ehrlichen Leute heißen, denen ſie ſchuldig ſind.

Es wird immer toller, dachte Franz. Bin ich denn wirklich verwandelt? Oder ſind alle Leute, die mir heute Begegnen, toll, oder bezaubert, oder Spitzbuben? Am Beſten iſts, ich flüchte mich in das Haus meiner Mutter, und erkennt auch dieſe mich nicht, dann gute Nacht, Goldſchmied Franz! Zahle in Gottes Nahmen die Schulden des Menſchen, für den man Dich hält, und ſiehe zu, wie Du bey der Kaufmannſchaft, von der Du gar Nichts verſtehſt, zurechtkommſt!

Er wollte ſich wirklich aus dem Staube machen. Aber die Gerichtsdiener verſtanden ihr Handwerk zu gut, und der angebliche Gläubiger konnte nicht Worte genug finden, ſeinen Unmuth über den Frevel auszudrucken, daß ſein Schuldner ſich einer ſo rechtmäßigen Gewalt, als die ſeinige war, zu entziehen verſuchte.

Was habt Ihr mit dem Manne? fragten einige Vorübergehende, die ſich um die Streitenden verſammelt hatten.

Wir wollen ihn zu Seinesgleichen führen, antworteten die Gerichtsdiener. Er ſoll ſitzen, wo die Leute ſitzen, die taub ſind, ſo oft ſie das Wort bezahle hören.

Verſchiedene unter dem Haufen gehörten mit zu den Eingeweihten in das Geheimniß, und ermahnten den Gefangenen, ſich geduldig in ſein Schickſal zu fügen. Wir begreifen gar nicht, ſprachen ſie, wie ein Mann in Euren Umſtänden, Herr Werner! wegen einer ſo kleinen Schuld in Verlegenheit gerathen kann, und gewiß iſt es bloßer Eigenſinn, daß Ihr nicht bezahlt.

Nun, ſprach der Gläubiger, Herr Goldſchmied Franz! ſind dieſe Herrn etwa auch von Sinnen, oder Betrieger, wie ich? Sagt ihnen doch, wer Ihr ſeyd! Ihr hört ja, daß ſie Euch für den Kaufmann Werner halten. Doch, fuhr er fort, wir wollen vor allen Dingen ſehen, wofür die Gerechtigkeit Euch hält. Die gute Dame hat freylich verbundene Augen, aber trotz ihrer Blindheit kennt ſie alle Leute vortrefflich, die ſie — kennen will.

Franz wurde jetzt wirklich vor einen Mann geführt, der den Richter ſpielte. Sein Gegner brachte ſeine Klage an, und Franz wurde gefragt, was er darauf zu ſagen habe.

Dieſer Mann, antwortete er, will, daß ich ihm hundert Dukaten bezahle, die der Kaufmann Werner ihm ſchuldig ſeyn ſoll. Da ich aber nicht der Kaufmann Werner bin, ſo geht mich auch die Schuld Nichts an.

Mein guter Freund! erwiederte der Richter, wenn Ihr keine beſſere Ausflucht habt, als dieſe, ſo hättet Ihr billig die Obrigkeit mit Eurer Sache nicht bemühen ſollen. So lange ich Euch kenne, ſeyd Ihr der Kaufmann Werner geweſen, und weder ein gerechter, noch ein ungerechter Richter kann Euch zu einem Andern machen.

Ich beſchwöre Euch, geſtrenger Herr! verſetzte Franz, habt die Gnade, und laßt meine Mutter, laßt meine Haushälterinn rufen. Dieſe werden, wenn Ihrs verlangt, hundert Eide ſchwören, daß ich der Goldſchmied Franz bin.

Laßt mir Eure alten Hexen vom Halſe! rief der Richter. Dieſe Weitläuftigkeiten ſind ganz überflüßig. Es iſt kein Menſch unter den Anweſenden, der Euch nicht für den Kaufmann Werner hält, und das Zeugniß dieſer Ehrenmänner nebſt dem meinigen gilt doch wohl mehr, als die Ausſage von einem Paar alter Weiber, die ſchon halb unter die Todten gehören, und ſelbſt nicht mehr wiſſen, wer ſie ſind.

In Gottes Nahmen! ſprach Franz, wenn ich durchaus Werner ſeyn ſoll, ſo glaubt mir wenigſtens, daß ich es ganz ohne mein Wiſſen bin.

Mein Herr Werner, der nicht Herr Werner ſeyn will, antwortete der Richter, es iſt jetzt die Frage, ob Ihr verrückt, oder ob Ihr ein Menſch ſeyd, der ſeine guten Freunde, ſeine Gläubiger, und ſelbſt eine hohe Obrigkeit zum Beſten hat. Aber dieſe Frage zu unterſuchen, iſt es für heute zu ſpät, und da man Euch ohnehin wegen einer Schuld verhaftet hat: ſo wird es Euch gefällig ſeyn, die Nacht hier zuzubringen. Laßt Euch alſo Euer Zimmer anweiſen, und wenn Ihr mir

eine Freude machen wollt, ſo ſteht, wenn Ihr Euch auch als der Goldſchmied Franz niederlegt, doch als der Kaufmann Werner wieder auf. Ich will dann annehmen, Ihr wäret ohne Eure Schuld ein wenig behext geweſen, und wenn Ihr Euren Gläubiger befriedigt, Euch ohne weitere Umſtände wieder in Freyheit ſetzen.

Franz folgte den Gerichtsdienern in den untern Theil des Hauſes, wo er in einem vergitterten Zimmer eine Geſellſchaft fand, die ſich, wie es ſchien, den Verluſt der Freyheit nicht ſonderlich zu Herzen gehen ließ. Alle riefen ihn bey ſeinem Nahmen, und ſtellten ſich, als ob ſie ihn von jeher gekannt hätten. Man brachte ein prächtiges Abendeſſen, beleuchtete den Saal, und der Morgen fand die Zechenden noch bey ihren Flaſchen.

Franz zog ſich in das ihm angewieſene Zimmer zurück, und wartete von einer Stunde zur andern, daß der Richter ihn würde rufen laſſen, um ſeine Sache zu endigen. Zuletzt, da ſich Niemand um ihn bekümmerte, trat er ans Fenſter,

und als gerade einer ſeiner Bekannten vorüberging, rief er ihn zu ſich.

Biſt Du es, Werner! oder biſt Du es nicht? fing dieſer an. Sage mir ums Himmels willen, wie es zugeht, daß die Gerechtigkeit Dich hier in ihrem Käfich gefangen hält? Haſt Du vielleicht einer Excellenz eine Schuld gefordert, oder hat Dein Staar den Stadtrichter einen Schelm geſcholten?

Ein ander Mahl, antwortete Franz, ſollſt Du das Abenteuer, das mich ins Gefängniß gebracht hat, umſtändlich von mir erfahren. Jetzt aber erzeige mir die Freundſchaft, und bitte den Goldſchmied Franz, er möchte einer dringenden Sache wegen auf der Stelle hieher kommen.

Den Goldſchmied Franz? ſprach der Freund, der Mühe hatte, das Lachen zu unterdrücken. Eben jetzt ſprach ich mit ihm. Ich will alſo eilen, ihn noch einzuhohlen, und wenn er nicht im nächſten Augenblicke bey Dir iſt, ſo gib mir keine Schuld.

Kann ich länger zweifeln, ſprach Franz zu ſich ſelbſt, daß eine Verwandlung mit mir vorgegangen iſt? Alle Leute, als ob ſie ſich das Wort gegeben hätten, nennen mich Werner, und dieſer Menſch verſpricht mir ganz unbefangen, den Goldſchmied Franz, mit dem er ſo eben geſprochen haben will, und alſo mich, zu wem zu hohlen? zu mir ſelbſt. Und doch gibt es immer noch Leute, die Einem ins Geſicht lachen, wenn man von Bezauberungen und andern Teufelskünſten ſpricht. Wahrlich ich zweifle gar nicht, daß Franz ſich mir unter die Augen ſtellt, und dann bin ich nur begierig, wie wir beyde uns gegen einander betragen.

Inzwiſchen war der Abend eingebrochen, und der Richter trat ins Gefängniß. Ihm folgten Franzens Ankläger und Werners beyde Brüder. Gottlob! ſprachen die letzten zu Franz, indem ſie ihn umarmten, Gottlob, Bruder! daß wir Dich endlich finden. Wir konnten gar nicht begreifen, wo Du gerade an dem heutigen Tage hingerathen ſeyn ſollteſt, und hätten Dich bey=

nahe verloren gegeben. Aber noch wiſſen wir nicht, warum man Dich in Verhaft genommen hat. Eines Verbrechens haſt Du Dich gewiß nicht ſchuldig gemacht, und nothwendig muß irgend ein Mißverſtändniß Dir den Unfall zugezogen haben.

Das Mißverſtändniß, fiel der Kläger ein, beſteht darin, daß Euer Bruder nicht mehr Herr Werner ſeyn will, weil Herr Werner mir hundert Dukaten zahlen ſoll.

Ihr ſcherzt, mein Freund! erwiederten die beyden Werner. Nichts ſieht unſerem Bruder weniger ähnlich, als das Abläugnen einer Schuld, und vollends gar eines Nahmens, deſſen er ſich wahrlich nicht zu ſchämen hat. Indeſſen verhalte ſich die Sache wie ſie will, wir leiſten Euch Bürgſchaft für ihn, und iſt er Euch wirklich ſchuldig, ſo ſollt Ihr noch heute Euer Geld haben. Jetzt aber erlaubt, daß er mit uns nach Hauſe geht, wo ſeine Gegenwart höchſt nöthig iſt, um — ſeine Hochzeit zu feyern.

Er ſoll Hochzeit machen? verſetzte der Kläger. Nun ſo geht in Gottes Nahmen mit ihm, und wenn ich auch meine hundert Dukaten verlieren ſollte! Bewahre mich der Himmel, daß ich jemahls ſelbſt meinem ärgſten Feind ein Hinderniß in den Weg lege, wenn er — ein Weib nehmen will!

Gemach, rief jetzt der Richter, gemach, meine Herrn! Den Kaufmann Werner ſpricht ſein Gläubiger frey, und ich habe alſo kein Recht, ſein Weggehen zu hindern. Aber der Goldſchmied Franz bleibt ſo lange in meiner Verwahrung, bis er durch Unterzeichnung dieſer Urkunde allen und jeden Franzens- und Goldſchmieds-Gedanken ſo feyerlich als dem Teufel entſagt, und ſich dagegen verpflichtet, daß er von heute an Nichts Anders ſeyn will, als was er von jeher war, der Kaufmann, Ludwig Werner.

Franz beſann ſich einen Augenblick, hohlte einen tiefen Seufzer, und unterzeichnete die leidige Schrift, die ihm ſeinen rechtmäßigen

Nahmen raubte, und einen unrechtmäßigen ihm aufdrang.

Das Poſſenſpiel, oder das Hexenſpiel, oder was es iſt, muß nun einmahl ausgeſpielt werden, es endige ſich nun damit, daß ich den Verſtand verliere, oder wenn ich ihn, wie ich fürchte, bereits verloren habe, daß ich ihn wieder bekomme, dachte er, und ließ ſich von den beyden ihm wohlbekannten Brüdern des Mannes, deſſen Perſon er ſeit zwey Tagen wider ſeinen Willen vorzuſtellen, ſich genöthigt ſah, ohne Widerſtreben nach ihrem Hauſe führen.

Eine freundliche Erſcheinung begrüßte ihn beym Eintritt ins Zimmer. Es war Louiſe, die Schweſter ſeines Freunds, die längſt ſchon eine Verwirrung in ſeinem Kopfe, und eine noch größere in ſeinem Herzen angerichtet hatte.

Was ſoll ich von Dir denken, Bruder? ſprach ſie. Seit wenn iſt es Mode, daß der Bräutigam Braut und Hochzeitgäſte auf ſich warten läßt? Ich ſollte Deine Braut ſeyn, ſcheiden ließe ich mich am Hochzeittage wieder

von Dir. Hurtig, fuhr ſie fort, führe mich in den Saal, wenn Du anders nicht zur wohlverdienten Buße auf den Knien hineinrutſchen willſt.

Mit dieſen Worten gab ſie ihm den Arm, und welche Ueberraſchung für ihn, als er den Saal wirklich aufs feſtlichſte geſchmückt und erleuchtet, und voll von Gäſten fand! Er war gefaßt, als Werner und als Bräutigam begrüßt zu werden. Aber die Bezauberung ſchien geendigt zu ſeyn, oder vielmehr, an die Stelle der alten ſchien eine neue zu treten. Alle, die ihn kannten, riefen ihm zu: Willkommen, Franz! Sieht man Dich auch einmahl wieder? Der Bräutigam ſtellte ihn ſeiner Braut und den übrigen Gäſten gleichfalls unter ſeinem wahren Nahmen vor, und mit der unſchuldigſten Miene von der Welt bath Louiſe, Herr Franz möchte belieben, an ihrer Seite Platz zu nehmen. Der Herr iſt, ſprach ſie, heute mein Tänzer, und ich muß ihn alſo unter den Augen behalten.

Ich bin doch begierig, was ich in der nächſten Stunde bin, dachte Franz. Vor der Thür noch war ich Werner, und ſo wie ich den Fuß in den Saal ſetzte, wurde ich wieder der alte Franz! Meinetwegen! Wenn nur jede Verwandlung mich zu einem Hochzeitmahle und an die Seite eines ſchönen Mädchens führt.

Es war natürlich, daß es ihm nie weniger als jetzt einfallen konnte! ſein Abenteuer dem Spott ſeiner Freunde Preis zu geben, und dieſe ſelbſt hatten ſich verabredet, nicht nur die leiſeſte Anſpielung auf die Sache zu vermeiden, ſondern auch, wenn Franz je ihrer gedächte, ihn gerade zu für mondſüchtig zu erklären. Franz ſelbſt war Nichts weniger, als ein Grübler, und er unterſagte ſich daher auch in der Folge um ſo lieber jeden Verſuch, das dunkle Räthſel aufzuklären, da von nun an alle Welt ihn willig für den Mann gelten ließ, für den er ſich ſelbſt hielt.

Uebrigens gewährte ihm die Liebe eine reiche Entſchädigung für den erlittenen Verdruß. Der

Hochzeit=Abend hatte ihn der reizenden Louiſe näher gebracht, und nach wenigen Monaten führte der Bruder die Schweſter als ſeine Braut zum Altare, ohne daß die Machthaber der Geſetze ein Wort gegen die verbothene Heirath erinnert hätten.

II.

Blätter aus einem Gedenkbuche.

1.

Weibliche Raſerey.

Es iſt gewiß der höchſte Grad der Raſerey, wenn die Weiber in den Irrhäuſern keine Kleider mehr am Leibe dulden.

2.

Kleine und große Diebe.

Den Spruch von den kleinen Dieben, die gehängt werden, und von den großen Dieben, die es nicht werden, könnte man auch ſo ausdrucken: Man darf wohl lange Hände, aber keine lange Finger haben.

3.

An Herrn Klingklang.

Ich bitte Dich, guter armer Klingklang! um Deiner eigenen Ruhe willen, ereifere Dich nicht über mich! Nicht mit einem Gedanken, ich ſchwöre Dir, habe ich jemahls Dir Urſache zum Unwillen gegeben. Ich kann nur über ein Tauſend Deines Gelichters zuſammen ergrimmen, aber nimmermehr wird ein einzelner Schächer, wie Du, meinen Gleichmuth erſchüttern.

4.

Krähen-Sittenlehre.

Keine Krähe, ſagt das Sprichwort, hackt der andern die Augen aus. Sollte man nicht manche Frauen zu ihnen in die Schule ſchicken?

5.

Erziehungs-Spruch.

Kein Lehrer kann Kinder bilden, wenn Kinder ihn nicht zuvor gebildet haben.

6.

Die neuen Sonettenſchreiber.

Wenn Petrarch die neuen deutſchen Sonettenſchreiber kennen lernte, er würde ſchwer-

lich mit Correggio ausrufen: Ich bin auch einer!

7.

Die Weltverbeſſerer.

Wem reißt nicht die Geduld über das wüthende Heer der weltverbeſſernden und welterlöſenden Schwärmer und Klüglinge unſerer Tage? Warum kreuzigen wir nicht, wie die Juden den ächten Meſſias, die falſchen?

8.

Die Frau ohne Zunge.

Ich glaube beynahe, eine Frau, die keine Zunge hätte, würde nicht reden.

9.

Die fromme Anſtalt.

Hätte nicht ſchon längſt der Staat auf eine eigene Suppen=Anſtalt für die armen Männer denken ſollen, deren Weiber, ſtatt am Herd zu ſtehen, am Schreibtiſche ſitzen?

10.

Fruchtloſe Satyre.

Was hilft Euch Euer ſatyriſcher Witz? Ihr könnt die Leute, die Eure Geißel trifft, zwar böſe, aber leider nicht gut machen.

11.

Selbſtbekenntniße.

Eitelkeit, wozu verleiteſt Du die Sterblichen nicht! Aus Eitelkeit laſſen Einige ſogar ein Verzeichniß ihrer Sünden drucken, und um gute Schriftſteller genannt zu werden, bekennen ſie, daß ſie ſchlechte Menſchen ſind.

12.

Hohes Alter.

Kein Menſch ſollte ſo lange leben wollen, bis er ſich ſelbſt überlebt. Welch ein kläglicher Zuſtand, wenn man ein Großvater und ein Kind zugleich, ein Kind und der Kinder Spott iſt!

13.

Der Glaube.

Seyd nicht ſo ruchlos, den Glauben vernichten zu wollen! Iſt nicht die Hoffnung auch ein Glaube, und was wäre der Menſch ohne ſie?

14.

Eitel ſeyn.

Ich kann keinen Mann ausſtehen, der eitel, und keine Frau, die es nicht iſt.

15.

Der Wiz.

Der Wiz iſt durch ſein freyes munteres Leben, und durch ſeine Flüchtigkeit, und auch dadurch, daß er zuweilen in ein Feld einbricht, wo er Schaden ſtiftet, gar wohl dem Wildbret zu vergleichen. Aber ſonderbar iſt es, daß ſich dieſes Wildbret gerade von ſeinen eifrigſten Jägern nicht fangen läßt.

16.

Ausgeliebte Weiber.

Traut keinem Weibe, die mehr als ein Mahl geliebt hat. Ihr Herz gleicht einer Kohle, die vom Brennen ſchwarz geworden iſt.

17.

Die Sängerinnen.

Manche Sängerinnen in der Oper ſind wahre Sirenen. Man verſtopft ſich die Ohren vor ihrem Geſang.

18.

Die groben Streiter.

Man kann leicht das letzte Wort behalten, wenn das letzte Wort ein grobes Wort iſt. Wenn

ein Menſch mir mitten im Kampfe verräth, daß er zum Pöbel gehört, ſo ſtecke ich auf der Stelle den gegen ihn gezückten Degen in die Scheide, und rufe nach dem Büttel.

19.

Die Muſenſöhne.

Muſen- und Götter-Söhne wollen die Poeten heißen. Indeſſen iſt mancher Götterſohn ein rechtes Teufelskind.

20.

Die verlarvte Schöne.

Hinter einer Larve verbirgt die ſchöne Chloe die gefährlichen Reize ihres Geſichts.

Laßt uns dem holden Kinde danken! Sie hat ihr Schwert in die Scheide geſteckt.

21.

Hallers Jugendſünde.

Haller nannte in ſeiner Unterredung mit dem Kaiſer Joſeph das Dichten ſeine Jugendſünde, und der große Kaiſer widerſprach dem großen Dichter mit der ganzen Welt von Rechtswegen. Weſſen Poeſie wirklich eine Jugendſünde iſt, gibt

ihr zuverläßig dieſen Nahmen im Alter am we-
nigſten, und daher werden gewiße jugendliche Reimfrevler unſerer Tage, wenn ihre künftigen Bärte ſich einſt grau färben, vor Kaiſern und Kö-
nigen von der ihrigen ein ganz anderes Zeugniß ablegen. Doch ich beſinne mich. Wie ſollen dieſe Poeten zu einer Unterredung mit Kaiſern und Königen gelangen?

22.

Der Witz im Luſtſpiele.

Der engliſche Kunſtrichter, der den Luſtſpielen ſeines Landmanns Congreve vorwarf, daß ſie zu viel Witz enthielten, hat durch dieſen ehrenvol-
len Vorwurf dem Dichter und dem Luſtſpiele gleiches Unrecht erwieſen. Wenn ein Luſtſpiel vom erſten bis zum letzten Wort Nichts als Witz enthält, ſo hat es gerade Witz genug. Den Witz eines Luſtſpiels nenne ich aber keineswegs die Einfälle, die als ſolche von den meiſten unſerer neueſten Luſtſpieldichter, und vorzüglich von dem ruchtbarſten von allen, von Kotzebue, ihren Per-
onen in den Mund gelegt werden. Nicht von

den Spielenden, ſondern von dem Meiſter, der ſie ſpielen läßt, fordere ich Witz. Mit Einem Worte, Witz iſt die Sprache des Luſtſpiels, und eben deswegen darf es gar keine ſogenannten Einfälle haben. Wer dieſe Anſicht widerlegen will, darf nur die neueſten Geſchmackslehren nachſchlagen.

23.

Draco.

Draco ſetzte bekanntlich auf das kleinſte Verbrechen die Todesſtrafe.

Wollte dieſer Geſetzgeber der Griechen nur mit beſſerer Art etwas anderes, als ſpäter Caligula, der dem römiſchen Volk nur Einen Kopf wünſchte, um es mit einem Streich aus der Welt zu ſchaffen?

24.

Die Schmähſchrift.

Ernſt.

Haſt Du geleſen, mein guter Philo! was Schmul gegen Dich geſchrieben hat?

Philo.

Freylich, und der Elende mit ſeinen pöbelhaften Waffen iſt ſo ſehr ein Gegenſtand meines Bejammerns, daß ich ihm beynahe meinen eigenen Witz gegen mich ſelbſt leihen möchte.

25.

Uebermuth der Jugend.

Wer ärgert ſich nicht über den Uebermuth des größern Theils der heutigen Schriftſteller? Man hat allen Ernſt nöthig, um ihren Unfug in Schranken zu halten, und ſchwerlich haben jemahls die Knaben den Männern ſo viel zu ſchaffen gemacht, als in unſern Tagen.

26.

Kirchlicher und ſtaatsbürgerlicher Eifer.

Es iſt mit dem Staatsglauben wie mit dem kirchlichen. Die eifrigſten Bethbrüder ſind die ſchlechteſten Chriſten, und wer am heftigſten für die Freyheit ſpricht, wird, ſobald ihn der Unſtern ſeiner Mitbürger über ſie erhebt, der ärgſte Tyrann.

Dem Himmel ſey es geklagt, daß dieſe alte Wahrheit in unſern Tagen ſo neu iſt!

27.

Weiber und Freunde.

Ob Du Dich in ein Eheverlöbniß, oder in ein Freundſchafts-Bündniß einläſſeſt, die Folge iſt dieſelbe. In beyden Fällen verlierſt Du Deine Freyheit.

28.

Der Gelehrte als Geſchäftsmann.

Gelehrte ſind gewöhnlich ſchlechte Geſchäftsmänner, behauptet man. Ich ſetze hinzu, wenn ſie ſchlechte Gelehrte ſind.

29.

Geſellſchaftsregel.

Die erſte Regel in Geſellſchaften iſt, ſich nicht zu erheben, ſondern herabzulaſſen. Wir können Andern unmöglich gefallen, wenn wir mehr ſcheinen wollen, als ſie, und aus dieſem Grunde iſt nahmentlich der Witz ſelten ein beliebter Geſellſchafter.

30.

Eigenliebe.

Man beleidigt die Eigenliebe am meiſten durch Eigenliebe.

31.

Der Schwindel.

Man ſpreche nicht mehr von dem philoſophiſchen, poetiſchen und ſchulverbeſſernden Schwindel unſerer Tage. Der Schwindel iſt längſt in Wuth ausgebrochen. Es beginnt ſich auch bereits ein politiſcher Schwindel zu rühren, und verhüte der Himmel, daß nicht dieſer ebenfalls in Wuth ausbricht!

32.

Stolz und Tugend.

Es iſt nicht erlaubt, Stolz auf ſeine Tugend zu ſeyn, wenn gleich der Stolz ſelbſt eine Tugend iſt.

33.

Weibliche Schwatzhaftigkeit.

Klagt nicht, Ihr Männer! über die Schwatzhaftigkeit der Weiber. Schande genug für Euch, wenn ihr ſchwatzen Euch nicht ſchweigen lehrt.

34.

Verborgenes Verdienſt.

Es geſchieht aus Furcht, wenn ſich das Verdienſt zuweilen gleich dem Verbrechen verbirgt. Wird es doch nur zu häufig gleich dem Verbrechen beſtraft.

35.

Die ſchlechten Schriftſteller an die guten.

Wenn werdet Ihr einmahl aufhören, uns zu verſpotten? Könnt Ihr vergeſſen, daß Ihr Niemand, als uns, Eure meiſte Ehre zu verdanken habt? Warum nennt man Euch gute Schriftſteller? Aus keiner andern Urſache, als weil es auch ſchlechte gibt. Ohne uns würdet Ihr alſo ſchlechtweg Schriftſteller heißen, und gibt es einen kahlern Titel, als dieſen?

36.

Luftſchiffe.

Wenn wir nur ſo gut verſtänden, Luftſchiffe als Luftſchlöſſer zu bauen! Aber leider gehören die Luftſchiffe zur Zeit ſelbſt noch unter die Luftſchlöſſer.

37.

Die Hoffnung.

Ehre der Hoffnung! Wer macht uns glücklicher, als dieſe Betriegerinn?

38.

Das Denken.

Das Denken iſt das Athemhohlen der Seele. Man darf es nicht lange unterlaſſen, ohne geiſtig=todt zu werden.

39.

Philoſophiſcher Aberglaube.

Man irrt, wenn man den myſtiſch=frömmelnden Aberglauben einiger unſerer heutigen Philoſophen für eine neue Erſcheinung hält. Sie haben ihn von Descartes gelernt, der für die Erfindung ſeines Lehrgebäudes der heiligen Jungfrau zu Loretto ein Gelübde that.

40.

Zollfreye Gedanken.

Gedanken ſind zollfrey, ſagt ein Sprichwort, das wie viele Sprichwörter nur halb wahr iſt. Wie oft erräth die Welt unſere geheimſten Ge=

danken, und welchen ſchweren Zoll müßen wir in dieſem Falle ihr für manche derſelben entrichten!

41.

Die Liebe und der Zorn.

Die Liebe verdient eben ſo gut als der Zorn eine kurze Wuth genannt zu werden. Kein Menſch iſt einen ganzen Tag lang verliebt, wenn er es gleich jeden Tag iſt.

42.

Unterzeichnungs=Anzeige des Mävius.

Ernſt.

Mävius, mein guter Philo! muß vollends ganz toll geworden ſeyn. Stelle Dir vor, der Menſch will Unterzeichnung auf ein Werk von ihm ſammeln! Wer, im Nahmen des Unſinns! wird unterzeichnen?

Philo.

Wundere Dich nicht, mein Freund! Mit dem Unterzeichnen iſt es ihm ſelbſt kein Ernſt. Er weiß wohl, daß es nicht ſo viele Tröpfe in Deutſchland gibt, als er braucht, um ſein Buch

ans Licht befördern zu können, und darum iſt ſeine Unterzeichnungs=Anzeige Nichts weiter, als ein Verſuch, ob das Publikum gern Almoſen gibt.

43.

Dreyerley Lügner.

Gemeine Lügner ſagen uns das Ding, das nicht iſt, manche Geſchichtſchreiber das Ding, das nicht war, und Propheten das Ding, das nicht ſeyn wird. Die erſten ſind Lügner der Gegenwart, die zweyten Lügner der Vergangenheit, und die letzten Lügner der Zukunft.

44.

Narren und Ungeziefer.

Es gibt kaum zwey ähnlichere Dinge, als Narren und Ungeziefer. Eine Brut iſt ſo ſchädlich, wie die andere; eine vermehrt ſich ſo ſtark, wie die andere; eine wird eben ſo anhaltend verfolgt, wie die andere; eine iſt eben ſo wenig auszurotten, wie die andere, und endlich hat eine wie die andere ihre zahlreichen Freunde, Vertheidiger und Beſchützer.

45.

Armuth.

Niemand nenne ſich arm, wer Hände hat.

46.

Die Lerchen.

Die armen Lerchen! Welche Grauſamkeit, die lieblichen Sänger für die Tafel zu erwürgen! Es ſollte mich weniger wundern, wenn bloß Kunſtrichter die Mörder und Eſſer wären.

47.

Verbrechen aus Mißmuth.

Lieber Herr, was thut man nicht aus Mißmuth! ſprach ein Mädchen unter vielen Thränen zu dem Amtmann, der ihr wegen ihrer verlorenen Unſchuld das Gewiſſen ſchärfte.

Man lacht, und doch ſagte das arme Ding eine große Wahrheit. Mißmuth über ein widriges Geſchick verleitet leicht zu dem Entſchluß ſich auf Koſten der Tugend zu entſchädigen.

48.

Fehler großer Männer.

Die Strenge, mit welcher man die Fehler und Schwächen eines Voltaire, eines Rouſſeau und großer Männer überhaupt zu beurtheilen pflegt, iſt ſehr ſchmeichelhaft für dieſe. Man will ihnen durchaus nicht geſtatten, daß ſie Menſchen ſind.

49.

Krankenbeſuche.

Für die Kranken ſind Beſuche ſelten eine Wohlthat, und faſt immer ein Zuſatz von Leiden, und es wäre daher nicht undienlich, wenn man gleich den Todesanzeigen auch Krankheitsanzeigen in die Zeitungen einrückte, und ſich von ſeinen Gönnern, Freunden und Verwandten die Beyleidsbezeugung verbäthe.

50.

Dummköpfe.

Der verſtorbene Ritter und Leibarzt von Zimmermann ſagt mit ſeiner gewöhnlichen kräftigen Art, ein Dummkopf von Wichtigkeit ſey der fürchterlichſte unter allen Menſchen.

Wehe der Welt, wenn er Recht hätte, da die wichtigen Dummköpfe gar nicht zu zählen ſind!

51.

Die Löwenköpfe an den Waſſerröhren.

Die Europäer wiſſen nicht, warum es gerade der Löwe iſt, durch deſſen Mund ſie das Waſſer aus ihren Brunnen laufen laſſen. Aber die Aegyptier, von welchen ſie die Gewohnheit, ebenfalls ohne es zu wiſſen, entlehnten, wußten, daß ſie durch dieſe Verzierung der Röhren an ihren Waſſerleitungen auf das Zeichen des Löwen an der Himmelsfeſte anſpielten, in welchem die Ueberſchwemmung des Nils am ſtärkſten iſt.

52.

Geiſterſehen.

Die ehrlichen Leute, welche Geiſter ſehen, wurden bisher von den meiſten ihrer Nebenmenſchen bloß darum verſpottet, weil dieſe — keine ſehen. Wer mit ſeinen ſchwachen Augen kaum Körper zu ſehen vermag, bey dem muß ſich wohl der Neid ein wenig regen, wenn Andere ſogar Geiſter ſehen. Wäre es alſo der Lichtlehre nicht möglich, die

Vergrößerungsgläſer in dem Grade zu verbeſſern, daß der kurzſichtige Unglaube, der die Sichtbarkeit der Geiſterwelt ſchlechterdings läugnet, ſehen, glauben und ſich ſchämen müßte?

53.

Der Umgang mit Menſchen.

Philo.

Nichts iſt Dir nöthiger, mein Freund! als die Kunſt, mit Menſchen umzugehen.

Ernſt.

Wenn ich nun aber gar nicht mit Menſchen umgehen will?

54.

Gedankenſtriche.

Man hat mit Recht, und nicht ohne Erfolg die ehemalige Mode der Gedankenſtriche in den Büchern verſpottet. Aber von manchen Schriftſtellern iſt es doch ein wenig zu weit gegangen, daß ſie mit den Gedankenſtrichen auch die Gedanken aus ihren Büchern verbannen.

55.

Gerechte Selbſterhebung.

Wenn man einen Theil der Menſchen in ihrer ganzen Verworfenheit erblickt: ſo kann auch der Demüthigſte nicht anders, er muß in das Gebeth des Phariſäers ausbrechen: Ich danke Dir Gott, daß ich nicht bin, wie andere Leute.

56.

Taube Ohren.

Ernſt.

Laß ab, mein Freund! den Thoren Vernunft zu predigen. Du predigſt tauben Ohren.

Philo.

Du haſt leider Recht. Indeſſen iſt es doch ſonderbar, daß gerade die Leute am wenigſten hören, welche die längſten Ohren haben.

57.

Das Urbild.

Ich kann mir keinen Zuſtand des Menſchen denken, in welchem er ſich nicht durch ein Urbild über die Wirklichkeit erhebt, und gewiß wird uns

im Himmel ein zweyter ſchönerer Himmel vorſchweben.

58.

Lehre für Lügner.

Lüge wenig, wenn Du belügen willſt. Je mehr Du lügſt, deſto weniger glaubt man Dir, und der größte Lügner iſt daher immer der kleinſte.

III.

Die Rechnung ohne den Wirth.

Eine Scene aus der großen Welt.

Ein Mädchen kann zur Noth noch ohne Liebhaber leben. Aber wie ſoll eine Frau es ohne dieſen Herzenstroſt mit einem Manne aushalten? Hat nicht jede, um nur einer Kleinigkeit zu gedenken, tauſend Wünſche, und gibt es nicht Männer, die kaum Luſt haben, Einen von Tauſenden zu befriedigen? Ein Mann macht ſich gar Nichts daraus, geizig zu ſeyn. Aber wie lächerlich wäre ein Liebhaber mit dieſem Laſter! Und iſt es alſo ein Wunder, wenn unzählige Frauen dem Himmel danken, daß es mehr

als nur ein Paar Männeraugen gibt, um von einem Paar Frauenaugen bezaubert zu werden?

Unter dieſe Unzähligen zählte man mit Recht auch die ſchöne Baroneſſe von Blond. Ihr Gemahl war die Zärtlichkeit, aber leider auch die Sparſamkeit ſelbſt, und wenn er zur Noth fähig geweſen wäre, vor Liebe zu ſterben, ſo war er doch weder durch Bitten, noch durch Thränen, noch durch die zärtlichſten Liebkoſungen dahin zu bringen, vor Liebe bankrott zu werden. Er vergaß nicht, daß jede Frau eine Göttinn iſt, und alſo von dem Sterblichen, der ſich ihren Mann nennt, angebethet werden muß. Aber er war gottlos genug, eben dieſer angebetheten Göttinn zu ſpotten, ſo bald ſie verlangte, daß er nur irgend ein etwas ſchweres Opfer auf ihren Altar legen ſollte.

Ganz anders betrug ſich der Graf Rheineck gegen die nähmliche Baroneſſe. Er ſah ihr aus keiner andern Urſache in die ſchönen Augen, als um darin zu leſen, ob er der Beſitzerinn einen Schawl, oder einen Spitzenanzug, ein Paar

Ohrenringe, oder einen Fingerring, ein Hals=band, oder ein Paar Armbänder kaufen ſollte, und der Auftrag, den die ſchönen Augen ihn leſen ließen, mochte ſeiner Kaſſe noch ſo viel zumuthen, ſo bemerkte man doch nicht ein ein=ziges Mahl, daß er auch nur die Stirn gerun=zelt hätte.

Zum Unglück hatte der Gemahl der Baro=neſſe die ſonderbare Grille, daß er durchaus verlangte, andere Männer ſollten gegen ſeine Frau wo möglich die Sparſamkeit noch weiter treiben, als er ſelbſt, und Jeder, der ſie mit mehr als einer Kleinigkeit beſchenkte, wenn er nicht ein naher Verwandter, oder wenigſtens ſo alt, als ihr achtzigjähriger Großvater war, mußte fürchten, von ihm mit dem ſchnödeſten Undank belohnt zu werden.

Leider ſtand aber der Graf mit der Baro=neſſe ſtatt in einer Blutsverwandſchaft bloß in einer Wahlverwandſchaft, und achtzig Jahre alt zu werden, durfte er kaum nach funfzig Jahren hoffen. Welche Verlegenheit alſo für ihn, als

er einſt in ihren Augen las, daß ſie den Juden, der einen koſtbaren Perlenſchmuck an ſie zu verkaufen wünſchte, nicht gern durch eine verneinende Antwort gekränkt hätte, und wie froh war er, als die Dame wenigſtens für den Augenblick den Hebräer mit dem Verſprechen entließ, ihm am folgenden Tage entweder ſeinen Schmuck, oder den geforderten Preis dafür zuzuſtellen!

Wie gefallen Ihnen die Perlen? fragte die Baroneſſe den Grafen, als der Jude ſich entfernt hatte.

Ich habe kaum ſchönere geſehen, antwortete er.

Die ſchönſten in der Stadt, erwiederte die Baroneſſe, hat die eitelſte Närrinn darin, die Geheimeräthinn Leinhof. Aber dieſe ſind wenigſtens das Doppelte werth, und ich begreife nicht, wie der Jude ſie um dreytauſend Thaler laſſen kann. Ich geſtehe Ihnen, Perlen, von welchen Emilie Galotti ſagt, daß ſie Thränen bedeuten, ſind meine Leidenſchaft, und ich glaube, Gott

vergebe mir die Sünde! ich würde mich in meinen Mann verlieben, wenn er ſich bewegen ließe, mir dieſen Schmuck zu kaufen.

Um Sie, meine Gnädige! antwortete der Graf, vor einer Schwachheit zu bewahren, durch welche die ſchönſte Frau der Stadt ſich der Gefahr ausſetzen würde, zugleich die lächerlichſte zu heißen, wäre ich bereit, allen Juden und Judengenoſſen, und ſogar allen chriſtlichen Damen ihren Perlenſchmuck abzukaufen. Aber Sie wiſſen, daß der Baron Anwandlungen hat, in welchen er meine Freundſchaft für Sie mit den Augen eines Ehemanns betrachtet, und ſchwerlich würden die Perlen dazu beytragen, ihm ſeine Grillen zu benehmen.

Ich glaube es ſelbſt, verſetzte die Baroneſſe. Aber ich verdiente keine Perlen zu tragen, wenn ich nicht den Verſtand hätte, mir ſie, allen eiferſüchtigen Männern zum Trotz, zu verſchaffen. Die Perlen, mein lieber Graf! ſoll mir mein ſparſamer Herr Gemahl ſelbſt kaufen, wenn es Ihnen nicht darauf ankommt, einer guten

Freundinn bis auf beſſere Zeiten — zweytauſend Thaler zu borgen.

Die Worte zweytauſend Thaler ſind ein Schall, der jedes Ohr, und wenn es auch dem freygebigſten Liebhaber gehört, ein wenig erſchüttert, wenn die Rede davon iſt, daß der Hörende ſie geben ſoll, und auch der Graf wollte eben ein wenig im Kopfe kratzen, als er ſich beſann, was einem Manne von Welt, der noch obendrein verliebt iſt, geziemt. Weit entfernt alſo, ſich dem gezwungenen Anlehen zu entziehen, konnte er, indem er der Dame die Hand küßte, nicht Worte genug finden, ihr zu bezeugen, wie glücklich ihn ihr Vertrauen mache.

Am folgenden Tage erſchien der Hebräer bey dem Baron.

Gnädiger Herr! fing er an, Nichts zu handeln? Keine ſchöne Doſe, keine Uhr für den gnädigen Herrn, keine Ringe, keine Armbänder für die gnädige Frau?

Geh zum Teufel, Jude! fuhr ihn der Baron an. Aber wenn läßt ſich ein Jude zum

Teufel ſchicken? Der unſrige packte ſeine Waaren ſo emſig aus, als ob er den ungeduldigſten Käufer vor ſich hätte. Er öffnete ein Käſtchen; er öffnete das zweyte; er öffnete das dritte, und ſtellte jedes vor den Baron hin.

Was ſoll der Kram auf meinem Tiſche? fragte dieſer. Warum gehſt Du nicht zum Teufel, wie ich Dir ſchon geſagt habe?

Damit hat es noch Zeit, erwiederte der Jude. Wovon ſoll ein armer Handelsmann leben, wenn von den vornehmſten Herrn ein Theil ihn nicht bezahlt, und der andere, ohne ihm abzukaufen, ihn gar zum Teufel ſchickt? Sehen Sie doch, gnädiger Herr! dieſes Gold, wie es lacht, und dieſe Diamanten, wie ſie blitzen! Und iſt der Handelsmann, der die ſchönen Sachen verkauft, nicht der ehrliche Moſes?

Ohne ſeine lachenden und blitzenden Herrlichkeiten eines Blicks zu würdigen, erklärte ihm der Baron, daß er Nichts kaufe.

Was gilts, gnädiger Herr! ſprach der Jude, ich löſe heute noch einige tauſend Thaler von

Ihnen? Dieſe Perlen, zum Beyſpiel, fuhr er fort, indem er den Schmuck, den die Leſer bereits kennen, hervorzog, wer kann ſie anſehen, und noch mit dem Herzen an einigen elenden Rollen Gold- oder Silbermünzen hängen? Iſt der Schmuck nicht ſo ſchön, daß die Königinn von Arabien ihn hätte tragen können, als ſie den Salomo beſuchte? Ich will nicht ehrlich seyn, tauſend Männer, die ein gutes Herz und eine ſchöne Frau haben, würden dem ehrlichen Moſes um den Hals fallen, wenn er es ſo gut mit ihnen meinte, wie mit Eurer Gnaden. Das Kleinod iſt unter Brüdern ſeine viertauſend Thaler werth, und Ihnen, gnädiger Herr! laſſe ich es für ... Doch beſtimmen Sie einmahl ſelbſt den Preis.

Muß ich Dirs noch tauſend Mahl ſagen, erwiederte der Baron, daß ich Nichts von Deinen Waaren brauche? Indeſſen nahm er doch die Perlen, und betrachtete ſie. Wie viel, fuhr er fort, ſagteſt Du, daß ſie koſten ſollen?

Gnädiger Herr! fing der Jude im vertraulichen Ton und mit leiſer Stimme an, es hat eine eigene Bewandniß mit den Perlen. Man iſt genöthigt, ſie zu verkaufen. Man braucht in der Eile, man braucht heute noch bares Geld; man will ſie nicht in unwürdige Hände kommen laſſen. Mit Einem Wort, ein Käufer, wie Eure Gnaden, bekommt ſie für das halbe Geld.

Und das halbe Geld, antwortete der Baron, was heißt es in Deiner Judenſprache?

Die Hälfte von viertauſend Thalern verſetzte der Hebräer, ſind zweytauſend.

Und, erwiederte der Baron, die Hälfte von Iſaac Moſes, ſonſt auch Schmul genannt, iſt ein ganzer Spitzbube.

Gnädiger Herr! antwortete der Jude, man iſt ein elender Spitzbube, ſo lange man noch Koſtbarkeiten verkaufen muß, ſtatt ſie zum eigenen Gebrauch kaufen zu können. Das Handwerk nährt ſeine Leute beſſer. Doch Eure Gnaden lieben Scherz, und ich verſtehe Scherz. Alſo — taugen wir für einander, und wenn

wohlfeil verkaufen und ehrlich ſeyn einerley iſt: ſo will ich den Chriſten ſehen, der es wenigſtens mit meiner heutigen Ehrlichkeit aufnimmt.

Genug des Geplauders! ſprach der Baron. Dem ehrlichſten Juden biethet man die Hälfte von dem, was er fordert. Du willſt zweytauſend Thaler für Deine Perlen. Nimm alſo entweder tauſend, oder Deine Waare — und packe Dich!

Moſes machte nach Juden Art noch einige Schwierigkeiten. Er ſchwor, nicht ſelig werden zu wollen, wenn er den Schmuck für einen Heller weniger als für funfzehnhundert Thaler laſſen könne, und zwey Minuten ſpäter erließ er ihn — für tauſend. Der Baron zahlte ihm das Geld, und er eilte ſpornſtreichs zu der Frau Baroneſſe, um ihr die geſchickte und glückliche Vollziehung des ihm aufgetragenen Geſchäfts bey dem Baron anzupreiſen, und um die zweytauſend Thaler, die der Mann zu wenig bezahlt hatte, aus der Hand der Frau zu empfangen.

Wünſchen Sie mir Glück, ſprach die Baroneſſe zu dem Grafen bey ſeinem nächſten Beſuche, die Perlen ſind mein! Der Baron hat ſich richtig durch den wohlfeilen Preis reizen laſſen, ſie zu kaufen. Morgen iſt mein Geburtstag, und alſo ...

Ehe der Graf antworten konnte, trat der Baron ins Zimmer. Er grüßte den Hausfreund, und wandte ſich dann gegen ſeine Gemahlinn. Wünſche mir Glück, mein Kind! ſprach er, ich habe einen Handel gemacht, den die klügſte Frau, den Du ſelbſt nicht beſſer hätteſt machen können. Stelle Dir meine Kühnheit vor! Perlen habe ich gekauft, Perlen, und ſtecke doch in keinem Weiberrocke. Aber ich dachte, welcher Frau Mann ich bin, und wie freudig eben dieſe Frau mein Kauf überraſchen würde, und wenn der letzte Gedanke mich bey dem Handel ein wenig zu ſehr anfeuerte, ſo ſchützte mich doch der erſte gegen alle Juden-Kniffe. Mit Einem Wort. Ein Schmuck, den der Hofjuwelier auf dreytauſend Thaler ſchätzt, iſt mein für tauſend.

Morgen, meine Angebethete! iſt Dein Geburts-
tag, und morgen wirſt Du ihn am Halſe Dei-
ner Nichte ſehen, die kommen wird, um Dir
Glück zu wünſchen. Du weißt, wie verlegen
ich um ein ſchickliches Hochzeitgeſchenk für das
gute Mädchen war, und es iſt ordentlich, als
ob der Himmel gewollt hätte, ich ſollte ihr drey-
tauſend Thaler ſchenken, ohne mehr als tau-
ſend auszugeben. Ich argwöhne freylich, es
ſteckt irgend ein Betrug hinter der Sache. Der
Preis iſt gar zu niedrig. Aber ich habe ehrlich
gekauft, und was geht es alſo mich an, ob der
Verkäufer ein Spitzbube, oder ein Unterhändler
von Spitzbuben war? Aber bin ich nicht ...
beynahe hätte ich geſagt, was Du, meine Beſte!
vermuthlich denkſt. Der Nichte ſchenke ich Per-
len, mit denen ich mir ohne Zweifel bey Dir
einen Kuß, oder gar ein halbes Dutzend Küſſe
hätte verdienen können. Es iſt in der That
zum Verzweifeln, daß es Zerſtreuungen gibt,
die einen Mann ſogar ſeine Frau vergeſſen laſſen.
Ich dachte immer nur an die Nichte, und wie-

der an die Nichte, und an ihre nahe Hochzeit, und nicht ein einziges Mahl erinnerte mich mein feindſeliger Genius, daß ich auch einſt Hochzeit machte, und alſo eine Frau habe, die einen Geburtstag, und ſo gut als die Nichte einen Hals hat, um ihn mit Perlen zu behängen. Aber was iſt zu thun, mein Kind? Der Fehler iſt geſchehen, und Du biſt viel zu gütig, um ihn mir nicht zu verzeihen, beſonders wenn ich Dir ſchwöre, daß ich die erſten Perlen, die ich wieder um einen gleich wohlfeilen Preis zu kaufen Gelegenheit habe, zu keinen andern, als zu Deinen Füßen legen werde. Indeſſen bin ich geſtraft genug, daß Du, meine Theure! wenn gleich Deine Großmuth Dir nicht erlaubt, mir Vorwürfe zu machen, doch nur geringen Antheil an meiner Freude über den guten Kauf nimmſt, und daß ſelbſt Sie, Herr Graf! meine Erzählung mit einer ſo ſauren Miene anhörten, als ob Sie die zweytauſend Thaler, die ich gewann, verloren hätten.

Der Baron entfernte ſich mit einer Verbeugung, und wie hätte ſeine Gemahlinn, beſonders da ſie auf die Verſchwiegenheit des Juden rechnen konnte, noch zweifeln können, daß ſein Scharfſinn ihre Liſt entdeckt habe? Welche Demüthigung für eine Frau, ſich von einem Manne, und noch obendrein von ihrem eigenen Manne überliſtet, und zugleich verhöhnt zu ſehen! Kein Wunder, daß ſie alle Faſſung verlor, und Juden und Perlen, und Gemahl und Nichte, der ſie ohnehin nicht hold war, zum Teufel wünſchte. Und der arme Graf! Welcher Liebhaber wollte nicht lieber ſechstauſend Thaler auf Einer Karte verlieren, als zweytauſend dem Manne in die Hände ſpielen, der ihm ſeine Geliebte unter dem freylich durch die Geſetze begünſtigten Titel eines Ehemanns vorenthält? Aber das Schlimmſte bey der Sache war noch, daß auch dieſes, wie jedes andere Unglück, nicht allein kam. So vortheilhaft nähmlich von einer Seite der Kauf war, zu welchem dem Baron ſeine Gemahlinn und der Graf geholfen hatten, ſo

ſehr mißfiel er ihm doch von einer andern, und er ergriff eben deswegen die nächſte beſte Gelegenheit, oder brach vielmehr eine Urſache vom Zaune, um die beyden Wahlverwandten auf eine Art zu trennen, die wenigſtens eines Ehemanns nach der Mode völlig unwürdig war.

Indeſſen muß man doch der Baroneſſe die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ſie ihm in kurzer Zeit den Gewaltſtreich recht chriſtlich verzieh, oder wenn man lieber will, ſeiner Verzeihung ſich würdig machte, ob ſie gleich nicht umhin konnte, noch nach Jahren zuweilen zu ſich ſelbſt zu ſagen: Emilie Galotti hat Recht. Perlen bedeuten Thränen!

Anmerkungen.

Zweyter Theil. Seite 263.

Der Schneemann.

Die Erzählung, welche dieſen Aufſatz veranlaßte, iſt wirklich erſchienen, heißt aber — nicht der Schneemann.

Dritter Theil. Seite 392.

Der Zeitungsſöldner.

Dieſe Paar Worte ſind einem eben ſo boshaften, als hirnloſen Anzeiger der Mährchen der Scheherazade des Verfaſſers in einer bekannten Literaturzeitung geſagt, und alſo freylich in den Wind geſprochen.

Vierter Theil. Seite 172.

An Herrn Profeſſor und Bibliothekar Peterſen.

Leider ſollte der Wunſch, mit welchem dieſer Aufſatz ſich ſchließt, unerfüllt bleiben. Der Verfaſſer ſelbſt war es, welchem das traurige Ge-

ſchäft zu Theil wurde, den am 26. December 1815 erfolgten Tod ſeines Freunds durch die Zeitungen bekannt zu machen. Friede mit der Aſche des Unvergeßlichen, dem die Achtung aller Geachteten, die ſeinen Werth als Menſch und als Gelehrter zu ſchätzen verſtanden, in ſein allzufrühes Grab folgte!

Seite 459—468.

In dem hier geſchilderten nichtswürdigen Sudlerpaar glaubte ein gewißer bücheranzeigender Miethling, nach ſeiner ich weiß nicht mehr in welcher Zeitung abgedruckten Aeußerung, zwey ſeiner Buſenfreunde zu erkennen. Der Menſch, welcher zugleich als ein elender, aber deſto aufgeblaſenerer Reimſchmied bekannt iſt, ſoll noch überdieß, um ſeiner Unverſchämtheit und ſeiner Dummheit die Krone aufzuſetzen, die Confiscation des Rheiniſchen Taſchenbuchs, in welchem das Mährchen zuerſt erſchien, in vollem Ernſt verlangt haben. Welcher Dank wohl dem Scribler von ſeinen beyden Freunden für die Schmeicheley geworden iſt, daß er bey dem Bild eines Schmul und eines Sordidus ausrief: Siehe da, mein göttlicher Fipp, und mein himmliſcher Fapp!

Verbeſſerungen.

Zweyter Theil.

Seite 52, Lin. 1, ſtatt: jeden, leſe man: alle.

Dritter Theil.

Seite 9, Lin. 5, von unten, ſtatt: behaupt, leſe man: behauptete Dieſer Fehler ſteht zwar bereits unter den dem dritten Theil beygefügten Verbeſſerungen, aber wieder mit einem Druckfehler.
— 24, Lin. 2, ſtatt: welchem, l. m. welchen.
— 129, Lin. 8, ſtatt: daßelbe, l. m. dieſelbe.
— 234, Lin. 9, ſtatt: Federnkrämpfe, l. m. Federnkämpfe.
— 308, Lin. 8, ſtatt: Guten. l. m. guten.
— 312, Lin. 5, von unten, vor dem Wort: merken, ſollte kein Strich, und dagegen einer vor dem Wort: Narren ſtehen.
— 406, Lin. 4, von unten, nach dem Worte: ſah, fehlt das Wort: ihn.
— 439, ſtatt: neuntes, l. m. zehntes, S. 442, ſtatt: zehntes, eilftes, und 443, ſtatt: eilftes, zwölftes Kapitel.
— 483, Lin. 4, ſtatt: großen, l. m. großes.
— 484, Lin. 1, ſtatt: aufſchob, l. m. aufhob.
— 490, Lin. 2, von unten, ſtatt: Bändern, l. m. Bänder.
— 501, Lin. 7, von unten, ſtatt: Gelverlegenheit, l. m. Geldverlegenheit.

Vierter Theil.

Seite 19, Lin. 11, ſtatt: enden, l. m. finden.
— 35, Lin. 1 u. 2, von unten, ſtatt: Peguithen, l. m. Peguilhen.
— 37, Lin. . von unten, iſt der nähmliche Nahme abermahl falſch gedruckt
— 51, Lin. 10, von unten, ſtatt den, l. m. dem.
— 56, Lin. 12, die Worte: mehr als hinlänglich, ſind wegzuſtreichen.

Seite 58, Lin. 6, ſtatt: nimmer mehr, l. m. nimmermehr.
— 63, Lin. 4, ſtatt: einem, l. m. einen.
— 69, Lin. 6, von unten, ſtatt: dunkelhaften, l. m. dünkelhaften.
— 76, Lin. 3, ſtatt: Brave, l. m. Bave.
— 78, Lin. 8, von unten, ſtatt: Heulen und Zähnklappen l. m. heulen und zähnklappen, alſo beyde Wörter mit kleinen Anfangsbuchſtaben.
— 83, Lin. 9, ſtatt der Zahl 36, l. m. das Wort: zu.
— 103, Lin. 10, ſtatt: Gute, l. m. gute.
— 103, Lin. 14, ſtatt: Narciſſes, l. m. Narciſſe.
— 109, Lin. 8, von unten, ſtatt: Dieſes, l. m. dieſes.
— 112, Lin. 3, ſtatt: ſich, l. m. ich.
— 113, Lin. 4, ſtatt: erzeugen, l. m. erzeigen.
— 116, Lin. 10, ſtatt: Geſchäfte, l. m Geſchäft.
— 118, Lin. 4, von unten, ſtatt: Vieler, l. m. vieler.
— 125, am Ende des Aufſatzes fehlt der Strich.
— 128, Lin. 7, von unten, ſtatt: fünf Mahl, l. m. unter fünf Mahl.
— 137, Lin. 2, ſtatt: Aſthetik, l. m. Aeſthetik.
— 138, Lin. 9, nach dem Wort: Dienſtſuchende, iſt ſtatt des Kommas ein Punct, und ſtatt: und er darf, Er darf, zu ſetzen.
— 145, Lin. 2, ſtatt: hat, l. m. habe.
— 150, Lin. 7, nach dem Wort: anders, iſt der Querſtrich wegzuſtreichen, und dafür nach dem Wort: als, zu ſetzen.
— 152, Lin. 10, ſtatt: wen, l. m. wenn.
— 155, Lin. 5, ſtatt: 1813, l. m. 1913.
— 158, Lin. 3, von unten, ſtatt: uns, l. m. aus.
— 161, Lin. 9, nach: glaubt, iſt ſtatt des Fragzeichens ein Punct zu ſetzen.
— 180, Lin. 6, von unten, ſtatt: ſeinem, l. m. ſeinen.
— 189, Lin. 1, ſtatt: Schuldner innen, l. m. Schuldnerinnen.
— 194, Lin. 1, ſtatt: ſeiner guten Sache, l. m. ſeiner ſogenannten guten Sache.
— 195, Lin. 5, ſtatt: ihn, l. m. den.
— 197, Lin. 5 u. 6, nach: Bücherurtheilſprecher iſt ſtatt des Semikolons ein Komma zu ſetzen.
— 204, Lin. 7, von unten, ſtatt: bätte, l. m. hätte.
— 205, Lin. 4, das Wort: geſtattet, hätte nicht mit geſperrter Schrift gedruckt werden ſollen.
— 208, Lin. 1, ſtatt: reinen, l. m. feinen.
— 309, Lin. 6, ſtatt: jämmerlicher, l. m. jämmerlicherer.

Fünfter Theil.

Seite 26, Lin. 8, nach dem Wort: er, iſt das Komma weggzuſtreichen.
— 120, Lin. 6, ſtatt: Schriftſteller, l. m. Schriftſtellern.
— 189, Lin. 11, ſtatt: gleichgültiger, l. m. gleichgültig er.
— 202, Lin 7, ſtatt: leben, l. m. Leben.
— 249, Lin. 3, von unten, ſtatt: Nigar, l. m. Niger,
— 295, Lin. 2, von unten, ſtatt: zu erkennen, l. m. zuerkennen.
— 299, Lin. 3, ſtatt: Eigenſchaft er l. m. Eigenſchaften.
— 336, Lin. 9, ſtatt: nie ein anderes, l. m. nie anders.
— 340, Lin. 4, von unten, ſtatt: Plutous, l. m. Plutos.
— Ebend. Lin. 3, von unten, ſtatt: den, l. m. dem.
— 354, Lin. 1, ſtatt: Prieſter in, l. m. Prieſterinn.
— Ebendaſ. Lin. 4, ſtatt: vermehren, l. m. vernehmen.
— 363, Lin. 4, von unten, ſtatt: vor, l. m. für.
— 372, Lin. 3, von unten, ſtatt: ihr l. m. ihm.
— 395, Lin. 9, von unten, ſtatt: Man, l. m. Mann.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Weisser, Friedrich Christoph,

Friedrich Weisser's sämmtliche prosaische Werke

Bd.: 5

Stuttgart 1822

P.o.germ. 1568 g-5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10122968-2